


DUKE
UNIVERSITY
LIBRARIES

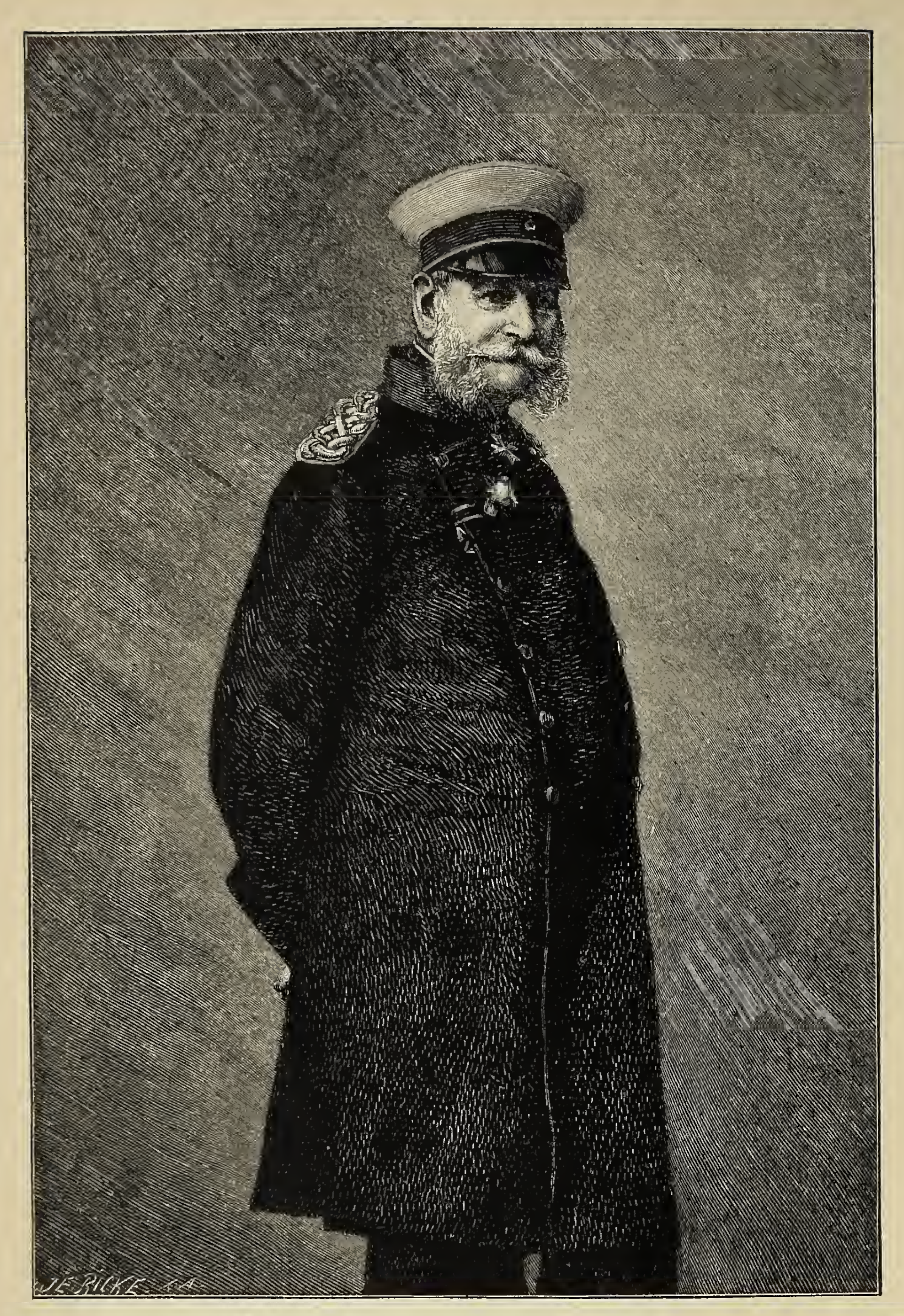


Blätter der Erinnerung

an

Kaiser Wilhelm den Ersten.





Kaiser Wilhelm in seinem letzten Lebensjahre.

Nach einer Momentaufnahme von M. Ziesler.

Blätter der Erinnerung

an

Deutschlands Großen Kaiser

Wilhelm I.

Gedenkblätter an die Trauertage des März 1888; Berichte, Nachrufe und Betrachtungen; Dichtungen und Gedächtnißreden; amtliche Verkündigungen und Kaiserl. Erlasse, Kundgebungen des In- und Auslandes; Characterzüge, Aussprüche und Letztwillige Aufzeichnungen Kaiser Wilhelms I.

Für das deutsche Volk zur bleibenden Erinnerung

zusammengestellt von

Dr. Richard Neubauer

Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster.



Berlin, 1888.

Verlag von Franz Vahlen.

W. Mohrenstraße 13/14.



Vorwort.

„Hüte dich und bewahre deine Seele wohl, daß du nicht vergessest der Geschichte, die deine Augen gesehen haben, und laß sie nicht aus deinem Herzen kommen all dein Leben lang, und sollst sie deinen Kindern und Kindeskindern kund thun.“ 5. Buch Mosis Kap. 4, 9.

Die Märztage des Jahres 1888 werden uns Tage der Trauer, des Besinnens und der Läuterung bleiben, wie sie ein Volk nur selten in seiner Geschichte erlebt. Die Ereignisse, die Stimmungen und Empfindungen dieser Tage mit ihrer tiefgehenden seelischen Erregung, ihrer Trauer, ihren Hoffnungen und Befürchtungen, mit ihrer nationalen Prüfung und nationalen Erhebung in treuem Gedächtniß festzuhalten ist die Aufgabe dieser Erinnerungsblätter. Sie wollen auch dazu helfen, das schöne Bild der anspruchslosen, schlichten und wahrhaft edelen Persönlichkeit des großen Begründers des Deutschen Reiches und neuerstandener Deutscher Herrlichkeit, Kaiser Wilhelms des Großen, dem kein Gaukelspiel und keine Fälschung auch nur ein Blatt aus dem „ewig jungbelaubten“ Ehrenkranze seines Lebens und Wirkens je rauben wird, in getreuem Herzen zu bewahren.

Aber weder die Geschichte dieser Tage wollten wir schreiben, noch ein Characterbild des Verklärten zeichnen; für beides ist die Zeit noch nicht gekommen. Auch beanspruchen diese „Blätter“ nicht die Bedeutung einer eigenen besonderen Leistung, sie wollen nichts weiter, als die Stimmungen und Erregungen, die Gedanken und Empfindungen jener Tage, wie wir sie durchlebt haben, so weit sie nach Außen in die Erscheinung getreten sind und in öffentlichen Kundgebungen, in Berichten, Nachrufen und Betrachtungen, in dichterischen Ergüssen, in öffentlichen Reden und in anderer Form in den Mittheilungen der Tagesblätter oder anderen Veröffentlichungen ihren Ausdruck gefunden haben, treu und schlicht wiedergeben. Nicht etwas nachträglich Gemachtes

oder kunstvoll Zurechtgelegtes sollte es sein, sondern gewissermaßen die getreuen Augenblicksphotographien jener Stunden selber. Daher war der von vornherein festgehaltene Grundsatz, die Berichte und Betrachtungen der Blätter und andere Schriftstücke selbst zu geben, im Wortlaute, nicht zu bearbeiten. Dieser Grundsatz ist, soweit möglich, überall beobachtet; und in denjenigen einleitenden oder zusammenfassenden Abschnitten, denen die Berichte der Zeitungen bloß zu Grunde gelegt sind, ist wenigstens versucht worden, der Darstellung den Ton und die Wärme des Empfindens der Originalberichte treu zu wahren. Hunderte und aber Hunderte werden aus jenen Tagen ihre Zeitung sich bewahrt haben zur Erinnerung an jene Stunden. Aber, wie kurze Zeit nur dauert es, und die vordem so sorglich gehüteten Blätter sind verstreut, unvollständig oder ganz verloren. Zudem hat in dem einen Blatte dies, in dem anderen wieder anderes gestanden, das der Aufbewahrung werth war, in keinem Alles, was hier gebracht wird, manches hier Gebrachte überhaupt in keiner Zeitung; auch war das Einzelne in den Zeitungen mitten unter anderen, gleichgültigen Nachrichten zerstreut, was der späteren Erinnerung erschwert, ein einheitliches Gesammtbild zu gewinnen. Dem wollten diese „Blätter" abhelfen und hier einen Ersatz bieten, gewissermaßen eine Dauer-Zeitung jener Tage in Form eines Buches, das als Gedenkbuch deutschen Leides und deutscher Erhebung in der Familie aufbewahrt jeden Augenblick bequem zur Hand ist. Es sind gesammelte Blätter aus der Zeit für die Zeit und ihre Erinnerungen, wozu sich einige wenige Abschnitte gesellen, die, wie schon angedeutet, den Zweck haben, das Characterbild des großen Todten, das in Jedes Seele lebt, möglichst lebendig zu erhalten und gleichzeitig zu vertiefen.

Aber es sollte kein „Archiv" oder „Repertoir" werden, wenn auch der geschichtliche Gesichtspunkt bei der Auswahl mitbestimmend war und darauf Bedacht genommen ist, für die jährlich wiederkehrende Feier des Gedenktages Kaiser Wilhelms I. der Betrachtung ausreichenden Stoff in diesen Blättern zu bieten. Vieles, was der bloß geschichtlichen Erinnerung bedeutungslos erscheint, ist dem liebevollen persönlichen Gedenken theuer; der Herzensantheil verlangte vor allem sein Recht und forderte, manches aufzunehmen, was dem Fernstehenden, dem innerlich Unbetheiligten und dem, der diese Stunden nicht mit durchlebt, leicht werthlos erscheinen kann. So haben wir sogar ein und das andere gebracht, was nur für Einzelne von persönlichem Interesse ist. Wie in diesem Falle, so haben wir sicher auch sonst es nicht

Allen Recht gemacht und dem einen zu viel, dem andern zu wenig gebracht. Wer eine ähnliche Arbeit je unternommen, wird die Schwierigkeit, die nicht bloß die Sammlung und Sichtung des Materials bietet, sondern auch die Entscheidung in jedem einzelnen Falle über das, was werthvoll erscheint und was nicht, richtig abwägen und billig urtheilen. Die Fülle des Materials, das zu Gebote stand, war eine so erdrückende und verwirrende, daß wir sehr bald den ursprünglich gefaßten Plan, alles Bedeutsame und der Erinnerung Werthe aus jenen Tagen für das Gedächtniß dauernd zu bewahren, gänzlich fallen ließen und uns bei der Sammlung und Sichtung des Stoffes immer engere und engere Grenzen steckten, noch während des Druckes ganze Bogen ausschieden und uns schließlich auf eine kleine Auswahl beschränkten, schon um dem Ganzen nicht den Character des Lesbaren zu nehmen.

Um den Leser nicht zu ermüden, ist dabei die Anordnung beobachtet, daß die Schilderung der Ereignisse in den Trauertagen gewissermaßen den Rahmen bildete für die Berichte, Nachrufe und Betrachtungen u. s. w., daß jedem Abschnitt nach Inhalt und Stimmung passende Dichterworte einleiteten und endlich an geeigneten Stellen die Berichte und Nachrufe durch ansprechende, auf den jeweiligen Inhalt bezügliche Dichtungen abgelöst würden. So einfach und selbstverständlich diese Anordnung vielleicht jetzt erscheint, hat sie doch zuvor uns viel Mühe verursacht; denn es bedurfte der Uebersicht über eine umfangreiche Masse auch der „Gedichte", ehe die passende Auswahl der Dichtworte getroffen werden konnte: seines Fleißes darf sich ja Jedermann rühmen. Aber nicht darum sagen wir das, sondern um von vornherein uns zu sichern, daß nicht andere, wenn sie mit ähnlichen Unternehmungen kommen, mühelos und bequem sich aneignen, was uns Arbeit gekostet. Wenn wir ferner in den Berichten, Nachrufen und Betrachtungen uns vorwiegend auf deutsche Blätter beschränkt und von ihnen in erster Linie die Berliner berücksichtigt haben, so bedarf das für den Einsichtigen kaum einer Rechtfertigung. Wir wählten, was uns zunächst lag; und außerdem, was wir in Deutschland in jenen Tagen empfanden, fühlte in gleicher Weise doch Niemand im Auslande, und Berlin war in jenen Stunden das Herz Deutschlands.

Wenn, abgesehen von den Fällen, wo die amtlichen Blätter aus anderen Gründen den Vorzug erhalten mußten, in amtlichen Kundgebungen nämlich und wo es auf Zuverlässigkeit in Einzelheiten ankam, über welche die amtlichen Blätter genauer unterrichtet sein mußten, sonst aus den Berichten der

Blätter solche gewählt sind, die besonders geeignet erschienen, die Stimmung der Tage möglichst treu wiederzuspiegeln, und von den Nachrufen und Betrachtungen solche, die entweder geschichtlich werthvoll oder sonst der Erinnerung theuer sein mußten; so hat uns zugleich der Gesichtspunkt geleitet, möglichst Blätter der verschiedenen politischen Parteirichtungen zu Worte kommen zu lassen. So stehen denn hier, „Kreuzzeitung“ und „Volksztg.“, „Freisinnige“ und „Kölnische-Zeitung“, „National-“ und „Vossische Zeitung“, die „Grenzboten“ und die „Nation“ und andere Blätter harmlos und friedlich nebeneinander. Wer daran Anstoß nimmt, dem können wir nicht helfen. Er verkennt unsere Absicht. Diese „Erinnerungsblätter“ wollen keinem Parteistandpunkte dienen, sondern ein Buch für Alle sein. Bei Kaiser Wilhelms I. Heimgang haben zum ersten Male in Deutschland wirklich alle politischen Parteien sich einig gezeigt, einig in der ehrlichen Trauer um den Dahingeschiedenen und einig in der rückhaltlosen Anerkennung seiner großen Charactereigenschaften, Tugenden und Verdienste. Diese erhebende Thatsache, wie sie wenigstens in den Worten der Blätter aller Parteien zu Tage getreten ist, die dem Entschlafenen nachgerufen sind, wird dadurch nicht wieder aus der Welt geschafft, daß bald nachher der alte Gegensatz der Parteien um so schroffer wieder hervorgebrochen und in einigen Parteiblättern ein Ton erklungen ist, der wenig vereinbar erscheinen muß mit dem früheren Verhalten. Jedenfalls beanspruchen wir, völlig unparteiisch die Auswahl getroffen zu haben. Ebenso unparteiisch und objektiv haben wir uns bemüht zu sein auch in dem, was wir selber in den Einleitungen und sonst hinzugefügt haben. Nur verwechsele man nicht Herzenskälte mit Objectivität. Unseren Empfindungen haben wir immer ungehinderten vollen und warmen Ausdruck gegeben, und je länger wir uns mit Kaiser Wilhelms I. edler Persönlichkeit beschäftigt, je tiefer und wahrer ist unser Herzensantheil geworden. Wie dieser uns geleitet hat, so stand ferner bei der Auswahl und Aufnahme von Artikeln und sonst obenan der nationale Gesichtspunkt. Ihm zu Liebe haben wir auch die Fremdwörter, aber ohne in ängstliche Kleinlichkeit zu verfallen, in der eigenen Darstellung möglichst gemieden und uns gestattet, in einzelnen Berichten der Blätter, die von Fremdwörtern geradezu starrten, diese durch deutsche Wörter zu ersetzen, soweit dies thunlich war, ohne den Wortlaut wesentlich zu ändern; doch sind wir auch hierbei vielleicht eher zu zaghaft als zu verwegen gewesen. Wir bedauern nachträglich, diesen Gesichtspunkt nicht entschiedener bei uns selbst und in den aufgenommenen Berichten durchgeführt zu haben.

Veränderungen der aufgenommenen Artikel haben wir uns sonst nur in den „Berichten" erlaubt, indem wir hier und da gekürzt und zusammengezogen und geradezu Irrthümliches berichtigt haben; letzteres ist auch da geschehen, wo im Uebrigen der genaue Wortlaut gegeben ist. So steht beispielweise in allen Berichten über die kirchliche Feier im Dome, auch in dem des Reichs-Anzeigers der unsinnige Satz: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Derartiges ist überall stillschweigend gebessert. Die „Nachrufe und Betrachtungen" dagegen sind, wenn es nicht ausdrücklich gesagt oder durch Striche oder Punkte angedeutet ist, weder gekürzt noch sonst geändert, außer an wenigen Stellen, wo ein offenbar durch den Druck entstellter Satz eine Verbesserung herausforderte. Auch in einigen der Gedichte stand in den Originaldrucken der Zeitungen Unverständliches, das eine Besserung verlangte. So steht beispielsweise in einem Gedichte, die Aufbahrung im Dome behandelnd: „Da ist kein Herz, das blutend schlägt", während der Verfasser ersichtlich das gerade Gegentheil sagen wollte. In solchen Fällen mußte bei aller sonstigen Gewissenhaftigkeit in genauer Wiedergabe die Freiheit gestattet sein, zu ändern. An zwei Stellen, Seite 30 und 47, ist ohne eine solche Veranlassung in den den Abschnitt einleitenden Versen ein weniges geändert, um sie für den Inhalt des Kapitels geeigneter zu machen, und es ist darum die Quelle angegeben durch „nach Th. Groll" und „nach F. A. in der National-Zeitung".

Uebrigens sind überall mit Gewissenhaftigkeit unsere Quellen angegeben, auch da, wo sie verändert und zu einem Ganzen verarbeitet oder bloß stofflich verwerthet sind. Bewußt ist nie eine Quelle verschwiegen. Ueberall sind wir ferner auf die Zeitungen und Blätter selber zurückgegangen und haben darum auch das genaue Datum hinzugesetzt. Was wir geben, sind auch keine Ausschnitte und Stückchen von Artikeln, schnell und bequem zusammengerafft aus solchen größeren Zeitungen, die in der Abtheilung „Revue der Presse" oder „Stimmen der Presse" solche zu bringen pflegen, sondern die Artikel sind mit ganz wenigen Ausnahmen den Zeitungen selber von uns entnommen und in ihrem ganzen Wortlaute gegeben, während jene Ausschnitte meist nach dem Standpunkt der Zeitung gewählt sind und vielfach gerade Bedeutendes und Wesentliches fortlassen, vor allem aber kein zusammenhängendes Ganze geben und also keine genaue Vorstellung und Anschauung oder richtiges Bild ermöglichen. Wir heben das hier hervor, um unsere Arbeit von Veröffentlichungen ähnlichen Inhaltes zu unterscheiden, die auf

diese Weise bequem „fabrizirt" sind. Dazu diente auch die genaue Datumsangabe der aufgenommenen Schriftstücke und Dichtungen, die nur in ganz wenigen Fällen aus Versehen beim Druck unterblieben ist. Nebenbei sei hier bemerkt, daß auf S. 37 als Quelle für das Gedicht: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein" aus Versehen angegeben ist „Berliner Tageblatt, Kaisernummer", während es heißen muß „Berliner Tageblatt (‚Ulk') v. 15. 3. 1888."

Geplant wurden diese „Blätter" bereits gleich nach dem Hinscheiden Kaiser Wilhelms. Es war am Abend nach dem Beisetzungstage, als der Unterzeichnete mit dem ihm befreundeten Verleger zusammensaß, im Gespräch über das in den letzten Tagen Erlebte, beide noch tief ergriffen, ganz unter dem Eindrucke der erregenden Feier und das Herz voll Trauer über den Verlust. Aus dieser Stimmung heraus sind sie hervorgegangen. Dem Herzenswunsche des Verlegers, die Stimmungen der Tage, die uns Alle so tief ergriffen, in einfacher und Allen verständlicher Form, möglichst mit den Worten der Tagesblätter selber durch eine kleine Sammlung ansprechender Berichte, Gedichte und anderer Schriftstücke dauernd festzuhalten, kam der Unterzeichnete, dem Arbeiten dieser Art sonst fern liegen, mit gleicher Herzenswärme und Bereitwilligkeit entgegen. Fertig gestellt in der Anlage und in allem Wesentlichen waren die „Erinnerungsblätter" bereits lange vor Kaiser Friedrichs Tod. Wenn sie trotzdem erst jetzt erscheinen, so ist der Grund in den eigenartigen Zeitverhältnissen zu suchen, welche die Herausgabe nicht zu begünstigen schienen. Erst die große Erregung der Gemüther durch Kaiser Friedrichs schweres Leiden und die wechselnden Berichte über dasselbe, dann wieder das erschütternde Ereigniß seines Todes, dem gegenüber jedes andere Interesse in den Hintergrund treten mußte; weiter dann der Mackenzie-Skandal, und wieder anderes und anderes, das die Gemüther nicht aus der Erregung kommen ließ. So ließen wir beide die Herausgabe einstweilen ruhen. Die Sache selbst hat dadurch nur gewonnen, da inzwischen manches Bedeutsame in die „Blätter" aufgenommen werden konnte, wie die „letztwilligen Aufzeichnungen" Kaiser Wilhelms I. Jetzt steht zu hoffen, daß mit unseres jungen Kaisers fester und männlicher Regierung für lange Zeit Ruhe, Friede und Sammlung in die Herzen kommt. Mögen diese „Erinnerungsblätter" in dem gleichen Geiste aufgenommen werden und wirken, aus dem sie hervorgegangen sind.

Berlin, im Oktober 1888.

R. Neubauer.

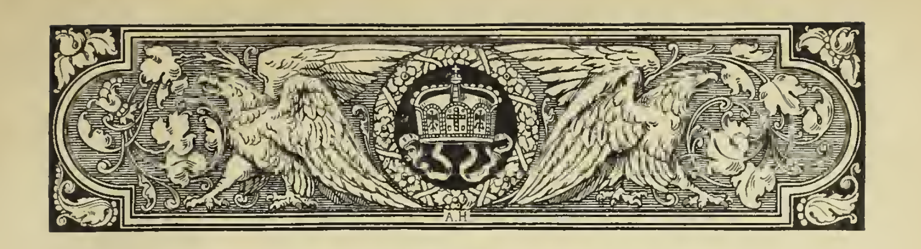


Inhalts-Uebersicht.



Blätter der Erinnerung.





Des Kaisers Erkrankung und letzte Lebensstunden.

(Nach d. Köln. Ztg., d. Hannov. Cour., d. Allg. Ztg., d. „Bär" u. a. Berichten.)

Du theures Haupt, wie hast du oft
Dem Volke grüßend dich geneigt,
Das treu gewartet und gehofft,
Bis sich dein Antlitz ihm gezeigt;
Vor deinem Fenster dicht gedrängt,
Ob Eis und Schnee, ob Sonnenschein,
Den Blick zu dir emporgelenkt,
So stand dein Volk und harrte dein.

Und wenn du kamst, du greiser Held,
Vom Silberschein das Haupt umkränzt,
Wie hat uns Dank das Herz geschwellt,
Wie tönte Jubel unbegrenzt!
Aus tausend Herzen brachs hervor,
Und tausend Lippen regten sich,
Und wie Gebet scholl es empor:
„Du theures Haupt, Gott segne Dich!"

Kreuzztg. 17. 3. 1888. R. B.

An dem bekannten Fenster seines Hauses, wo wir so oft das liebe Haupt begrüßen durften, hat sich Kaiser Wilhelm zum letzten Male am Sonnabend den 3. März 1888 gezeigt, als um Mittag die Wache mit den Klängen von „Heil Dir im Siegerkranz" vorüberzog. Tags zuvor, am Freitag den 2. März, war der Kaiser zum letzten Male ausgefahren. Der eisige Nordostwind, der in jenen Tagen Berlin heimsuchte, hatte dem Kaiser eine Erkältung gebracht, welcher seine grade in der letzten Zeit ohnehin geschwächte Gesundheit nicht mehr den früheren Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Schon die letzten Monate vorher, den ganzen Herbst und Winter hindurch hatte sich der Kaiser nur noch mit häufigen Unterbrechungen wohlgefühlt. Bald nach seiner Rückkehr von Baden-Baden, im Oktober 1887, war er auf der Reise nach Wernigerode in Folge einer starken Erkältung an seinem alten Nierenleiden erkrankt, und schon damals waren die Leibärzte mehr wie vordem besorgt geworden, da der Kaiser diesmal ungleich schwerer als sonst seine Leiden überwand. Erst am 16. November konnte er seine

erste Ausfahrt wieder machen. Vom 17. November datirt der Erlaß, welcher dem Prinzen Wilhelm die Stellvertretung des Kaisers und Königs überträgt, von demselben Tage, an welchem der Kaiser seinen öffentlichen Dank für die Beweise der Theilnahme an der schweren Erkrankung des Kronprinzen aussprach, und vom Tage vor der Ankunft des Kaisers von Rußland. Die große Aufregung und Unruhe, die mit dem Zarenbesuch am 18. November nothwendig verbunden war, ließ nicht mit Unrecht besorgen, daß ein neuer Anfall der Krankheit den Kaiser für längere Zeit arbeitsunfähig machen könnte. Um den Gang der Staatsverwaltung nicht aufzuhalten, sollte der Erlaß erst veröffentlicht werden, wenn die Nothwendigkeit es erheische.*) Schon damals gab die zunehmende Schwäche des Kaisers zeitweilig zu ernster Besorgniß Anlaß. Aber der starke Wille, der in diesem greisen Körper lebte, würde doch vielleicht noch auf längere Zeit uns das theure Leben erhalten haben, wenn nicht die tiefgehenden seelischen Aufregungen der letzten Zeit an demselben fort und fort genagt hätten: erst die zeitweilige Gefährlichkeit der politischen Verhältnisse, die dem Lande furchtbaren Krieg zu bringen drohten, dann die schlimme Erkrankung des Kronprinzen, die eine Zeit lang immer bedenklicher lautenden Nachrichten von dem Zustande des geliebten Sohnes in San Remo. Immer wieder äußerte damals der Kaiser den Wunsch, den Sohn zu sehen, und wollte trotz des strengen Winters, der hochbetagte Mann, selber mit der Kaiserin nach San Remo an das Krankenlager eilen, nur gaben es die Aerzte nicht zu. Diese schmerzlichen Erregungen des Gemüthes hätten auch ein jüngeres und kräftigeres Leben körperlich nicht unberührt gelassen. Als gegen Ende Februar die Nachrichten aus San Remo vorübergehend recht gefahrdrohend lauteten und Prinz Wilhelm in Folge dessen den sehnlichen Wunsch hegte, dorthin zu reisen, erschien es nöthig, den Kaiser darauf vorzubereiten. Man erzählt, daß Fürst Bismarck dies gethan habe, indem er die vom Kaiser anfänglich verweigerte Erlaubniß zur Reise des Prinzen am Schlusse eines Vortrages als sein persönliches Anliegen erbat. Aber noch ehe die Reise zur Ausführung gelangte, wurde dem schwerbekümmerten Herrn am 23. Februar

*) Dieser Erlaß ist dann bekanntlich erst am 8. März, einen Tag vor dem Hinscheiden des Kaisers veröffentlicht durch das „Reichs-Gesetzblatt.“ Er lautet:

„In Betracht der Wechselfälle Meiner Gesundheit, welche Mich vorübergehend zur Enthaltung von Geschäften nöthigen, und in Betracht der Krankheit und verlängerten Abwesenheit Meines Sohnes, des Kronprinzen Kaiserliche u. Königliche Hoheit, beauftrage Ich Ew. Königliche Hoheit in allen Fällen, wo Ich einer Vertretung in den laufenden Regierungsgeschäften und namentlich in der Unterzeichnung von Ordres zu bedürfen glauben werde, mit dieser Vertretung, ohne daß es für die einzelnen Fälle einer jedesmaligen besonderen Ordre bedarf.

„Abschrift dieser Ordre habe Ich dem Staatsministerium, dem Militärkabinet, dem Civilkabinet und dem Ministerium Meines Hauses mitgetheilt.

Berlin, den 17. November 1887. **Wilhelm.**

An des Prinzen Wilhelm Königliche Hoheit. v. Bismarck.“

der unerwartete Tod eines blühenden Enkels, des Prinzen Ludwig von Baden, gemeldet, der das Herz des kaiserlichen Großvaters wieder tief verwundete. Zu viel stürmte auf einmal auf den greisen Herrn ein. Noch hielt ihn der Wille aufrecht, noch erschien er nach wie vor an seinem Fenster und erwiederte mit altgewohnter Herzensgüte die Grüße der Liebe und Verehrung des draußen harrenden Volkes, das voll tiefer Theilnahme zu ihm emporschaute; und es war rührend zu sehen, wie dieses Volk von dem Anblick seines innerlich selbst so tiefgebeugten Herrschers fortgesetzt für sich selbst Trost und Hoffnung für die Zukunft holte. Er selbst bewahrte seine gewohnte Haltung, nur ernster und älter erschien sein Angesicht, und wenn die grüßenden Rufe des Volkes sich zu häufig wiederholten, dann winkte er wohl mit der Hand freundlich ab, gleichsam um Schonung und Ruhe für sich bittend. Am Sonntag den 4. März erschien er nicht mehr am Fenster, und die Tausende, die um die Mittagszeit sich um das Denkmal Friedrichs des Großen versammelt hatten, vermißten schmerzlich sein liebes Angesicht; Niemand ahnte, daß sie es nie mehr dort sehen sollten. Der Kaiser hatte sich, wie schon zu Anfang berichtet, eine Erkältung zugezogen, die sein altes Leiden wieder wachgerufen hatte. Aber es trat anfangs noch in unbedenklicher Form auf, wenigstens berichteten die Blätter am 3. und 4. März nur von einem „leichten Unwohlsein", das sich voraussichtlich in nicht langer Zeit würde heben lassen. Die Leibärzte hatten aber schon am Sonntag den 4. ernste Besorgniß, wie denn auch bereits an diesem Tage Prinz Wilhelm aus San Remo telegraphisch zurückgerufen wurde. Und am Montag, als die Schmerzen sich steigerten und der Appetit schwand, machten sich die Aerzte bereits auf das Schlimmste gefaßt. Die Nachtwache übernahm meistens Stabsarzt Dr. Timann. In der Nacht vom Sonntag den 4. auf Montag den 5. März schreckte der Kaiser, nach einem gut beglaubigten Berichte, plötzlich aus dem Schlaf auf und klingelte heftig nach dem Diener im Nebenzimmer: „Ruf mir den Arzt", befahl er diesem, und als Dr. Timann kam, klagte er diesem: „Alles bricht über mich zusammen, alles, woran ich gelitten, fühle ich" — es war, als ob er eine Todesahnung hatte. Erst nach längerer Pause und nach Einnahme von Beruhigungsmitteln schlief er wieder ein. Nach dem „Reichs-Anzeiger" vom 9. März hatte sich bereits am Nachmittag des 6. „Bedenken erregende Schwäche gezeigt" und „am Morgen des 7. März waren die Kräfte schon sehr gesunken." Doch empfing der Kaiser an diesem Tage noch den Prinzen Wilhelm nach dessen Rückkehr von San Remo und sprach mit ihm über den Gesundheitszustand des Kronprinzen und weiter über politische und militärische Angelegenheiten. In der Folge trat eine ungewohnte Schlafsucht auf, die zuweilen in einen Zustand von Bewußtlosigkeit überging, auch nahmen Kräfte und Appetit immer mehr ab. Die große Menge des Volkes ahnte bis dahin noch nichts von der Gefahr, in der das theure Leben des allverehrten Kaisers schwebte. Am Mittwoch den 7. März Abends erschien im „Reichs-Anzeiger" ein amtlicher Bericht, durch den dann

auch die weiteren Kreise von den bangen Besorgnissen der Aerzte Kenntniß erhielten. Er lautete:

„Bei Sr. Majestät dem Kaiser und König haben sich zu den, seit Sonnabend den 3. d. M. vorhandenen, allgemeinen Erkältungserscheinungen, welche mit einer Affection der Halsschleimhaut und Reizung der Augenlid-Bindehaut verbunden waren, in den nächstfolgenden Tagen öfters eintretende schmerzhafte Unterleibsbeschwerden gesellt.

Seit gestern hat sich auch der Appetit wesentlich vermindert. In Folge dessen ist eine merkliche Abnahme der Kräfte eingetreten.

von Lauer. Leuthold."

Damit erst war in den weitesten Kreisen Berlins und in ganz Deutschland bange Sorge und Bestürzung in die Gemüther gekommen. Aber gleichwohl ahnte die große Masse in Berlin noch immer nicht, wie schlimm es stand: noch war der Glaube der Menge an ihren Kaiser größer als ihre Befürchtungen. „Er ist krank, recht krank", sagten die Berliner, ja — aber an den Tod dachte kaum einer, „es wird wieder besser werden, die gute Natur unsers Kaisers hat schon Schlimmeres überwunden": seinen guten, lieben Kaiser sich sterbend denken, das konnte keiner, das wollte keiner; wir waren gewohnt, ihn uns ewig zu denken.

Die dann folgenden ärztlichen Berichte lauteten nicht viel beruhigender. Nach allen Richtungen hin waren an die Mitglieder des königlichen Hauses telegraphische Mittheilungen gesandt, um dieselben an das Krankenlager zu rufen. Der Reichskanzler, der Graf Moltke, der Minister des königlichen Hauses und andere dem Herrscher nahestehende Personen begaben sich, von Unruhe getrieben, in das kaiserliche Haus, um in der Nähe des hohen Kranken zu weilen. In den Ministerien, den Parlamenten, den Hofkanzleien, überall, wo man Genaueres über den Zustand des Kaisers wußte, herrschte bereits wehmüthige Trauer, gedämpfte innere Erregung oder bange Stille, man rechnete bereits mit dem, was man sich doch nicht als bevorstehend gestehen wollte. Man wußte, das theure Leben war von den Aerzten fast aufgegeben, das Ende konnte jeden Augenblick befürchtet werden.

Die Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag, auf deren kräftigende Wirkung durch den Schlaf man noch gehofft hatte, war nicht in der gewünschten Weise verlaufen. Das stete Schwinden der Körperkräfte war nicht mehr aufzuhalten. Zeitweilig war das Bewußtsein geschwunden; kam es auf kürzere oder längere Zeit wieder, so waren es — das ist das Große auch an diesem Sterben — immer Fragen allgemeiner, nie persönlicher Art, die den todtkranken großen Herrscher jetzt und in den folgenden Stunden beschäftigten, die Fürsorge für Reich und Staat.

Am Donnerstag den 8. März, Vormittags, begrüßte der Kaiser, nach dem Berichte im „Reichs-Anzeiger", den Großherzog und die Großherzogin von Baden, mit inniger Rührung und Theilnahme gedachte er des heimgegangenen

Prinzen Ludwig, gedachte er auch seines schwerkranken Sohnes in San Remo und „seines eigenen Kranken- und fast Sterbebettes", wie er selber sich ausdrückte. Um 2 Uhr Nachmittags sprach der Kaiser den Wunsch aus, den Reichskanzler zu sehen, er sprach mit demselben über die politische Lage und richtete an ihn Worte des Dankes und der Anerkennung. Dann aber traten wieder Fieberphantasien ein, und Kräfte und Stimme gingen zurück. Als gegen 5 Uhr Nachmittags der Kaiser immer schwächer wurde, versammelte sich die königliche Familie und deren hier anwesende Verwandte am Krankenbette. Der Reichskanzler Fürst Bismarck, der Graf Moltke, der Kriegs- und der Hausminister, die Chefs des Militär- und des Civilkabinettes, die „maison militaire" und der engere Hof, sowie die persönliche Dienerschaft befanden sich im Sterbezimmer. Die Leibärzte unterstützten den Kaiser, welcher, die Hand der Kaiserin haltend, die Frau Großherzogin von Baden und den Prinzen Wilhelm in unmittelbarer Nähe hatte. Auf Wunsch des Kaisers trat der Oberhofprediger D. Kögel an das Lager und sprach Worte des Trostes und gläubiger Zuversicht. Mit schwacher, aber deutlicher Stimme wiederholte der Kaiser einige derselben, die er als ihm besonders theuer und wahr bestätigte. Aus dem authentischen Bericht der „Nordd. Allg. Ztg." hierüber, theilen wir hier den Anfang mit:

„Donnerstag, Abends 5 Uhr, trat der Ober-Hofprediger D. Kögel an das Krankenbett des Kaisers, und nach einem kurzen Wort der Begrüßung, worin er von der betenden Theilnahme des ganzen Volkes sprach, sagte er dem hohen Leidenden das Psalmwort 23, 4, vor: Ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab tröstet mich. Dann Jesaia 54, 10: Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer. Und Jesaia 43, 1: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein. — Beide Mal antwortete der Kaiser mit der Zustimmung: „Das ist schön." Als der Geistliche fortfuhr: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Christus ist die Auferstehung und das Leben — da lautete die Bestätigung: „Das ist richtig." —

Die in den späteren Abendstunden dem Sterbenden gespendeten Tröstungen des Glaubens vorwegnehmend, erwähnen wir hier gleich aus dem weiteren Inhalte desselben Berichtes noch Folgendes: Außer einer Anzahl Sprüche aus der Heiligen Schrift wurde dem hohen Kranken aus den Liedern der Kirche sein Lieblingsvers vorgesprochen:

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir,
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür.
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Aengsten
Kraft deiner Angst und Pein.

Aus dem Liede: „Befiehl du deine Wege" der Schlußvers. — Dann heißt es in dem Wortlaut des Berichtes weiter:

„Bei dem Spruch: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen — fragte die Frau Großherzogin von Baden ihren Vater, ob er es verstanden habe. Er bejahte es, indem er die letzten Worte vernehmlich wiederholte: „Meine Augen haben deinen Heiland gesehen."

In einer der Pausen sagte der Kaiser, unveranlaßt, von sich aus: „Er hat mir mit seinem Namen geholfen." Ein anderes Mal sprach er wie ein Träumender vor sich hin: „Wir wollen eine Erbauungsstunde einrichten." Nach einem Zwischenraum erwachend, erklärte er: „Ich habe einen Traum gehabt. Es war die letzte Feier im Dom." Offenbar hatte er sich im Geist sein eigenes Leichenbegängniß vergegenwärtigt."

Während so am Nachmittage und Abend des Donnerstags drinnen im kaiserlichen Hause langsam das Leben des Allgeliebten schwand und die Seinen für ihn und mit ihm beteten, harrten draußen vor dem Sterbehause Tausende, obschon von dem bleigrauen Himmel der Regen floß, langsam, unaufhörlich — ein Wetter, so trostlos traurig, ganz angethan, die allgemeine bange Sorge und Niedergeschlagenheit zu verstärken, ein rechtes Sterbewetter —; seit Donnerstag Mittag wußte man, daß es schlimm, sehr schlimm da drinnen stand, man ahnte und fühlte, daß der greise Kaiser im Sterben lag, man sah die bekannten Persönlichkeiten tief traurigen Angesichts langsam aus dem Palais treten, aber Niemand von den Harrenden wußte Genaueres, nur dunkle Gerüchte waren es, welche die ganze Zeit über unter das Volk drangen, und immer neue Schaaren kamen; lautlos, flüsternd, leise fragend kamen sie und standen sie da in ernster Stille, trotz tief innerer Erregung an sich haltend, die ängstlichen Blicke zum Sterbehause gerichtet, ein so ergreifendes Bild, wie es auch die Millionenstadt noch nie gesehen, ein Denken, ein Fühlen, ein Herzschlag bewegte diese vieltausendköpfige stumme Masse, das Herz des großen Berlin. Der Schreiber dieses, selbst ein geborener Berliner, hat noch keinen Augenblick vorher erlebt, wo ihm die Volksseele des als kalt und blasirt verschrieenen Berlins in ihrem tiefen menschlichen Empfinden so ergreifend sich offenbart hätte. —

Als um 5 Uhr Nachmittags der Puls des Kaisers vorübergehend aussetzte und selbst die Aerzte Anfangs der Meinung waren, der hohe Kranke habe bereits seinen letzten Athemzug gethan, verbreitete sich diese Nachricht mit Blitzesschnelle in der Umgebung bei den hohen Behörden und beim diplomatischen Corps. Ziemlich zu gleicher Zeit erklangen vom Dome herüber die Glocken und alle anderen Kirchenglocken setzten ein — es fanden, was man in der Menge nicht wußte, in den Kirchen überall Bittgottesdienste für das Leben des Kaisers statt —, in dem Sterbehause gewahrte man an den Fenstern ein eiliges Hin- und Herlaufen, und als nun auch, da es dunkel ward, die Standarte über dem kaiserlichen Hause eingezogen wurde, da kam auch über die Menge draußen, die noch immer keine bestimmte Kunde hatte, eine unbeschreibliche Bestürzung. „Der Kaiser ist todt", „der Kaiser ist todt", alles, was man sah und hörte mußte als eine stumme Bestätigung der Trauer-

kunde gelten; die Erregung und die tiefe Niedergeschlagenheit der Tausende lautlos Harrenden war unbeschreiblich. Und dazwischen wieder der Zweifel: „es ist nicht möglich", „es kann nicht sein", „unser Kaiser ist noch immer wieder gesund geworden", — es war die Logik des Herzens, die sich auch gegen die Naturgesetze empört, wenn ihm sein Liebstes geraubt wird. Aber jetzt erschienen auch Extrablätter einzelner Zeitungen, welche die falsche Nachricht von dem Ableben des Kaisers ausriefen. Und nun lief durch alle Straßen und Gassen mehrere Stunden hindurch die Schreckensbotschaft: „der Kaiser ist todt", „die Glocken haben es bereits verkündet", „die Truppen werden bereits in der Garnisonkirche vereidigt." Dazwischen wieder Zweifel einzelner Besonnener: „warum keine amtliche Nachricht?", „es ist nicht möglich, es kann nicht sein." Inzwischen war die Stunde da, wo die Bureaus und die Werkstätten geschlossen wurden, und nun eilte alles dem einen Punkte zu, um sichere Kunde zu erhalten, alles hin zum Sterbehause. Immer neue Massen setzten sich dorthin in Bewegung. Die Extrablätter waren unterdessen von der Polizei mit Beschlag belegt worden, aber noch immer kam keine andere amtliche Nachricht. Je mehr aber die Zeit vorrückte, desto geneigter wurden die geängsteten Gemüther, ruhigerer Betrachtung Raum und den Mittheilungen einzelner Kundiger über die wirklichen Thatsachen Gehör zu geben, die im Gegensatze zu den Alarmnachrichten eine gewisse Besserung im Befinden des Kaisers meldeten.

Allmählich war nämlich in die stumme und traurige Menge, die in dem unaufhörlich fallenden Regen zu vielen Tausenden das kaiserliche Haus umstand und immer mehr anschwoll, die Kunde gedrungen, daß der Kaiser noch am Leben sei und daß auf der Rückseite des Palais, am Eingang in der Behrenstraße, der neueste amtliche Bericht angeschlagen worden sei. Auch da drängte sich, zu einem dichten schwarzen Knäuel geballt, eine unabsehbare Schaar von Theilnehmenden, die bis in die Markgrafenstraße hineinreichte. Alle wollten das ärztliche Zeugniß lesen; aber der Regen hatte die Tinte verwischt, und die Wenigen, die bis zur Thür vordringen konnten, waren bei der Dunkelheit und bei dieser Beschaffenheit des Schriftstückes kaum im Stande, den Inhalt zu entziffern, und von allen Lippen kam die Frage: „Lebt der Kaiser?" Da rief eine Stimme aus dem Portal — es war ein Offizier, der Wacht hatte — „Ruhe!", und die große Menge verstummte. Mit einem Schlage war das dumpfe Gemurmel und Straßengeräusch wie erstorben. Und nun verlas der Offizier den von den Aerzten unterzeichneten Bericht von 7 Uhr Abends:

„Der Schwächezustand Sr. Majestät des Kaisers dauert fort. Se. Majestät nehmen ab und zu etwas Wein und flüssige Nahrung zu sich. Im Ganzen ist der Zustand ruhiger.

von Lauer. Leuthold."

Ein nicht zu hemmender Aufschrei der Freude entrang sich aller Brust, aber er verstummte sogleich wieder, denn alle empfanden, daß zum Jubeln

doch kein Grund sei. Aber er lebte noch, der geliebte Kaiser. Das war es, was alle mit Dankbarkeit und Rührung empfanden, und diese Empfindung hatte unwillkürlich einen Ausdruck erheischt. Noch lebte er — es war ein Hoffnungsstrahl. „Er lebt", „der Kaiser lebt", „der Kaiser ist nicht todt" ging jetzt durch die Unmenge der Zunächststehenden und von da durch die Straßen der Stadt von Mund zu Munde und löste den Schreckensruf ab, der wenige Zeit vorher durch dieselben Straßen und Gassen gelaufen war: „Er ist todt." — „Er lebt, der Kaiser lebt!", mit diesem frohen Gedanken, froh darum, weil jeder, obschon zwischen Furcht und Hoffnung hin- und hergeworfen, doch heimlich in seinem Herzen immer noch den festen Glauben nährte, der Kaiser werde es auch diesmal überwinden, mit dieser beruhigenden Zuversicht ging fast ganz Berlin um Mitternacht und nach Mitternacht — denn die Erregung hielt viele lange noch zusammen wach — endlich zur Ruhe.

Wir fügen hier einen Theil eines interessanten „Berliner Briefes" über die Stimmung der Berliner Bevölkerung am Abend des 8. März aus der Münchener „Allgem. Ztg." an. Es heißt da:

„Gegen 5 Uhr Nachmittags hieß es plötzlich: „der Kaiser ist gestorben!" Ein bis zwei Stunden brauchte die Nachricht, um bis in die äußersten Vororte der Millionenstadt zu gelangen. Dann aber wälzten sich durch den Regen und das Dunkel ungeheure Menschenwogen bis in das Innere der Stadt. Niemand zweifelte an der Wahrheit der Trauernachricht, welche in leichtsinniger Weise durch Extrablätter verbürgt war. Aber Tausende zogen auch schon wieder aus der Stadt heraus und riefen es den Entgegenstürmenden zu und schrieen es in die überfüllten Pferdebahnwagen hinein: „Er lebt noch!" Wenn das Ereigniß in einem fernen Lande stattgefunden hätte, die Ungewißheit wäre nicht größer gewesen. Um das Denkmal Friedrichs des Großen, keine hundert Schritte vom Krankenbette entfernt, hielt eine unendliche Menschenmenge Leichenwacht, und all die Männer und Frauen schüttelten den Kopf unter dem regentriefenden Hute, wenn Jemand den eingetretenen Tod anzweifelte. Und zu gleicher Zeit drängten sich am hinteren Eingange des Palais, nur durch die Breite des Bibliothekgebäudes von den Linden getrennt, andere Schaaren um das neueste Bulletin der Aerzte, welches unter dem dunklen Thorbogen von einem jungen Mann von Minute zu Minute auswendig hergesagt wurde. Tausende gingen, Tausende kamen, die Masse schien still zu stehen. Niemand kehrte nach Hause zurück. In den Bierhäusern und Cafés saß man dicht gedrängt und verlangte nach der Wahrheit. Die Verkäufer der Extrablätter lärmten herein und vertheilten die Zeitungen über die Tische, ohne es mit der Bezahlung genau zu nehmen. Gegen 10 Uhr Abends trugen die Widerrufe den Sieg davon. „Der Kaiser lebt noch!"

Aber nun begann in all diesen raucherfüllten Stuben unter den blasirten Großstädtern die uralte kindliche Mythenbildung ihre Macht zu zeigen. Was irgend ein vorlauter Bursche aus eigener Weisheit als Möglichkeit vortrug, das wurde sofort geglaubt und wenige Minuten später als Thatsache auf die Straße hinausgetragen. Das Widersprechendste wurde vereinigt. Und man glaubte sich in die Zeiten zurückversetzt, wo sterbende Helden von den Göttern in das Innere ihrer Berge entrückt wurden.

Wer nach Mitternacht noch an eine der Gruppen, welche im strömenden Regen und gegen das Verbot der Schutzleute das Palais umstanden, herantrat, der konnte von jedem Einzelnen hören: der Kaiser ist schon seit gestern todt, und der Kronprinz ist soeben in Berlin oder auf deutschem Boden — das wußte man nicht genau — angelangt.

Dann wurde es still in der Stadt und um das Palais. Die ungeheure Aufregung wurde endlich zurück in die Familienwohnungen getragen. Und man ging schlafen mit der offiziellen Beruhigung, an welche man nicht glaubte."

Die gleiche angstvolle Erregung der Gemüther, die aus Schrecken, Zweifel, Hoffnung gemischten Empfindungen haben auch die Bewohner fast aller Hauptstädte Deutschlands am Donnerstag Abend und Nacht, nur etwas später durchlebt, denn der Telegraph hatte überall hin die verfrühte falsche Nachricht von dem Hinscheiden des Kaisers vermittelt. Selbst in den großen Städten außerhalb Deutschlands war die Erregung jener Nacht in Folge der Trauerkunde zum Theil eine ähnliche wie in Berlin, etwas vordem nie Erlebtes. Wir greifen hier aus den Nachrichten hierüber eine heraus, welche die Stimmung der österreichischen Hauptstadt anschaulich schildert. Es ist ein „Wiener Brief" in der Münchener „Allgem. Ztg.", den wir hier zu einem Theile mittheilen:

„Den gestrigen Tag mit seinen Erschütterungen wird auch Wien nicht so bald vergessen. Man kann wohl sagen, daß an diesem Tage Wien sein deutsches Herz vernehmbar schlagen hörte und jeder Schlag den deutschen Brüdern draußen mitgehörte. Ein Frühlingssturm brauste gerade über unsere Häupter; er griff mit mächtiger Faust in die Telegraphendrähte, dies unfaßbar wirre Saitenspiel des Weltverkehrs, daß sie aufseufzten und stöhnten. Und wenn es stiller ward, lauschten wir mit verhaltenem Athem dem tiefen Raunen und Summen in den Lüften, wo sich die tausend und tausend Stimmen kreuzen mußten, die nach der deutschen Kaiserstadt im Norden hinriefen und von dort gedämpft zurücktönten. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, vernahmen wir Kunde auf Kunde. Obwohl nicht zunächst betheiligt, hat doch Wien diesen Tag mit Berlin durchlebt. Eine wehmüthige Bewegung hatte sich aller Gemüther bemächtigt, Ernst und Sorge lagen auf allen Mienen, eine unheimliche Spannung hielt die Geister in Bann. Keinem schien es unklar, daß er einen geschichtlichen Augenblick miterlebte, dessen tragischer Gehalt eine Welt zu erfüllen vermochte. Ein todter Kaiser — ein schwerkranker Kaiser! Wer vermöchte dieser Fügung gegenüber unerschüttert zu bleiben? Mitfühlend beklommenen Herzens sahen wir im Geiste die Hunderttausende fast lautlos, in tiefer Bangigkeit unter regenumflortem, schwermüthigem Himmel die mächtigen Straßenzüge des kaiserlichen Berlin erfüllen und nach dem Hause des Kaisers hinfluthen, Woge um Woge, um thränenverschleierten Blickes nach jenem Eckfenster auszulugen, ob nicht noch einmal das geliebte, schneeige Haupt hinter den Scheiben auftauchte, das so oft freundlich lächelnd und winkend erschienen war — erst vor wenig Tagen noch, als der kaiserliche Greis die gütigen, segnenden Hände auf die Blondköpfe seiner Urenkel gelegt hatte! Ein Rabenflug unheimlicher Gerüchte flatterte über die bangen Massen hin, und als die Glocken die Stimmen erhoben und die Kaiserflagge hinabglitt, da flog die erste Todesbotschaft auf. Und dann flackerte noch einmal die Hoffnung auf, aber es war des Kaisers letzte Nacht und das Frühlicht sah er nicht mehr . . . Dies alles haben wir hier im Geiste miterlebt. Die erste Trauerkunde durch-

flog in den Abendstunden windschnell die Stadt, tausend Fragen und Gegenfragen kreuzten sich auf den Fernsprechdrähten, Depeschenboten eilten nach allen Richtungen, Wenige zweifelten an der Wahrheit der Todesnachricht, obwohl der offizielle Telegraph die Bestätigung schuldig blieb. Da plötzlich liefen widerrufende Depeschen ein, der Kaiser war . . . . wieder erwacht, lebte noch! Kaum getraute sich Jemand an diese unerwartete glückliche Wendung zu glauben. Bis lange nach Mitternacht konnte man in den Hauptstraßen und mehr noch in den übervollen Erholungslokalen erregte Gruppen finden, welche ihre Zweifel und Hoffnungen austauschten."

Freilich lebte der Kaiser noch, als in Berlin die vielen Tausende halb bang zweifelnd, halb beruhigt ihr Lager aufsuchten. Seine zähe Kraft war noch immer nicht aufgezehrt. In dem unerbittlichen Vernichtungskampfe hatte sich das stolze Leben zu einer letzten Anstrengung aufgerafft. Nachdem gegen ½ 6 Uhr Abends ein Augenblick größter Schwäche eingetreten war, hatte sich der Kaiser wider alles Erwarten nach kurzer Zeit erholt. Nach Einnahme einiger Erfrischungen schien es, als wollte das erlöschende Lebenslicht noch ein letztes Mal aufflackern. Der Kaiser erkannte die Mitglieder seiner Familie, fragte nach dem Grafen Moltke und rief dann den Prinzen Wilhelm in seine unmittelbare Nähe. Mit vernehmbarer Stimme sprach er eingehend mit demselben über das, was ihm vor allem am Herzen lag, über Deutschland und Deutschlands Stellung, über seine wahre Friedensliebe und seine Herrscherpflichten. Später, in abgebrochenen Worten, sprach der Kaiser vieles von seinen Truppen und berührte Erinnerungen an seine Feldzüge. Die Großherzogin von Baden richtete die Bitte an ihren Vater, sich nicht durch vieles Sprechen zu ermüden, worauf der Kaiser antwortete: „Ich habe nicht Zeit müde zu sein". Erst nachdem er längere Zeit geredet, trübte sich wieder das Bewußtsein, später verfiel der Kaiser in einen Schlummer.

Aus demselben erwachte er gegen 8 Uhr. Nochmals kam seine kräftige Natur zum Durchbruch. In vorgerückter Stunde äußerte er zu seinen Leibdienern: „Ich muß aufstehen, ich will hinaus", und als diese zögerten und auf die späte Zeit verwiesen, wiederholte er seinen Befehl und schlug zugleich die Steppdecke zurück. Nun unterstützten ihn die Diener in seinem Versuch, aber der Kaiser fühlte jetzt selber seine Schwäche und winkte, von dem Vorhaben abzustehen. Jedenfalls war sein Zustand um diese Zeit ein solcher, daß die an das Sterbelager des Herrschers gerufenen Persönlichkeiten gegen Mitternacht das kaiserliche Haus mit der Hoffnung verlassen konnten, daß diesem kostbaren Leben vielleicht doch noch eine Frist gegönnt sei.

Der Kaiser hatte dann in der Nacht noch mehrere ruhige Stunden. — Als gegen 4 Uhr der Puls immer schwächer wurde, hatte sich die ganze königliche Familie und ihre Umgebung wiederum am Krankenbette versammelt; man schickte nach dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Moltke und ließ den Ober-Hofprediger D. Kögel wiederum rufen. Letzterer betete jetzt an dem Sterbelager:

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnoth.
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich fest an mein Herz drücken:
Wer so stirbt, der stirbt wohl.

„Das darauf folgende Vaterunser", wir geben hier wieder D. Kögels eigenen Bericht, „sprach Ihre Majestät die Kaiserin laut mit. Als der Geistliche mit dem 27. Psalm Vers 1 begann: Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen?, und die Frau Großherzogin an den Kaiser die Frage richtete: „Papa, hast Du es verstanden?", gab er zur Antwort: „Es war schön." Die Großherzogin fragte hierauf: „Weißt Du, daß Mama an Deinem Bett sitzt und Dir die Hand hält?" Da schlug er sein Auge auf und sah die Kaiserin lange klar an. Dann schloß er das Auge, um es nicht wieder zu öffnen. Der letzte Blick galt der Kaiserin." —

Die Stunden zwischen 4 und 6 Uhr Nachts waren nicht ganz frei von Schmerzen. Gegen 7 Uhr, als die Schmerzen aufgehört hatten und wieder eine größere Ruhe eingetreten war, verließen Fürst Bismarck und Graf Moltke das Palais. Die kaiserliche Familie blieb beisammen im Sterbehause. Die Großherzogin von Baden richtete noch kurze Fragen an ihren Vater, aber sein Ohr schien sie nicht mehr zu vernehmen. Die letzten Worte, welche der Kaiser gesprochen, sollen in dem rührenden Ausruf bestanden haben: „Ach, mein armer Fritz!" Als die Zeichen des Todes sich deutlich ankündigten, segnete D. Kögel den Sterbenden ein mit den Worten:

„Der Herr behüte deinen Ausgang und deinen Eingang von nun an bis in Ewigkeit! Ziehe hin in Frieden! Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. Vater, in deine Hände befehlen wir seinen Geist, du hast ihn erlöset, du treuer Gott." Und zu den Gliedern des Königlichen Hauses gewandt, schloß er den Trost an aus Ev. Joh. 16, 33: „Solches habe ich mit euch geredet, daß ihr in mir Frieden habt. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost: Ich habe die Welt überwunden." —

Rührend und ergreifend war das Verhalten der Kaiserin Augusta in der Sterbestunde ihres Gemahls. Sie saß auf ihrem Stuhle an dem Sterbebette und hielt beständig die linke Hand des Kaisers in der ihren; selbst die Schwäche, die sie zeitweilig überkam, konnte sie nicht bewegen, die Hand des sterbenden Gemahls zu lassen; die Großherzogin von Baden mußte sie stützen, aber ihre Hand blieb in der seinen. Prinz Wilhelm lag auf den Knieen zur Seite des Bettes und verfolgte in größter seelischer Erregung jeden Athemzug des Sterbenden. Immer schwächer und kürzer wurde der Athem, Ober-Hofprediger D. Kögel begann zu beten, alle Anwesenden sanken lautschluchzend um das Lager des sterbenden Kaisers auf die Kniee, dann — noch ein tiefes Aufathmen — der Kaiser hatte geendet, sanft und ohne Kampf war er

eingegangen in den ewigen Frieden. Es war 30 Minuten nach 8 Uhr. Hand in Hand blieb die Kaiserin mit dem Gemahle vereint bis über den letzten Athemzug hinaus.

Die Augenblicke nach dem Dahinscheiden werden wie folgt geschildert: Prinz Wilhelm stand am Fußende des Bettes angesichts des dahingeschiedenen Großvaters. Es nahten sich nunmehr alle Familienmitglieder, um von dem geliebten Oberhaupt den letzten Abschied zu nehmen und ihm nochmals die Hand zu küssen. Alle knieeten sie vor dem Sterbebette nieder. Darauf winkte Prinz Wilhelm auch die übrigen Anwesenden heran: den Oberst-Kämmerer, den Ober-Hofmarschall, die General- und die Flügel-Adjutanten, die Aerzte, die Leibdienerschaft, den Garderobe-Intendanten Engel, die Kammerdiener, den Garderobier und die Leibjäger, welche ihrem dahingeschiedenen Herrn so lange treu gedient hatten und die den letzten Abschied von diesem so theuren Leben nahmen.

In den Vormittagsstunden am Freitag erschien Fürst Bismarck im Sterbezimmer und weinte lange Zeit heftig und küßte immer wieder und wieder die Hand seines dahingeschiedenen Herrn.

Der Gesichtsausdruck des Dahingeschiedenen war der eines Schlafenden; mild und freundlich schauten diese Züge noch im Tode, kein Ausdruck des Schmerzes oder des Leidens. Die linke Hand ruhte fast auf dem Rande des Bettes, die rechte war auf die weißseidene Decke herabgesunken, über welche die Großherzogin von Baden Blumen gestreut hatte. Eine lichte Klarheit umgab das Haupt des todten Kaisers. Es war, als ob es nach der Stelle gerichtet wäre, wo eine weiße Marmorbüste aufgestellt ist — die Büste der Königin Luise.

In der gleichen Stunde, da Kaiser Wilhelm starb, lasen Tausende von Berlins Bewohnern die Nachrichten der Morgenblätter, die noch einen Schimmer von Hoffnung gaben, freuten sich Tausende mit bangem Herzen, hofften Tausende — das Schicksal hatte schon entschieden.

„Wir werden nun sein Auge,
Sein theures nie mehr seh'n“.

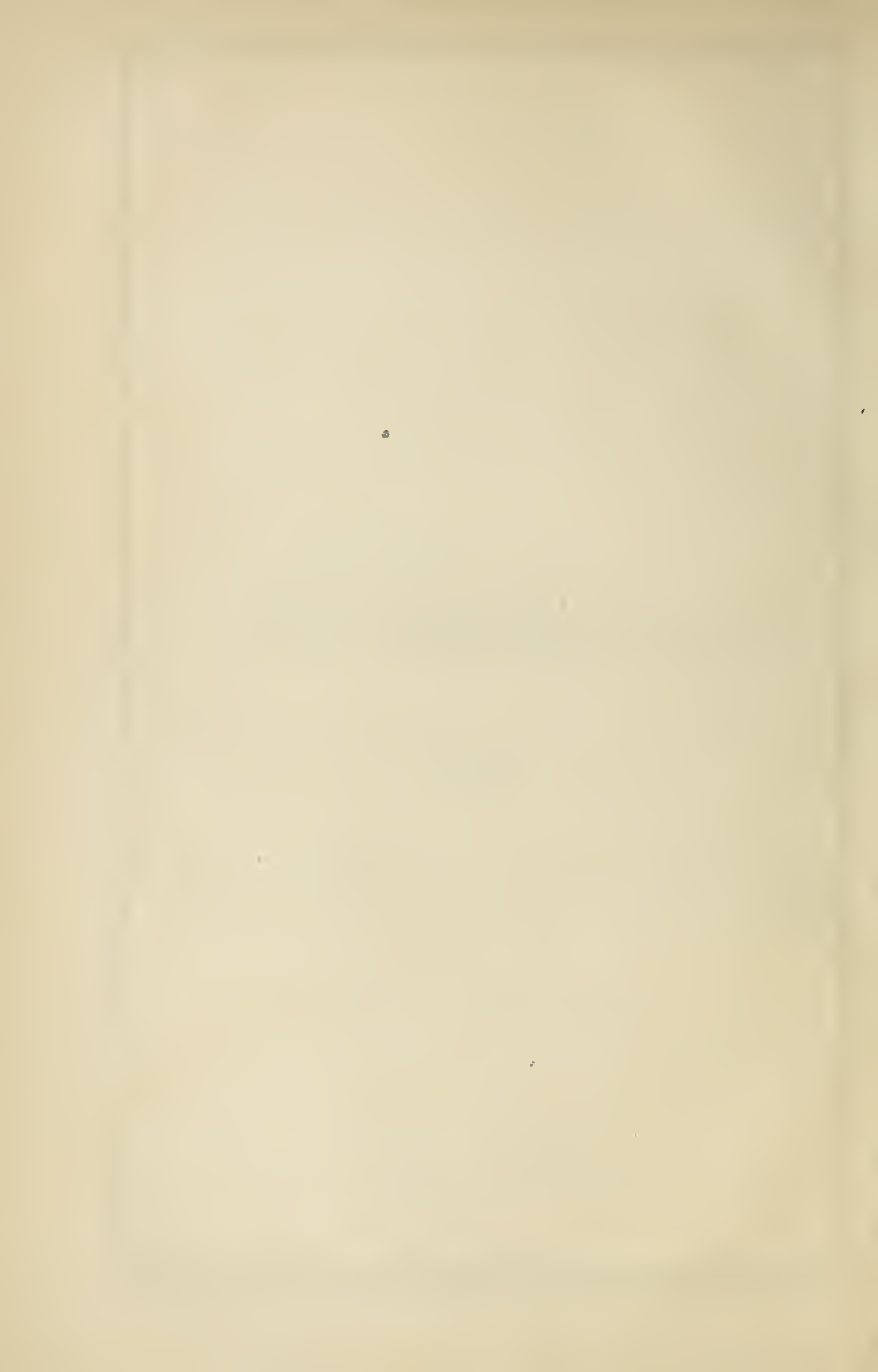


Deutschlands großer Schmerzenstag

Freitag den 9. März 1888.

Kaiser Wilhelm todt –





Todt ist der Kaiser, todt!

Todt ist der Kaiser, todt! Von Mund zu Munde
Erschallt die Botschaft und von Land zu Land,
Und übers Meer hin pflanzt sich fort die Kunde
Auf Blitzes Flügeln bis zum fernsten Strand.
Wo sie erschallt auf weitem Erdenrunde,
Da sinkt dem Mann das Werkzeug aus der Hand,
Die Rede stockt, es löst sich rasch der Reigen,
Und alles steht erstarrt in tiefem Schweigen.

Wie drängte jüngst noch oft in seine Nähe
An trübem Tag das Volk sich wie zum Licht!
Daß einmal er am Fenster ihn erspähe,
War jedes Wunsch, und Liebres gab es nicht.
Die Mutter hob ihr Kind auf, daß es sähe
Des alten Kaisers freundliches Gesicht.
Und wenn sonst nichts von ihm zu melden bliebe,
Dies wär' genug: ihm ward des Volkes Liebe.

Des Volkes Herz, das hat er sich erstritten,
Denn gütig war er, war gerecht und mild.
Umsonst zu ihm kam keiner, um zu bitten,
Und seine Macht war der Bedrängten Schild.
Vom Alpenschnee bis an der Fischer Hütten
Am Meeresstrand zu finden ist sein Bild,
Des guten Kaisers Bild, das Bild des Helden,
Von dem die Bücher der Geschichte melden.

O Glanz, o Ruhm! Was ist dem zu vergleichen,
Was Wilhelms Schwert errungen uns im Streit!
In Feindesland aufpflanzt' er unsre Zeichen,
Des Sieges Zeichen, selber todbereit.
Nicht sah man wanken ihn im Kampf und weichen,
Voran den Seinen war er alle Zeit.
So treuer Arbeit, schwerer Müh zum Lohne
Trug er als Greis des deutschen Reiches Krone.

Als Lohn der Treue hat er sie getragen,
Die er in heißen Schlachten uns gewann.
Das wird man einst als Bestes von ihm sagen:
Was er gefordert vom geringsten Mann,
That auch er selbst. Gedenk' in guten Tagen,
In schlimmen auch, o Vaterland, daran!
Was groß gemacht dich hat, was stets aufs Neue
Dir Kraft verleihen wird, ist eins: die Treue.

Trüb' ist die Zeit, und düstre Wolken schweben
Heran, verhüllend uns der Zukunft Thor.
Ach, auch auf unsers alten Kaisers Leben
Sank jüngst hernieder schweren Kummers Flor.
Doch muthig wollen wir den Blick erheben,
Und unsre Herzen richten wir empor,
Des großen Todten würdig uns zu zeigen:
Sein Werk, sein Ruhm, sein Sinn bleib' unser Eigen!

Kladderadatsch v. 9. 3. 1888. Johannes Trojan.





Das trauernde Berlin.

(Nach d. Allg. Ztg., d. Post u. anderen Berichten.)

Freitag, den 9. März.

„Seht ihr die schwarze Fahne
Vom halben Maste weh'n?
Mein Auge schwimmt in Thränen,
Ich seh' und kann nicht seh'n.

Ich hör' ein tiefes Schluchzen,
Ein Weinen ohne Wort,
Ich seh' die Menschen drängen
Alle nach einem Ort.

Ich sehe — sehe — sehe —,
Nur eines seh' ich nicht,
Das theure, das geliebte,
Das heil'ge Angesicht."

v. Wildenbruch.

Als die Telegraphen überall hin in die Welt die Kunde trugen, daß der erste deutsche Kaiser am 9. März, Morgens 8 Uhr 30 Minuten, die Augen für immer geschlossen, dauerte es noch eine geraume Zeit, zwei bis drei Stunden, ehe die erschütternde Nachricht sich in alle Theile der Millionenstadt verbreitet hatte; hatten doch noch die Morgenblätter mit ihrem Bericht eben erst eine kurze Beruhigung und in die erregten Gemüther einen Augenblick des Aufathmens gebracht. Noch um 10 Uhr wußte man im Mittelpunkte der Stadt nichts Sicheres. Wer konnte, war bereits am frühen Morgen wieder zum Hause des Kaisers geeilt, wo früh um 8 Uhr schon Hunderte angstvoll stumm harrten und schauten. In diese Massen drang auch zuerst die schmerzliche Kunde von dem Heimgange des Kaisers. Es war gegen 9 Uhr. Ein Hofbedienter war es, der einem Bekannten die traurige Nachricht zuraunte, die dann schmerzlich von Mund zu Munde weiter getragen wurde. Gleich darauf trat ein General, das Gesicht von tiefem Schmerz erfüllt, aus dem kaiserlichen Hause und rief von der Rampe desselben der herandrängenden Menge die Worte zu: „Unser Kaiser hat die Augen zum ewigen Schlummer geschlossen." Es war ein überwältigender Augenblick. Tiefe, unheimliche Stille lagerte über dem weiten Platz.

In den entfernteren Stadttheilen beobachtete man noch immer ängstlich die Flaggen auf den amtlichen Gebäuden, die noch nicht auf Halbmast standen. Da, als auch dies eintrat, als dann um 10 Uhr die Geschütze langhin donnernd auch in den entferntesten Bezirken der Stadt vernommen wurden, als dazu später auch die Glocken sämmtlicher Kirchen ihre dumpfen Töne erschallen ließen, da war die letzte Hoffnung allen gesunken, da wußten alle, alle: „unser guter, alter, lieber Kaiser, er weilt nicht mehr unter den Lebenden." Der Eindruck war ein erschütternder, das Leben schien auf einen Augenblick in dieser nie rastenden Stadt stille zu stehen. Wir versuchen nicht, den Eindruck wiederzugeben; es ist unmöglich. Für den, der es miterlebt, würde jede genauere Schilderung eine Entweihung sein; diese Todesstarre des Herzens, die in dem Augenblicke über Tausende kam, ist nicht zu schildern, man muß sie selbst empfunden haben. Alles Thun und Treiben der Tausende, denen man auf der Straße begegnete, stand, man sah es diesen Gesichtern an, unter dem Eindruck starrer Resignation, stummer Wehmuth und tiefer Herzenstrauer. Nur die äußeren Zeichen der Trauer, soweit sie sich in dem öffentlichen Leben und in dem Aussehen der Stadt kundgaben, wollen wir wenigstens versuchen kurz anzudeuten. In allen Straßen sah man die schwarzen Trauerfahnen sich beständig mehren, auf den öffentlichen Gebäuden die Flaggen auf Halbmast, in den Hauptstraßen schlossen sich alsbald viele Läden, in den Schaufenstern anderer erblickte man bereits Trauerschmuck, in anderen waren die Waaren mit schwarzem dünnen Flor überhängt, mitten im Unterrichte wurden die Schulen, die Gymnasien, die Universität geschlossen, die Schüler oder Schülerinnen wurden sofort in dem Hörsaal versammelt und ernste Trauerworte an sie gerichtet, in anderen Anstalten wurde die Schule mit einem kurzen Gebete geschlossen und die Zöglinge auf den folgenden Tag zu einer größeren Feierlichkeit beschieden. Auf den Straßen sahen die noch nichts ahnenden Erwachsenen ganz befremdet zu so ungewöhnlicher Zeit die Schülerschaaren nach Hause eilen, mit erregten Mienen daher kommen, kleinere Schüler und Schülerinnen weinten wohl auch; sie erregten überall Bestürzung und Trauer und trugen heimkehrend auch in die entfernteren Theile der Stadt die schmerzliche Kunde. Andere von den Kleinen drängten sich mit traurigen Gesichtern an die Erwachsenen, die da und dort in Gruppen zusammenstanden, um zu fragen und zu hören, Pferdebahnwagen und Droschken mußten mitten in der Fahrt halten, die Insassen, die ahnten, was da draußen besprochen ward, duldete es drinnen nicht länger, die schmerzliche Nachricht trieb alle zu einander. Die Behörden, der Magistrat schlossen ihre Sitzungen, die Bureaus leerten sich, die Börse blieb uneröffnet, viele kaufmännische Geschäfte, viele Werkstätten schlossen; alles amtliche, gewerbliche, wissenschaftliche Leben stand für Stunden still. —

Ganze Menschenströme wallen nun still und langsam durch die Straßen zum Hause des Kaisers, nach den Linden. Was wollen sie dort sehen, dort hören? — Es ist der gemeinsame Zug des Herzens, der alle, alle dahin

treibt, niemand fragt sich, warum gerade dahin, alle thun mechanisch das Gleiche, alle denken nur wieder und wieder den einen Gedanken: „der Kaiser ist todt." Alle wollen noch einmal zu seinem Fenster hinüberschauen, gleich als stände er dort, wie vordem, freundlich grüßend. Auch das Wetter ist ganz geeignet, die kummervolle Stimmung zu erhöhen, von dem grauen Himmel fallen langsam melancholisch die schweren Tropfen, fast ohne Unterbrechung. Kaum hat je über Berlin ein gleich schwermuthsvoller trübselig stimmender Himmel gelegen, als in den ganzen Trauertagen des März 1888. Aber niemand achtet des Wetters, langsam schieben sich die Trauerzüge der Tausende dahin, Hunderttausende unter den Linden, und dabei herrscht die tiefste Stille, Gespräche werden nur im Flüstertone geführt, musterhaft ist die Ordnung, die sich heute von selbst regelt, die Polizei hat heute nichts zu thun, selbst die rüden Burschen, deren jede große Stadt wie Berlin naturgemäß in ihren Mauern birgt, verhalten sich still und gemessen, auch sie stehen heute unter dem Banne dieses Todes, der die ganze Stadt, wie *eine* große Familie, befangen hält.

Unter den Linden und in der Friedrichstraße erschienen gegen 11 Uhr auch die ersten *Extrablätter*; sie wurden zu tausenden gekauft, von vielen als Erinnerungsblatt an diese erschütternde Stunde. Sie meldeten außer der Trauerkunde, die alle schon kannten, zum Theil einzelne nähere Umstände aus der Todesstunde des Kaisers, andere riefen dem Entschlafenen tiefempfundene Worte der Erinnerung nach. Auch von diesen drucken wir hier eins ab, das uns, als wir es Freitag Vormittag inmitten der trauernden Menge wandernd lasen, besonders an die Seele sprach, es ist das der „*National-Zeitung*":

„Der Kaiser †.

22. März 1797. 9. März 1888.

In dieser Stunde hat sich ein welthistorisches Ereigniß erfüllt: Um $8^1/_2$ Uhr Vormittags ist **Kaiser Wilhelm nach kurzem Krankenlager gestorben.** Der älteste und der ruhmreichste Fürst, der Begründer des Reichs, der Träger des monarchischen Gedankens, der sich in ihm glänzend und wunderbar verklärt, ist aus dieser Welt geschieden. Wie oft auch das hohe Alter des Kaisers sein Volk und die Welt an diesen Ausgang gemahnt hat — jetzt vor dem Geschehenen schrecken wir wie vor einem Plötzlichen und Unerwarteten zurück. Ein dunkler Schatten war in dem letzten Jahre mit der Krankheit des einzigen theueren Sohnes in sein glückliches Leben gefallen: ein Schatten, der gleichsam der Tribut der Menschlichkeit dem neidischen Geschicke gegenüber war. Aber das Glück blieb seinem Liebling auch darin treu, daß es ihn ohne Schmerz und ohne längere Qual von der erhabensten Stelle hinwegrief. Ein Gefühl unermeßlicher und unbeschreiblicher Trauer wird sich bei dieser tragischen Kunde unseres Volkes bemächtigen: von dem Erben des Reiches, den ein tückisches Leiden von dem Sterbebette des Vaters fern hielt, bis zu den Aermsten herab haben wir alle in diesen Augenblicken nur *ein* Herz und *einen* Gedanken. Der Held ist nicht mehr, der unser Volk in Waffen von Sieg zu Sieg führte, der Friedensfürst ist nicht mehr, dessen Weisheit und Gerechtigkeit Europa

sechzehn Jahre lang vor einem verwüstenden Kriege schirmte, der König ist nicht mehr, der als hochbetagter Greis mit männlicher Kraft und Geisteshoheit sein Königsamt verwaltete und der Frage der Zukunft Bahn und Ziel zu bereiten suchte. Eine scheinbar unendliche, unausfüllbare Lücke gähnt vor uns auf. Einmüthig aber, jede Parteiung von sich weisend, steht das deutsche Volk an der Bahre seines großen Kaisers, stolzer darf es auch in seinem Schmerz sein Haupt erheben, denn es fühlt sich umwittert von dem Geisteshauche und dem Ruhme des Gestorbenen; einmüthig schaart es sich um den Erben des Reichs und sieht getrost und gefaßt, nach dem zerschmetternden Wetterschlage, der Zukunft entgegen."

Wir lassen nun noch einzelne Berichte der Blätter über die Stimmung und das Aussehen Berlins unmittelbar nach Bekanntwerden der Trauerkunde im Wortlaute folgen; sie sind freilich alle nicht genügend, um dies Bild ergreifender Trauer und Betrübniß, diesen aus der tiefsten Tiefe des deutschen Gemüthes aufsteigenden Schmerz auch nur annähernd zu kennzeichnen. Man muß es eben erlebt haben. Die „Post" vom 9. März schreibt:

„Lautlose Stille herrschte in der vieltausendköpfigen Menge, die heute seit dem frühesten Morgen zum Theil unter den Linden auf- und abwogte, zum andern Theil das kaiserliche Palais umlagerte. Düstere Wolken lagerten wiederum über der Hauptstadt, und wie die Sonne das Gewölk am Himmel nicht zu durchdringen vermochte, so waren auch die Hoffnungsstrahlen, welche die günstigeren Nachrichten der letzten Nacht hatten aufleuchten lassen, nicht im Stande, die dunklen Sorgen von dem Antlitz der Menschen zu verscheuchen. Schwächer und schwächer wurde die Hoffnung, und bald fanden die schlimmen Gerüchte mehr Glauben, als die guten. Das Bulletin, welches um 7 Uhr herausgegeben wurde, ließ kaum noch einen Zweifel übrig, daß das Schlimmste bald eintreten werde. Eine stumme Resignation bemächtigte sich des harrenden Volkes. In Grabesstille verwandelte sich das leise Geflüster, als gegen 8½ Uhr ein General, der das Palais verließ, auf der Rampe erschien. Nur eine Frage schwebte auf Aller Lippen, aber nicht der Mund sprach sie aus, sondern nur der stumme und doch so beredte Blick. Und diese eine inhaltsschwere Frage: „Lebt unser Kaiser noch?" sie mußte leider die traurige Antwort erhalten: „Nein, unser Kaiser ist todt." Schmerzlich bewegt gab der wetterfeste Soldat dem Volke diese traurige Kunde. Stumm, in dumpfem Schweigen empfing sie das Volk. Die Thränen der Menschen mischten sich mit denen des Himmels. Es war ein überwältigender Moment, der Augenblick, wo dem deutschen Volke die ergreifende Kunde ward: „Dein glorreicher Kaiser Wilhelm weilt nicht mehr unter den Lebenden." Alsbald, mit Windeseile, verbreitete sich die erschütternde Trauerkunde in die entlegensten Theile der Riesenstadt. Wohl begegnete sie noch hier und da einem ungläubigen Kopfschütteln. Auch gestern war die Todesnachricht schon verbreitet. Warum sollte sie nicht heute falsch sein, wie sie es gestern gewesen war? Ach, nur zu bald kam heute die traurige Gewißheit. Flaggen auf Halbmast und unheimlich düstere schwarze Trauerfahnen, die alsbald von den öffentlichen und vielen Privatgebäuden herabwehten, ließen keinem Zweifel, keiner Hoffnung mehr Raum.

Kanonendonner erschallte vom Königsplatze her, und Geläute von allen Thürmen der Millionenstadt trug weit hinaus in das Land die traurige Kunde,

daß Deutschland seinen Heldenkaiser, das Volk seinen Vater, der Stamm der Hohenzollern seinen edelsten Sprößling verloren. Unaufhaltsam strömte die Menge aus allen Theilen der Stadt nach den Linden, nach dem Kaiserlichen Palais. Es war nicht mehr möglich, den Verkehr vollständig aufrecht zu erhalten .... Nicht bloß unter den Linden, sondern auch in allen benachbarten Straßen sieht man eine traurig bewegte Menge langsam sich auf- und abbewegen. Ueberall bilden sich, soweit der Verkehr es gestattet, Gruppen, die in theilnahmsvollen und schmerzerfüllten Worten das welterschütternde Ereigniß besprechen, nicht in deutscher Sprache allein, sondern in allen Sprachen der zivilisirten Welt. Während zahlreiche große Geschäfte ihre Läden bereits geschlossen haben, sind die Schaufenster der Kunsthandlungen geradezu belagert. Zahlreiche Portraits und Büsten des großen Hohenzollern, erstere zum größten Theil in Trauerschleifen, sind allenthalben ausgestellt. Mit Wehmuth betrachtet die Menge die theueren Züge des Entschlafenen, und manche Thräne schleicht sich in das Auge nicht bloß der zarten Frau, sondern auch des wettergebräunten Kriegers. Andere Gruppen reißen sich um die Extrablätter, welche die Einzelheiten vom Krankenlager und aus dem Sterbezimmer bringen; wieder andere umstehen die Anschlagsäulen und drängen sich um den Anschlag des Staatsministeriums, der amtlich die Todesnachricht mittheilt .... Die Leiche seiner Majestät wird voraussichtlich heute Nachmittag im Palais auf dem Paradebett ausgestellt und morgen in den Dom übergeführt werden."

Die folgende Schilderung der „Freisinnigen Ztg." vom 10. März umfaßt auch die Stunden des Sonnabend:

„Berlin ist heute ein Herz, eine Seele. Die unruhevolle Aufregung der letzten Tage ist gewichen, die angstvolle Spannung zwischen Hoffen und Fürchten ist vorüber und hat einer Schmerzempfindung von überwältigender Kraft und Innigkeit Platz gemacht. Ergreifend ist die Würde des Schmerzes, mit der Berlin den schweren Schlag trägt, und wie die Weihe der Andacht lag es über den Massen, die stummen Mitgefühls voll und regungslos vor dem kaiserlichen Palais standen und nach dem Trauerhause unverwandt blickten, das die irdischen Reste des geliebten Kaisers, „unseres Kaisers", wie der Berliner mit besonders warmem Tone der Verehrung sagte, birgt. Wie Berlin den Schicksalsschlag aufnahm, das ist selbst ein Ereigniß von hervorragender Bedeutung, und zur Größe des tieftraurigen Falles steht die Haltung der Bevölkerung in einträchtigem Einklang. Fast lautlos im Aeußern vollzieht sich die mächtige Bewegung, welche die Bevölkerung Berlins im Banne hält; da ist in dem Menschengewoge kein Lärm, keine Hast, kein Toben wahrzunehmen; alle Mühen des Tages, alle Freuden und Vergnügungen sind vergessen, Ernst und Ergriffenheit sprechen aus den Gesichtern der Leute. Als am Freitag Vormittags die ersten Extrablätter in der Friedrichstraße ausgegeben wurden — fast von zehn zu zehn Schritten entfernt standen die Verkäufer — da bildeten sich überall dichte Gruppen von Lesern. Schweigend reichte einer dem andern das Blatt mit der verhängnißvollen Kunde. Alsbald begann die Pilgerfahrt von Nord und Ost und Süd und West nach dem Platze zu, der, wie häufig in glücklichen Tagen, so auch jetzt in der Trauer das Herz Berlins geworden, nach den Linden. Schon gegen 11 Uhr Vormittags war es kaum durchzukommen an der Ecke bei Bauer. Der Platz um das Denkmal des alten Fritz war vom Hotel du Nord ab abgesperrt. In dichten Reihen standen gegenüber dem kaiserlichen Palais Leute aus allen Ständen. Musterhaft war

die Ordnung zu nennen. Ohne das geringste Widerstreben wurden die halblaut gegebenen Weisungen der Polizeimannschaft befolgt. 12 Uhr Mittags zeigten Säulenanschläge an, daß die Linden, vom Opernhausplatz bis zur Charlottenstraße auf der Südseite bis auf Weiteres abgesperrt sind. Dumpfes Glockengeläute verkündet dem trauernden Berlin die bis zum letzten Moment bezweifelte Trauernachricht. In den Straßen bedecken sich die Häuserfronten und Dächer mit florumwundenen Fahnen, halbstocks gezogen; auch auf dem Rathhausthurm flattert halbstocks das deutsche Banner."

Endlich glauben wir noch dem Berichterstatter der „Kölnischen Ztg." das Wort geben zu müssen:

„Als heute zu früher Stunde die Todesnachricht bekannt wurde, legte die Hauptstadt des geliebten Fürsten das Trauergewand an. Alle öffentlichen und viele privaten Gebäude hißten die Fahnen auf Halbmast und umwanden die kleinen Fähnchen mit Trauerflor. Man traf unter den Linden schon Vorbereitungen, an vielen Gebäuden die Stirnseiten mit schwarzem Tuch zu behängen. Im kaiserlichen Palais war das große Kaiserbanner auf Halbmast aufgepflanzt. Dieselben Fahnen, welche die Ehren- und Freudentage im Sein und Wirken unseres Kaisers so oft mit lustigem Flattern und Wehen im Sonnenschein begrüßt hatten, hingen nun vom Regen beschwert schlaff und freudlos herab, und klatschten schlotterig an die Stangen. Wie sich in den unvergeßlichen Siegestagen des letzten Krieges die Volksseele in einer geradezu wunderbaren Einmüthigkeit ihrer freudigen Empfindungen offenbart hatte, so zeigte sich diese Volksseele heute sichtbar in der allgemeinen tiefen Niedergeschlagenheit und Trauer, die auf jedem Gesichte zu lesen war, in dem unwillkürlichen und unbeabsichtigten Vermeiden einer jeden lauten Aeußerung, einer jeden heftigen Bewegung. Mit ernstem Gesicht, still und ergriffen, schlichen die Tausende unter den aufgespannten triefenden Schirmen durch die Hauptstraßen. Alles drängte nach dem Palais, Niemand wußte warum. Daß sich das ehrwürdige Antlitz des alten Kaisers heute nicht mehr an jenem Eckfenster zeigen würde, das wußten ja alle. Trotz der ungeheuren Menge, die sich am Standbilde des großen Friedrich angestaut hatte, trotz der durch die aufgespannten Schirme sehr vermehrten Schwierigkeit der Fortbewegung vernahm man keinen Laut. Es war wie eine Wallfahrt, ein unbewußtes Drängen, in der Nähe der entseelten Hülle zu sein. Und wenn man eine Weile dagestanden hatte, mit dem Blick auf das schlichte Haus, in dem der größte Kaiser sein Leben gelebt und beschlossen hat, wenn man gesehen hatte, was man alltäglich hatte sehen können, ganz unverändert, alles in derselben Schlichtheit und Ordnung wie früher: die bekannten Fenster mit den Vorsetzern und den bescheidenen weißen Gardinen, darüber das prunkhaftere Roth, das aus den Gemächern der Kaiserin leuchtet — alles gerade wie es immer gewesen war —, dann ging man weiter, um Anderen Platz zu machen. In den Nachmittagsstunden wurde an den öffentlichen Gebäuden und sonstigen Stellen, die gewöhnlich nicht zu Anzeigen benutzt werden dürfen, die schwarzumränderte Bekanntmachung des Staatsministeriums, welche das Ableben des geliebten Monarchen meldete, angeschlagen."

Diese amtliche Bekanntmachung des Staatsministeriums, die am Freitag Abend gegen 6 Uhr durch Anschlag allgemein verbreitet und auch vom „Deutschen Reichs-Anzeiger und Preußischen Staatsanzeiger" durch ein

besonderes Blatt vom 9. März bekannt gemacht wurde, kann, da sie eine denkwürdige geschichtliche Urkunde bildet, hier nicht fehlen. Sie lautete:

Bekanntmachung.

Es hat Gott gefallen, Se. Majestät den Kaiser und König, unseren Allergnädigsten Herrn, nach kurzem Krankenlager heute 8½ Uhr Morgens im achtundzwanzigsten Jahre Seiner reich gesegneten Regierung aus dieser Zeitlichkeit abzurufen.

Mit dem Königlichen Hause betrauert unser gesammtes Volk den Hintritt des allgeliebten, ehrwürdigen Herrschers, dessen Weisheit so lange über seinen Geschicken in Krieg und Frieden ruhmreich gewaltet hat.

Berlin, den 9. März 1888.

Das Staats-Ministerium.

Sonnabend, den 10. März.

„Ich hör' nur leises Reden,
Das aus der Menge schallt,
Ein Flüstern und ein Seufzen,
Das durch die Gassen wallt."

v. Wildenbruch.

Am Sonnabend Nachmittag erreichte das Leben in Berlin seinen Höhepunkt, selbst zu Zeiten froher Feste hat man solche Menschenwogen kaum beisammen gesehen. Auch war das Bild, das der Sonnabend auf den Straßen Berlins bot, fast noch düsterer und trauriger, als das des vorhergehenden Tages, denn jeder, der konnte, hatte inzwischen Trauerkleider oder Abzeichen der Trauer angelegt; auch waren viele Häuser jetzt mit schwarzem Flor ausschlagen, und die schwarzen Trauerfahnen in unendlicher Zahl gewachsen: wohin der Blick fiel, alles schwarz, alles trug die Farbe des Todes.

Wir geben auch von diesem Tage noch eine Schilderung eines Berliner Blattes im Wortlaut, den stimmungsvollen und tief empfundenen Bericht der „Berliner Börsen-Zeitung" vom 11. März; sie schreibt:

„Die Straßen Berlins boten gestern einen Anblick von großartiger Düsterheit. Die ganze endlose Stadt hatte freiwillig tiefe Trauer angelegt. Alle die zahllosen Menschenmengen, welche durch die Straßen und über die Plätze wogten, trugen Trauerkleider. An den Anzügen der Herren und Damen war Schwarz fast ausnahmslos die vorherrschende Farbe, aber auch noch bei den einfachen Leuten aus den ärmeren Ständen kam sie durchschnittlich

zum Vorschein. Man sah gleichsam ein ganzes Volk von trauernden Hinterbliebenen, das von Stunde zu Stunde anwuchs. Je weiter der Tag vorschritt, desto mehr verschwanden die hellen Gewänder. Jeder schien einen theuren Todten zu beklagen, den Verlust eines dahingeschiedenen Familienangehörigen zu beweinen . . . Es war ein ergreifend rührender und elegischer Anblick! Der Ausdruck des Schmerzes war jedoch nicht blos ein äußerlicher, auch innerlich waren alle die unübersehbaren Schaaren von Menschen, die langsam und schweigend durch die Straßen zogen, in tiefes Leid versenkt. Stiller Ernst lag auf allen Gesichtern, es war, als ginge ein Zug des Todes vorüber. Man hörte kein Lachen, kein Scherzwort, Niemand sprach mit lauter, Jeder unwillkürlich mit gedämpfter Stimme. Diese Ruhe und Stille stand zu der riesigen Menschenmenge in seltsamem Gegensatz. Es war, als befände man sich nicht auf offener Straße in einer Weltstadt. Von dem lärmenden aufgeregten Charakter des Volkslebens, der sich sonst bei großen Ansammlungen von Spaziergängern zu entwickeln pflegt, war nicht die Spur zu bemerken. Nur die Rufe der Zeitungsverkäufer, welche das „neueste Extrablatt über den Kaiser Friedrich" feilboten oder die Rufe von Händlern, welche „Erinnerungs-Medaillen" zum Kaufe anboten, klangen schrill in das unterdrückte Gemurmel der Menge. Und mit der ungeheuren leidenden Volksmenge, die in ihrem tiefen Ernste, ihrer bangen Beklommenheit den Eindruck hervorbrachte, als wäre wieder einmal „der große Völkertod, das große Sterben" über die Welt gezogen und hätte Jedem sein Liebstes entrissen, stand auch der Trauerschmuck der Häuser und der Schauläden in düsterem Einklang. Von den Dächern und aus den Fenstern hingen die mächtigen Flaggen und großen schwarzen Trauerfahnen schlaff und fast regungslos; kein Windhauch spielte in ihnen und ließ sie lustig wehen, und so trugen auch sie in ihrer Bewegungslosigkeit zur Steigerung der erhabenen, ernsten Stimmung bei, die gestern die Reichshauptstadt umfloß. Wenig Schauläden gab es, an denen nicht ein Trauerabzeichen angebracht war: entweder eine schwarze Flagge oder ein mit schwarzem Flor verhüllter oder von schwarzen Atlasstreifen umschlungener Lorbeerkranz. In einzelnen waren nur schwarze und schneeweiße Stoffe in eindrucksvoller Zusammenstellung ausgelegt: schwarze Handschuhe, schwarze Halsbinden, schwarze Damen-Hüte und Hauben, schwarze Shawls und schwarze Draperien der mannichfaltigsten Art. Da und dort erblickte man auch die mit schwarzer Schärpe geschmückte Büste des großen todten Kaisers in Gips oder Goldbronze, die sich auf einem Hintergrunde von schwarzen Tüchern und Lorbeerguirlanden oder Epheuranken erhob. Die Farbe des Todes, das war gestern die Farbe der Stadt Berlin. In vielen Schaufenstern war über die Verkaufsgegenstände ein dünner durchsichtiger Florschleier gebreitet, und wo Waaren allzu heiteren, weltlichen Charakters lagen, da waren wohl die Vorhänge völlig heruntergelassen. Jeder hatte irgend eine sinnige Form gefunden, seinem Schmerze über das erschütternde Ereigniß, welches plötzlich die früher so hellen Tage des Deutschen Volkes verfinstert hatte, einen wehmüthigen Ausdruck zu geben. Es war eine Volkstrauer im großen Stile von ergreifender Wirkung, und sie drang um so tiefer zum Herzen, weil sie eine freiwillige, nur von der eigenen Empfindung, nicht von einem fremden Willen hervorgerufene war. Was der große Kaiser seinem Volke, von dem Mächtigsten bis zum Geringsten herunter war, das konnte man gestern in tiefer Rührung erkennen. Vielleicht ist niemals ein Herrscher so echt und so ehrlich, so recht aus dem tiefsten Grunde des Gemüths betrauert worden. Wenn sonst der Schöpfer einer neuen großen

Zeitepoche von dem purpurumhüllten Sitze des Thrones in die dunklen Schatten der Gruft hinunterstieg, ließ er wohl oft ein Volk zurück, das entweder noch nicht zum vollen Verständniß der weltgeschichtlichen Bedeutung seiner Thaten gelangt war oder über welches er das Scepter mit eherner Faust gehalten und so die Liebe in den ihm zustrebenden Herzen erstickt hatte. Kaiser Wilhelm aber hatte sein Volk nicht nur mächtig, sondern auch glücklich gemacht, und so beweint man in ihm nicht nur den Verlust eines glorreichen Herrschers, sondern auch den eines großen, edlen Menschen. Und noch nach Jahren und Tagen, wenn er schon lange still zu den Füßen seiner heißgeliebten Mutter ruht, wird die Trauer noch so sein, als ob er erst einen Tag aus dem Leben gegangen wäre, und die dankbare Erinnerung an ihn wird in jedem der Zeitgenossen nicht früher erlöschen, als bis er selbst zur letzten Ruhe die Augen schließt."

Von den zahllosen Gedichten, die dem Heimgange Kaiser Wilhelms gewidmet sind, wird weiter unten in einem der folgenden Kapitel eine ausgewählte Anzahl mitgetheilt werden. Zwei derselben, die das ergreifende Bild der Trauer in Berlin zum Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen nehmen, mögen gleich hier ihre Stelle finden:

Kaiser Wilhelm †.

Umhegt in weitem Kreis vom tiefsten Schweigen,
Umbangt von schwer besorgter Herzen Schlag,
Steht auf dem öden Platz am frühen Tag
Das Haus des Kaisers, und es geht ein Neigen,
Ein Fragen und ein Flüstern durch die Menge,
Die drüben harrt und hofft, gedrängt in Enge,
Da — Gottes Hand ist's, die von oben winkt, —
Die purpurne Standarte langsam sinkt.

Todt Kaiser Wilhelm!! — unter dem Gewichte
Erzitterte der alte Erdenball,
Im Sturme klang's wie eines Rufes Schall:
Das ist ein Zeitmal in der Weltgeschichte!
Wir wußten's Alle: einmal mußt' es kommen,
Doch nun's gekommen ist, Er uns genommen,
Trifft's Jeden überwält'gend, was geschehn,
Denn niemals wird man Seines Gleichen sehn.

Nicht mehr wie sonst von jener Fensterecke
Das greise Königsantlitz freundlich blickt,
Wo Er den Hüteschwenkern zugenickt,
Als ob auch darauf seine Pflicht sich strecke.
Nie mustert mehr das helle Feldherrnauge,
Ob Mann und Roß, ob Wehr und Waffe tauge;
Er aber rüstete das deutsche Heer,
Bis es so stark ward wie kein zweites mehr.

Das war sein Trost, Sein letztes Glück hienieden,
Einmüthig stand Sein Volk um Ihn geschaart,
Den Glauben unverbrüchlich Ihm bewahrt:
Nur unsres Kaisers Schwert erzwingt den Frieden.

Der siegreich war in ungezählten Schlachten,
Er kannte nicht der Herrschsucht krieg'risch Trachten,
Nur das war Seiner Arbeit Ziel und Lohn,
Daß Er uns Deutsche prägte zur Nation.

Wir stehn mit nassem Blick vor Seinem Bilde,
Der groß als Herrscher, groß als Mensch und Mann,
Wie's nie die Zeit vergessen machen kann,
In Seiner Weisheit, Seines Herzens Milde.
Nun gönnt Ihm auch die Ruh nach Seinen Werken!
Manch ein Geschlecht noch wird den Segen merken,
Den tausendfältig streute Seine Hand
Gleich einem Sämann unserm Vaterland.

Den Brennerpaß, die alte Römerstraße,
Kehrt heim jetzt Kaiser Friedrich, Wilhelms Sohn,
Und sieht als Schildwacht an des Reiches Thron
Den Mann von Eisen mit dem Heldenmaße.
Ein Händedruck, — und aus dem alten Bunde
Ersteht ein neuer in geweihter Stunde;
Alldeutschland weiß es, daß sein höchstes Gut
In diesen beiden Händen sicher ruht.

Und auf den Spuren ruhmgekrönter Ahnen
Blüht mannhaft fort der Hohenzollernstamm.
Dem Freund ein Schutz, dem Feind ein Trutz und Damm,
Daß allweg Gott mit uns und unsern Fahnen.
In ewigem Gedächtniß aber lebe
Held Wilhelm Du! im grauen Mantel schwebe
In Lüften Deinem Heer zum Kampf vorauf
Und weis' ihm mit dem Schwert den Siegeslauf!

Berl. Tagebl. 12. 3. 1888. Julius Wolff.

Kaiser Wilhelms Tod.

Den Frauen.

Zusammen auf den Gassen steh'n alle Leute schon,
Und drinnen im Gemache klingt dumpfer Klageton,
Die Trauerglocken läuten hin über's deutsche Land,
Und schwarzbewimpelt fahren die Schiffe hin zum Strand.

Ein Wort nur wird vernommen; es ist ein kurzes Wort,
Und einer giebt's dem andern mit leisem Seufzen fort:
Nun ist dem Vaterlande gekommen große Noth,
Der unser Held und Vater, Kaiser Wilhelm, ach! ist todt.

Wer wird das Reich nun schützen, das er so stolz gebaut,
Auf den in allen Sorgen still hoffend wir vertraut?
Wo schlägt für Deutschlands Ehre jetzt noch ein gleiches Herz,
Fühlt mit für seine Leiden und für der Armen Schmerz?

Wir waren stolz vor Allen, nun sind wir arm und schwach,
Seh'n einem lichten Tage, der scheidet, weinend nach,
Von uns ist nun gewichen der Hoffnung starker Geist,
Muthlos sind wir geworden, denn Deutschland ist verwaist.

So klingt es in die Glocken und in den Trauerchor,
Und immer wieder brechen die Seufzer klagend vor.
Doch wie die Zähren fallen, wird sanft das Herz und weich:
Ward ihm nicht seine Stelle in Gottes schönem Reich?

Wohl ist er uns genommen, wohl ist er uns geraubt,
Doch schaue kühn nach oben, wer noch an Großes glaubt.
Von Oben kommt doch Alles, was herrlich ist und groß —:
So muß es wiederkehren in seines Vaters Schoß.

Und ist nicht in uns selber Etwas, das aufwärts strebt,
Gefühlt mit seinem Kaiser, und was für ihn gelebt?
Das ist noch nicht gestorben, das ist von ihm ein Theil,
Und weiter durch die Jahre noch lebt's zu unserm Heil!

Im Buche der Geschichte ist kalt nur der Bericht,
Von Herz zu Herzen gehen kann solche Kunde nicht.
Und grüßt es einst die Männer als kaltes Denkmalserz:
Doch wärmer will es fühlen das zarte Frauenherz.

Hatt' es nicht auch der Kaiser aus seiner Mutter Mund,
Ward ihm aus ihren Augen nicht Deutschlands Elend kund?
Nicht Friedrichs einz'ge Größe, nicht Preußens tiefe Schmach?
O Königin Luise, gelebt hat er Dir nach!

Wie selber wir ihn schauten, der edlen Vorzeit gleich,
So woll'n wir zu ihm halten, zum Kaiser und zum Reich,
So soll es einst vernehmen beid', Kind und Enkelkind,
Was es für große Tage dereinst gewesen sind.

Und manche künft'ge Mutter, die jetzt noch kindlich lauscht,
Wenn für den Ernst des Lebens Erfahrung sie getauscht,
Dann soll sie ihre Kinder erzieh'n in guter Zucht,
Daß eine große Vorzeit bring' immer neue Frucht.

Jung wird dann ewig bleiben, ob auch Die wieder alt,
Der Größte aller Kaiser, des Helden Lichtgestalt,
Und Herzen sollen schlagen, gedenken sie daran,
Was Kaiser Wilhelm Großes für unser Volk gethan.

Illustr. Frauen-Ztg. 25. 3. 1888. Hans Herrig.

Am Sonntag, den 11. März

bezw. am Sonntag, den 18. März, wurde in sämmtlichen christlichen Kirchen Berlins wie der Monarchie überhaupt die nachstehende Bekanntmachung des Ablebens Sr. Hochseligen Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm verlesen:

„Eine schwere Heimsuchung hat unser Volk und Land betroffen. Es hat Gott, dem Herrn über Leben und Tod, nach Seinem unerforschlichen Rathschluß gefallen,

unseren heißgeliebten Kaiser, König und Herrn,

Herrn **Wilhelm**,

aus dieser Zeitlichkeit abzurufen. Unter dem Druck der Sorge um den geliebten Sohn, unter der Trauer um einen plötzlich dahingerafften Enkel, hat ein schweres Leiden nach nur kurzer Krankheit die Kraft des Hochbetagten gebrochen. So ist diesem wunderbar gesegneten Leben sein Ziel gesetzt worden. Der Entschlafene, dessen dürfen wir gewiß sein, ist eingegangen in das himmlische Reich der Herrlichkeit. Wir aber trauern um den Heimgang eines von Gott begnadigten Herrschers, welcher nicht blos in seinem Volk, sondern weit darüber hinaus innige Liebe und rückhaltsloses Vertrauen genoß und dessen gesegnetes Walten gerade in dieser bewegten Zeit nach Menschengedanken noch so nothwendig schien.

Tiefgebeugt trauert die Kaiserin und Königin um den Gemahl. Schmerzbewegt vermißt das königliche Haus sein theures Haupt. Das preußische Volk klagt um den Verlust eines Königs, welcher im vollsten Sinn des Wortes der Vater des Vaterlandes war. Ganz Deutschland ist von tiefer Betrübniß und Schmerz erfüllt über das Hinscheiden eines Kaisers, dessen Pflichttreue ein Vorbild bleiben wird für alle Zeiten.

In einem Alter, in welchem Andere schon sich Ruhe gönnen, zur Regierung gelangt, ist er ein auserwähltes Rüstzeug Gottes gewesen, um Großes zu vollbringen. Das Deutsche Reich ist unter ihm gegründet, dem deutschen Volk ist durch ihn eine neue Zukunft aufgethan. Siegreich in gewaltigen Kriegen hat er der Welt gezeigt, daß er nichts lieber begehrte, als der starke Hort des Friedens zu sein. Mit unvergänglichem Ruhm geschmückt hat er dennoch alles Verdienst von sich abgelehnt und der Barmherzigkeit Gottes zugewiesen. Unermüdlich thätig bis zur letzten Stunde für das Wohl des gegenwärtigen Geschlechts, hat er auch die Gefahren der Zukunft fest und klar ins Auge gefaßt und ihnen vorzubeugen sich bemüht. Bei alledem blieb er ein anspruchsloser, schlichter, demüthiger Christ. An ihm ist Beides wahr geworden: „Den Aufrichtigen läßt Gott es gelingen“ und „Den Demüthigen giebt Gott Gnade“.

Die Gnade Gottes hat es ihm auch gegeben, zu ernten, was er gesäet. Schon bei Lebzeiten hat er noch erfahren dürfen, daß er eine Liebe und Verehrung ohne Gleichen in seinem Volk gefunden, und wie es ihm ein ernstliches Anliegen war, daß dem Volk die Religion erhalten werde, wie er seinen und unseren Erlöser und Herrn im Leben stets bekannt hat, so hat auch in dem letzten Kampf der Herr sich zu ihm bekannt. Sanft und still ist er am 9. März 1888, Vormittags 8 Uhr 28 Minuten im Herrn entschlafen, im fast vollendeten 91. Jahre seines Alters, im 28. seiner Regierung.

Nun lasset uns zeigen, daß das Gedächtniß des Gerechten auch bei uns in Segen bleibt! Lasset uns auch bei allem tiefem Schmerz Gott dem Herrn danken für Alles, was Er durch ihn an unserem Volke gethan hat! Lasset uns endlich auch Gebet und Fürbitte thun für den geliebten Sohn eines geliebten Vaters,

unseren nunmehrigen Kaiser, König und Herrn,

Herrn **Friedrich den Dritten**,

welchem das verwaiste Scepter zu einer Zeit in die Hand gelegt wird, wo er von schwerer Krankheit noch immer heimgesucht ist. Gott lasse Sein Antlitz über ihm leuchten, daß er genese! Unsere Herzen schlagen warm ihm entgegen und das ganze Volk fleht für ihn, daß er uns gesetzt sei zu bleibendem Segen! Ihm wie Allen, die um den heimgegangenen Herrscher trauern, wolle Gott der Herr nahe sein mit dem Trost Seiner Gnade, auf daß an ihnen die Verheißung sich erfülle: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden". Amen!"

„Reichs-Anzeiger" vom 11. März 1888.





Die erste amtliche Kundmachung der Trauerbotschaft in den Parlamenten und Bismarcks Todtenklage.

(Nach d. Köln. Ztg., d. Tägl. Rundschau u. d. Reichs=Anzeiger.)

„O weine, Kanzler, heute darfst du weinen,
Die Thräne, die heut Mannesaugen schmückt,
Fügt sich zum Diadem, dem einzig Einen
Als letzten Liebesgruß auf's Haupt gedrückt.
So, in der Liebe reichstem Krongeschmeid',
Tritt unser Kaiser in die Ewigkeit."

Nach Th. Groll im Deutsch. Tagebl. 11. 3. 1888.

Im Reichstage.

Das war eine traurig=wehmüthige Reichstagssitzung, am Vormittage des 9. März, die wehmüthigste und ergreifendste, die je diese Räume gesehen haben. Niemand, der in dem Hause zugegen war, wird das Ergreifende dieser Stunden je aus dem Gedächtniß verlieren. Zum ersten Male mußte dem neuen Reiche in seinen Vertretern eröffnet werden, daß sein Oberhaupt aus dem Leben geschieden; in welcher Form und durch wen diese Mittheilung erfolgen werde, wußte man noch bis kurz vor 11 Uhr, der Eröffnungsstunde, nicht sicher, aber man empfand es wie etwas Natürliches, daß die traurige Botschaft durch den Mann geschehen werde, dem nächst dem Hingeschiedenen an erster Stelle Reich und Reichstag ihr Entstehen verdanken und den in so schwerer Zeit an ihrer Spitze zu sehen Reich und Reichstag, Kaiser und Bundesfürsten als höchsten Trost und beste Zuversicht empfinden.

Es war verabredet, daß das gewöhnliche Glockenzeichen nicht gegeben werden solle, sondern daß die Abgeordneten ohne dasselbe still in den Saal träten. Nur langsam füllte sich der Saal, dessen Tribünen bis auf den letzten Platz von Damen und Herren in schwarzer Kleidung besetzt waren, auch die Reichstagsmitglieder waren sämmtlich in schwarzem Anzuge erschienen. Ein düsteres, trauriges Halbdunkel — heißt es in dem lebendigen und anschaulichen Berichte der „Tägl. Rundschau" vom 10. März, dem wir im Folgenden uns ziemlich getreu anschließen, indem wir nur Weniges weglassen, Einzelnes aus anderen Berichten einfügen — herrschte in dem Saale, und eine tiefe, drückende

Stille. Am Ministertische stand mit gefalteten Händen ein junger Offizier, und leise sprachen miteinander einige Regierungsvertreter; hier und da sah man einzelne Abgeordnete, und in den Zimmern der Journalisten tauschten die Korrespondenten mit gedämpfter Stimme hastig die neuesten Nachrichten und Gerüchte aus. Dann eilten Volksvertreter, Regierungs-Kommissare und Berichterstatter in großer Anzahl herbei, und gegen 12 Uhr nahm Herr von Wedell-Piesdorf mit tieftraurigen, von innerer Erregung dunkel gerötheten Zügen den Präsidentensessel ein. Um 12¼ Uhr kamen vollzählig die Mitglieder des Bundesrathes, an ihrer Spitze Herr von Puttkamer, der sich regungslos mit gefalteten Händen an den Tisch lehnte. Graf Moltke, der seit einiger Zeit schon gleich einer Bildsäule mit aschfarbenem Antlitz, die Hände, als ob es ihn fröstelte, in den Aermeln der Uniform ineinander verschränkt, am Stenographentische gestanden und nur hin und wieder mit einzelnen Herren kurze Worte gewechselt hatte, nahm seinen Platz ein und lautlose, unheimliche Stille lagerte über dem Hause. Langsam ging Herr von Puttkamer auf den Fußspitzen nach der anderen Seite des Präsidiums; der Kriegsminister und andere Herren schaarten sich dichter zusammen, Aller Augen richteten sich nach der bekannten kleinen Thüre. Da trat gegen 12½ Uhr Fürst Bismarck ein, im Interimsrock mit den Generalsabzeichen, einen Ordensstern am Halse befestigt. Wie Ein Mann, mit einem Schlage erhoben sich alle Abgeordneten, auch die der sozialdemokratischen Partei, um stehend des Kanzlers Worte zu vernehmen. Langsam, das Haupt leicht gesenkt, mit tiefernsten Mienen, die schmerzlich zuckten, so schritt der Fürst zu seinem Platze, verneigte sich nach allen Seiten des Hauses, beugte sich hastig über eine blaue Mappe und wollte dann, hingerissen von seiner Bewegung, sofort zu reden beginnen, anscheinend ohne die Eröffnung noch abzuwarten. Rasch erklärte der Präsident, um die geschäftsmäßige Form zu wahren: „Der Herr Reichskanzler hat das Wort." Und nun verkündigte Fürst Bismarck den Tod seines geliebten Herrn, den Tod des Kaisers, mit Worten, die wir unten mittheilen. Oft fiel ihm das Sprechen sichtlich schwer, mühsam suchte er nach Ausdrücken, stockte, unterbrach sich, und hielt zuweilen ganz inne. Tiefstes Schweigen im Hause, lautlose Stille auf den überfüllten Tribünen. Athemlos lauschte man der Rede des Kanzlers, aus dessen Stimme tiefste Trauer erschütternd hindurchklang. Als er erzählte, wie der Kaiser, den er wiederholt seinen heißgeliebten Herrn nannte, noch die volle Namensunterschrift vollzogen habe, als er mittheilte, daß Kaiser Wilhelm noch in den letzten Stunden seines Lebens mit ihm gesprochen und seine Freude ausgedrückt habe über die nationale Einigkeit Deutschlands, da ging es wie ein leises Schluchzen durch die dichtgedrängten Reihen. Und als nun Fürst Bismarck endlich von des Kaisers Tugenden sprach, die als treuestes Vermächtniß auf sein Volk übergehen mögen: da brach des eisernen Kanzlers Stimme, Thränen rollten über seine Wangen, wiederholt mußte er einhalten,

um mühsam die letzten Worte zu flüstern. Dann lehnte er sich in seinen Sessel zurück und verhüllte schweigend mit der Hand sein Antlitz. Eine lange Pause folgte, in tiefem Schweigen verharrte das Haus. Da sah man Minister, Generale und Abgeordnete bitterlich weinen, Thränen funkelten in Vieler Augen, Thränen, deren sich kein Mannesherz zu schämen brauchte. Dann folgten wenige feierliche, schmerzbebende Worte des Präsidenten, und die Sitzung war geschlossen. Hastig eilte nun Fürst Bismarck die Treppe zum Saale herab, trat zum Grafen Moltke und schüttelte ihm mit stummem Drucke die Hand. Diese erste gegenseitige Begrüßung der treuesten Diener des Kaisers nach dem Hinscheiden ihres Herrn machte auf die Umstehenden einen ergreifenden Eindruck. Das Gespräch knüpfte an ein vor zwanzig Jahren erlebtes Ereigniß an und endete mit dem für sein treues Pflichtgefühl bezeichnenden Ausspruch des Kanzlers: „Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr hält uns im Geleise.“ Dann reichte er dem Herzog von Ratibor die Rechte, und begann mit Beiden ein Gespräch. Ringsum drängten Andere heran, und als der Fürst sich entfernte, gab er noch Einigen rasch die Hand, darunter auch Herrn von Bennigsen. Dann ging er nach seinem Platze, wurde hier von Neuem umdrängt und zeigte den Herren das historische Aktenstück, welches die letzte Unterschrift Kaiser Wilhelms enthält. Noch ein kurzes Gespräch, das sich vorwiegend an den Präsidenten des Reichstages richtete, und der Fürst verließ das Haus. Draußen empfing ihn eine dichtgedrängte Menge. Aber welch' ein Unterschied gegen seine letzte Anwesenheit im Reichstage. Kein Ton ward hörbar; nur die Hüte senkten sich, und ernst erwiderte der Kanzler die Grüße. Schnell leerte sich das Haus. Man hatte wiederum einem welthistorischen Augenblicke beigewohnt.

Wir geben hier nun den amtlichen Bericht über diese Sitzung und des Kanzlers Rede nach dem „Reichs-Anzeiger“ vom 9. März 1888:

„In der heutigen (57.) Sitzung des Reichstages, welche erst um 12 Uhr 22 Minuten durch den Präsidenten von Wedell-Piesdorf eröffnet wird, erscheint am Tisch des Bundesraths der Reichskanzler, Fürst von Bismarck, fast sämmtliche Bevollmächtigte zum Bundesrath und zahlreiche Kommissarien desselben.

Präsident von Wedell-Piesdorf ertheilt bei der Eröffnung sofort dem Reichskanzler das Wort.

Reichskanzler **Fürst v. Bismarck:** „Mir liegt die traurige Pflicht ob, Ihnen die amtliche Mittheilung von Dem zu machen, was Sie bereits thatsächlich wissen werden: daß Se. Majestät der Kaiser Wilhelm heute Vormittag um ½9 Uhr zu Seinen Vätern entschlafen ist.

In Folge dieses Ereignisses ist die preußische Krone und damit nach Art. 11 der Reichsverfassung die deutsche Kaiserwürde auf Se. Majestät

Friedrich III., König von Preußen, übergegangen. Nach den mir zugegangenen telegraphischen Nachrichten darf ich annehmen, daß Se. Majestät der regierende Kaiser und König morgen von San Remo abreisen und in der gegebenen Zeit hier in Berlin eintreffen wird.

Ich hatte von dem Hochseligen Herrn in Seinen letzten Tagen in Bethätigung der Arbeitskraft, die Ihn nur mit dem Leben verlassen hat, noch die Unterschrift erhalten, welche vor mir liegt, und welche mich ermächtigt, den Reichstag in der üblichen Zeit nach Abmachung seiner Geschäfte, das heißt also etwa heute oder morgen, zu schließen. Ich hatte die Bitte an Se. Majestät gerichtet, nur den Anfangsbuchstaben des Namens noch zu unterzeichnen, Se. Majestät aber haben mir darauf erwidert, daß Sie glaubten, den vollen Namen noch unterschreiben zu können. In Folge dessen liegt dieses historische Aktenstück der letzten Unterschrift Sr. Majestät vor mir.

Unter den obwaltenden Umständen nehme ich an, daß es den Wünschen der Mitglieder des Reichstages ebenso wie denen der verbündeten Regierungen entsprechen wird, daß der Reichstag noch nicht auseinandergeht, sondern zusammenbleibt bis nach Eintreffen Sr. Majestät des Kaisers, und ich mache deshalb von dieser Allerhöchsten Ermächtigung weiter keinen Gebrauch, als daß ich dieselbe als historisches Dokument zu den Akten gebe und den Herrn Präsidenten bitte, die Entschlüsse, welche den Stimmungen und den Ueberzeugungen des Reichstages entsprechen, in dieser Richtung herbeizuführen.

Es steht mir nicht zu, meine Herren, von dieser amtlichen Stelle aus den persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, mit welchen mich das Hinscheiden meines Herrn erfüllt, das Ausscheiden des ersten Deutschen Kaisers aus unserer Mitte. Es ist dafür auch kein Bedürfniß, denn die Gefühle, die mich bewegen, sie leben in dem Herzen eines jeden Deutschen; es hat deshalb keinen Zweck, sie auszusprechen.

Aber das Eine glaube ich Ihnen doch nicht vorenthalten zu dürfen — nicht von meinen Empfindungen, sondern von meinen Erlebnissen —, daß inmitten der schweren Schickungen, welche der von uns geschiedene Herr in Seinem Hause noch erlebt hat, es zwei Thatsachen waren, welche Ihn mit Befriedigung und Trost erfüllten. Die eine war die, daß die Leiden Seines einzigen Sohnes und Nachfolgers, unseres jetzigen regierenden Herrn, die ganze Welt — nicht nur Deutschland, sondern alle Welttheile, kann man sagen, ich habe noch heute ein Telegramm aus New-York in dieser Beziehung erhalten —, mit einer Theilnahme erfüllt haben, die beweist, welches Vertrauen

sich die Dynastie des Deutschen Kaiserhauses bei allen Nationen erworben hat. Es ist dies ein Erbtheil, kann ich wohl sagen, welches des Kaisers lange Regierung dem deutschen Volk hinterläßt. Das Vertrauen, das die Dynastie erworben hat, wird sich auf die Nation übertragen, trotz Allem, was dagegen versucht wird.

Die zweite Thatsache, in der Se. Majestät einen Trost in manchen schweren Schickungen empfand, war die, daß der Kaiser auf die Entwickelung Seiner Hauptlebensaufgabe, der Herstellung und Konsolidirung der Nationalität des Volks, dem Er als deutscher Fürst angehört hatte, — daß der Kaiser auf die Entwickelung, welche die Lösung dieser Aufgabe inzwischen genommen hatte, mit einer Befriedigung zurückblickte, welche den Abend Seines Lebens verschönt und beleuchtet hat. Es trug dazu namentlich in den letzten Wochen die Thatsache bei, daß mit einer seltenen Einstimmigkeit aller Dynastien, aller verbündeten Regierungen, aller Stämme in Deutschland, aller Abtheilungen des Reichstages, dasjenige beschlossen wurde, was für die Sicherstellung der Zukunft des Deutschen Reichs auf jede Gefahr hin, die uns bedrohen könnte, als Bedürfniß von den verbündeten Regierungen empfunden wurde. Diese Wahrnehmung hat Se. Majestät mit großem Trost erfüllt, und noch in der letzten Beziehung, die ich zu meinem dahingeschiedenen Herrn gehabt habe — es war gestern — hat Er darauf Bezug genommen, wie Ihn dieser Beweis der Einheit der gesammten deutschen Nation, wie er durch die Volksvertretung hier verkündet worden ist, gestärkt und erfreut hat.

Ich glaube, meine Herren, es wird für Sie Alle erwünscht sein, dieses Zeugniß, das ich aus eigener Wahrnehmung für die letzten Stimmungen unseres dahingeschiedenen Herrn ablegen kann, mit in Ihre Heimath zu nehmen, weil jeder Einzelne von Ihnen einen Antheil an dem Verdienst hat, welches dem zu Grunde liegt.

Meine Herren, die heldenmüthige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienst des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbtheil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat! Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbtheil von Allen, die wir an den Geschäften unseres Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und Frieden, in Heldenmuth, in Hingebung, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue treu bewahrt bleibe."

Der Präsident von Wedell-Piesdorf: „Der große Kaiser, der Deutschlands Einheit begründet hat, ist todt. Kaiser Wilhelm, den das deutsche Volk wie einen Vater liebte und verehrte, ist nicht mehr unter uns. Keines Menschen Mund kann dem Schmerz Ausdruck geben, der ganz Deutschland erfüllt. Wir beugen uns in Demuth unter Gottes Hand. Nur das Eine glaube ich heute noch aussprechen zu dürfen: in diesen schweren Tagen steht das deutsche Volk in unverbrüchlicher Treue und Ergebenheit zu seinem neuen Kaiser und zu Seinem Hause. Möge Gott unser Vaterland beschützen, möge er insbesondere unserem schwer geprüften Kaiser Friedrich seinen gnädigen Beistand gewähren!"

Dann schloß der Präsident die Sitzung, 12 Uhr 35 Minuten.

Im Abgeordnetenhause.*)

Aehnlich wie im Reichstage war es kurz zuvor auch im Abgeordnetenhause zugegangen, wo der Minister v. Puttkamer an der Spitze des Staatsministeriums erschienen und gleichfalls mit thränenerstickter Stimme das Hinscheiden des Königs verkündet hatte. Es scheint angemessen, auch hier einen genaueren Wortlaut zu geben:

Präsident v. Köller eröffnet die Sitzung und ertheilt sofort dem Vize-Präsidenten des Staatsministeriums das Wort. (Die Mitglieder erheben sich.)

Minister des Innern von Puttkamer: „Ich habe die traurige Pflicht, dem Hohen Hause eine tiefschmerzliche Mittheilung zu machen. Es hat Gott gefallen, Se. Majestät den Kaiser und König Wilhelm, unsern Allergnädigsten Herrn, heute Morgen 8½ Uhr im 28. Jahre seiner glorreichen Regierung durch einen sanften Tod aus dieser Zeitlichkeit heimzurufen. Meine Herren! Sie werden von mir in diesem tiefernsten Augenblick, in welchem unsere Herzen von Trauer und Sorge zugleich so schmerzlich berührt sind, eine Schilderung der Gefühle nicht erwarten, die uns alle, die das gesammte Volk und Vaterland bei dem Hintritte, bei dem Verluste dieses allgeliebten, erhabenen, ehrwürdigen Herrschers erfüllen. Das aber darf ich getrost und voller Zuversicht auch an diesem Tage schmerzlichster Prüfung aussprechen: Das preußische Volk und seine Vertretung werden heute mehr denn je von dem Bewußtsein durch-

*) Um für die Folgezeit Irrthümern vorzubeugen, sei hier beiläufig erwähnt, daß das Herrenhaus in jenen Tagen, um die es sich in diesem Abschnitt handelt, nicht beisammen war. Erst am 12. März konnte es, wieder einberufen, seine erste Sitzung nach dem Bekanntwerden der Trauerkunde abhalten. In derselben machte der Präsident, der Herzog von Ratibor, dem Hause die amtliche Mittheilung von dem Ableben des Kaisers Wilhelm und gab dann in wenigen schlichten Worten dem tiefen Schmerze des Hauses wie den Gefühlen der Treue und Anhänglichkeit an Se. Majestät den Kaiser und König Friedrich geziemenden Ausdruck. Die Sitzung dauerte fünf Minuten.

drungen sein, daß das Leid unseres erhabenen Herrscherhauses auch ihr Leid ist, und daß, je tiefer der allgemeine Schmerz ist über den Hintritt des unvergeßlichen Königs, um so fester und unzerreißbarer das Band sich erweisen wird, welches Preußens Herrscherhaus und Preußens Volk in guten und bösen Tagen verbindet. Meine Herren! Ich habe Ihrer Weisheit anheimzustellen, denjenigen Beschluß zu fassen, welcher dem Ernst der Lage entspricht." (Tiefes, ernstes Schweigen.)

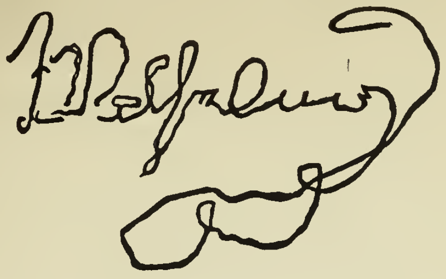
Präsident v. Köller: „Meine Herren! Erschüttert und tiefgebeugt werden wir heut nicht im Stande sein, unsere gewöhnlichen Geschäfte zu erledigen; ich werde mir erlauben, je nach den Umständen die nächste Sitzung anzuberaumen. Gott schütze das Königliche Haus! Gott schütze das Vaterland Ich schließe die Sitzung."

Die letzte Unterschrift des Kaisers und seine letzten Worte.

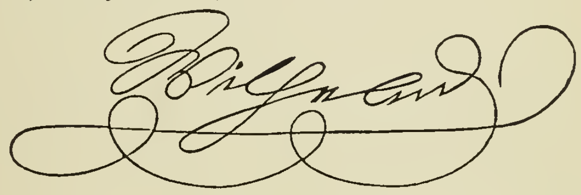
„Die Zeit, welche ich noch habe, muß ich benutzen,
sie gehört nicht mir, sondern dem Staate."
Friedrich der Große.

Fürst Bismarck in der oben im Wortlaute angeführten ewig denkwürdigen Rede, in ihrer Schlichtheit vielleicht das Schönste und Ergreifendste, das unserem Kaiser nachgerufen ist, weil man es diesen Worten anfühlt, daß sie aus dem treuesten Herzen geflossen sind, wie sie zugleich des großen Kaisers letztes Vermächtniß an seine Deutschen, die Mahnung, einig zu bleiben, in herzgewinnender Gewalt uns übermittelten, Fürst Bismarck erwähnte in dieser Rede auch der letzten Unterschrift des Kaisers, welche die schon von den Fittichen des Todes berührte Hand vollzog, um den Reichskanzler zur Vertagung des Reichstags zu ermächtigen. Der Fürst bat den auf's Sterbelager hingestreckten Kaiser, seine Kräfte zu schonen und nur mit dem Anfangsbuchstaben W. zu zeichnen; der Kaiser aber, „in Bethätigung der Arbeitskraft, die ihn nur mit dem Leben verlassen hat," schrieb mit zitternder Hand seinen vollen Namen. Nichts kann rührender die große Pflichttreue kennzeichnen, mit welcher unser dahingeschiedener Kaiser bis zu den letzten Augenblicken seines Lebens seinem hohen Berufe obgelegen hat. Man sieht es diesen Schriftzügen an, mit welcher Anstrengung sie niedergeschrieben sind, man sieht ihnen aber auch die große Willenskraft an, die gewohnt ist, was sie thut, ganz zu thun; bis zum letzten Strich des m ist jeder Buchstabe deutlich erkennbar und fest hingestellt, und selbst noch der große Federzug am Schlusse, mit dem der Kaiser seinen Namen abzuschließen pflegte, durfte nicht wegbleiben: noch die sterbende Hand mußte diesem Willen gehorchen. Kein Wunder, daß dieser Wille sich die Welt unterworfen. Wir lassen hier zur

ewigen Erinnerung diese uns heilige letzte Unterschrift in Nachbildung folgen, als ein sichtbares Andenken an die letzten Tage des theuren Heimgegangenen:



Zum Vergleiche fügen wir den schönen und kräftigen Namenszug gleichfalls in Nachbildung hinzu, wie ihn Kaiser Wilhelm noch bis in sein hohes rüstiges Alter hinein gezeichnet hat:



Jene letzte mühsam mit sterbender Hand vollzogene Unterschrift unseres Kaisers ist für uns zugleich der letzte rührende urkundliche Beleg für die lebenslängliche Bethätigung jenes unvergeßlichen Wortes auf dem Sterbebette, das jeder künftigen Schilderung seines arbeitsamen und pflichttreuen Lebens, so hoffen wir, als Wahlspruch an die Spitze gestellt werden wird:

„Ich habe keine Zeit, müde zu sein."

Wo Andere der Abendruhe pflegen,
Ein Greis schon, faßtest Du der Herrschaft Zügel;
Zur Ruhmessonne hob Dein Aar die Flügel,
Glück zeichnete die Spur von Deinen Wegen:
Oft neigtest Du Dein greises Haupt — allein:
Du hattest keine Zeit, um müd' zu sein.

Stets ohne Rast warst Du bereit, die Wunden,
Die Noth und Trübsal Deinem Volk geschlagen,
Zu lindern, ihm zu helfen im Ertragen.
Und durftest es mit stolzem Muth bekunden
In Deines Lebens letztem Flackerschein:
Ich nahm mir niemals Zeit, um müd' zu sein!

Nun ruhst Du aus vom thatenreichen Leben.
An uns ist's jetzt, Dein großes Werk zu wahren,
Daß unberührt es strahl' in fernsten Jahren.
Darauf laßt uns die Eideshand erheben,
Ihr Gauen in der Runde, stimmt mit ein:
Nie müd' sei Deutschland, Deiner werth zu sein!

Berliner Tageblatt, Kaisernummer. K. S.

Es will uns passend scheinen, hier mit Bezug auf unseres Kaisers letzte Gespräche überhaupt einen trefflichen Artikel der „Nat.-Ztg." vom 10. März anzufügen, der den Empfindungen und Gedanken, wie sie durch dieselben angeregt sind, einen angemessenen und schönen Ausdruck leiht:

„Letzte Worte des Kaisers Wilhelm."

„Es ist ein schöner Glanz, der aus den Worten unseres verewigten großen Kaisers, wie sie der Kanzler heute dem Reichstage vorlegte, auf das Verhältniß zwischen Herrscher und Nation fällt. Die Einmüthigkeit, mit welcher alle Dynastien, alle verbündeten Regierungen, alle Stämme, alle Abtheilungen des Reichstages beschlossen haben, was für die Sicherheit und die Zukunft des Deutschen Reichs nöthig war, diese Einmüthigkeit hatte unsere Freunde überall in der Welt mit hoher Genugthuung erfüllt, unseren Gegnern imponirt, das Bewußtsein der Kraft und Sicherheit in der Nation selbst gekräftigt. Mit inniger Rührung aber vernimmt die Nation aus den Mittheilungen des Reichskanzlers, wie die letzten Wochen, ja, die letzten Tage und Stunden Kaiser Wilhelm's durch diese Beschlüsse gestärkt und erfreut wurden. Mit dem Bewußtsein, eine einmüthige Nation zu hinterlassen, welche die Macht und den Willen hat, das Lebenswerk ihres großen Herrschers aufrecht zu erhalten, ist Kaiser Wilhelm hinübergeschlummert. Jene denkwürdige Reichstagssitzung, in welcher das nationale Gefühl zu einer gewaltigen, fortreißenden Entfaltung kam, sie hat in den Worten, welche Kaiser Wilhelm zu dem Reichskanzler sprach, gleichsam ihren letzten erhebenden Abschluß gefunden. Fürst Bismarck erklärte es für alle Reichstagsabgeordneten erwünscht, dies Zeugniß der letzten Stimmungen des Kaisers mit in die Heimath nehmen zu können, da jeder Einzelne daran einen Antheil habe. Man könnte den Kreis derer, an welche sich dies Zeugniß richtet, noch unermeßlich erweitern. Es richtet sich dies Zeugniß an die Nation in allen ihren Gliedern, die durch ihre Haltung voll Ernst und Entschlossenheit den Beschlüssen ihrer Abgeordneten vorarbeitete und sie dann einmüthig bestätigte, an den Fürsten Bismarck, dem Kaiser Wilhelm in so rührender Weise den letzten Dank gespendet hat. — Alle, Alle, vornehm und gering haben ihren Theil daran!

„Ich habe nicht mehr Zeit, müde zu sein", so antwortete Kaiser Wilhelm, als die Frau Großherzogin von Baden in töchterlicher Besorgniß die Kräfte des Kaisers in einem langen Gespräch mit dem Prinzen Wilhelm sich verbrauchen sah. Bis zum letzten Moment gehörten die Gedanken des Kaisers seinen Pflichten. Als der erste Diener des Staates, wie er gelebt hatte, starb der Kaiser. Wie König Friedrich Wilhelm III. in seinem berühmten Testament seine Nachkommen auf die Beziehungen zu Rußland und Oesterreich hingewiesen hatte, so beschäftigten dieselben auch bis zuletzt Kaiser Wilhelm. Er sprach die Ueberzeugung aus, daß es zum Krieg mit Rußland nicht kommen werde, mit Freuden betonte er die guten Beziehungen zu Oesterreich; aber er ließ den ganzen Nachdruck seiner Worte auf der eigenen Kraft Deutschlands ruhen, seine Unabhängigkeit und Unantastbarkeit selbst zu wahren. Auch dieses politische Testament richtet sich nicht blos an den nunmehrigen Kronprinzen, es ist für alle Deutschen gesprochen und wird als ein theures Vermächtniß verwahrt werden.

Die Beweise der Trauer und der Theilnahme an dem schweren Verlust, den die deutsche Nation erlitten hat, kommen aus allen Theilen der Welt. Sie sind selbstverständlich in ihrer Tiefe und Innigkeit abgetönt je nach den Beziehungen, welche Deutschland und seine Dynastie mit den einzelnen Völkern verbindet.

Fürst Bismarck führte ein Telegramm aus New-York an, das beweist, welches Vertrauen die Dynastie des deutschen Kaiserhauses bei allen Nationen sich erworben hat. Der Reichskanzler bezeichnete dies als ein Erbtheil, welches des Kaisers lange Regierung dem deutschen Volk hinterläßt. Dieses Vertrauen hat das italienische Parlament in beiden Häusern noch in den letzten Tagen durch die Kundgebungen bezeugt, die es für Kaiser Friedrich in enthusiastischer Weise abgab. Die Dynastie wie die Nation werden dies Erbtheil treu bewahren, indem sie jener politischen Linie treu bleiben, deren gewaltiger Vertreter mit dem Kaiser Wilhelm sein großer Kanzler ist — die stark im Recht Frieden und Freundschaft mit den Nationen pflegt, die uns die gleichen Gefühle entgegenbringen, wie sie sich bereit hält, jede Antastung ihres Rechts und ihrer Ehre zurückzuweisen. Diejenigen unserer Gegner, welche durch den unersetzlichen Verlust, den wir erlitten haben, eine Lücke in unsere Einheit, unsere Macht gerissen glauben, werden rasch erkennen, wie fest sich die Nation um Kaiser Friedrich zusammenschließt, mit dem sie sich schon so lange treu und innig verbunden weiß, dem sie mit dem sichersten Vertrauen entgegenkommt. Das Gedächtniß an unseren großen Kaiser ist ein unzerstörbarer Gemeinbesitz der Nation, ein Palladium ihrer Kulturmission und ihrer Größe geworden.

Unzählige Denkmale werden sich allenthalben im Vaterlande erheben, die Erinnerung an Kaiser Wilhelm zu ehren; das unzerstörbarste Denkmal hat sich der Kaiser in dem Herzen der Nation errichtet. Auch die Worte, die er in seinen letzten Tagen und Stunden gesprochen, werden darin eine bleibende Stätte finden."





Kaiser Friedrichs Heimkehr und erste Regierungs-Akte.

„Vom Sarg des Vaters wenden wir den Blick,
Den noch umflorten, zu dem Hoffnungssterne,
Dem einzigen Sohn, den herbes Mißgeschick
Hielt von dem Sterbebett des Vaters ferne;
Sein selbst vergessend, sehen wir ihn eilen,
Bei seinem Volk, in seinem Land zu weilen."

„Daß ihn die Zukunft gnädig uns behüte,
Für Kaiser Friedrich flehn wir himmelan;
Ihm ward der Heldenmut, des Herzens Güte
Zum Erbe schon auf früher Siegesbahn;
In ihm ersteht der Väter Geist aufs neue,
Ihm weiht das deutsche Volk den Schwur der Treue."

Westermanns Monatshefte. A. Glaser.

Der Nachfolger des Begründers der deutschen Einheit, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der nunmehrige Kaiser und König Friedrich, erhielt fern von der deutschen Heimath die traurige Kunde. In dem italienischen Städtchen San Remo an der Riviera, wo ihn schwere Krankheit seit dem Herbste 1887 gefesselt gehalten hatte, empfing er die amtliche Todesnachricht am 9. März Morgens 9 Uhr, eine halbe Stunde nach dem Heimgange Kaiser Wilhelms. Er nahm, gerade im Garten weilend, das Telegramm und las die Adresse: „An des Kaisers und Königs Majestät": uneröffnet legte er es zurück und begann heftig zu weinen. Erst nach geraumer Weile erbrach er die Depesche und nahm unter Thränen und stillem Schmerze Kenntniß von dem traurigen Inhalte. Als die erste Aufregung und Erschütterung des Gemüthes vorüber war, wurde nach einer kurzen Besprechung innerhalb der Kaiserlichen Familie die Abreise für den anderen Tag festgesetzt. Hatte der hohe Herr vorher, wenn auch widerwillig, sich dem Rathe der Aerzte gefügt, die dem Schwerkranken nicht erlaubten, an das Krankenlager des Vaters zu eilen, so setzte er jetzt, ein echter Hohenzoller und von gleichem Pflichtgefühl getrieben, wie sein verewigter Vater, jede Rücksicht auf seinen leidenden Zustand und auf die mit einer Reise in so rauher Jahreszeit verbundenen Gefahren bei Seite und folgte mit männlicher Entschlossenheit ohne Besinnen treu dem Rufe, den die Herrscherpflicht an ihn erließ.

Noch am Vormittage des 9. März ging das Telegramm an den Reichskanzler Fürsten Bismarck ab, in welchem Kaiser Friedrich, wie er den Namen seiner Jugendjahre wieder aufnehmend, sich nunmehr nannte, seinen Dank an das Staats-Ministerium aussprach und seine bevorstehende Abreise nach Berlin ankündigte. Es ist dies das Telegramm, dessen Fürst Bismarck im Reichstage Erwähnung that. Es lautete:

In dem Augenblick tiefster Trauer um den Heimgang Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Meines geliebten Herrn Vaters, spreche Ich Ihnen wie dem Staats-Ministerium Meinen Dank für die Hingebung und Treue aus, mit welcher Sie Alle demselben dienten, und rechne auf Ihrer Aller Beistand bei der schweren Aufgabe, die Mir wird.

Ich reise am 10. Morgens nach Berlin.

Friedrich.

Gleichfalls am 9. März, erließ Kaiser Friedrich noch von San Remo aus den vorläufigen kurzen Erlaß an das Staats-Ministerium über die Landestrauer:

Hinsichtlich der bisher üblich gewesenen Landestrauer wollen Wir keine Bestimmung treffen, vielmehr einem jeden Deutschen überlassen, wie er Angesichts des Heimgangs eines solchen Monarchen seiner Betrübniß Ausdruck geben, auch die Dauer der Einschränkung öffentlicher Unterhaltungen für sachgemäß erachten will.

Friedrich.

Am Sonnabend, den 10. März, Morgens 8 Uhr, erfolgte die Abreise des Kaisers von San Remo. Die Fahrt ging über den Brenner. Am Sonntag, den 11. März, Nachmittags 6 Uhr lief der Kaiserliche Zug in Leipzig ein, wohin Fürst Bismarck mit dem gesammten Staats-Ministerium dem Kaiser auf dessen besonderen Wunsch entgegengefahren war. Am Sonntag, Abends 11 Uhr 9 Minuten traf der Kaiser auf dem Bahnhof Westend bei Berlin ein, um in dem Schlosse zu Charlottenburg vorläufig seinen Aufenthalt zu nehmen.

Am folgenden Tage, den 12. März, Abends veröffentlichte der „Deutsche Reichs-Anzeiger und Königl. Preuß. Staats-Anzeiger" dann die bekannten großen Erlasse Kaiser Friedrichs, den Aufruf „An mein Volk!" und einen Erlaß an den Fürsten Bismarck, Schriftstücke, in welchem der neue Kaiser alsbald die Grundsätze entwickelte, welche, wie die „Kölnische Ztg." sich ausdrückt, als pfadweisende Leitsterne über seiner Regierung leuchten sollen, Grundsätze der Mäßigung und Besonnenheit und eines dem Einfachen und natürlichen zugewandten Geistes, welcher sein Volk davor bewahren möchte, daß es politisch und wirthschaftlich über seine Verhältnisse hinauslebt.

Diese bedeutsamen Erlasse, da sie die unmittelbare Folge des Heimganges Kaiser Wilhelms sind, dürfen hier, wo wir den gesammten Eindruck der Trauertage des März 1888 festhalten wollen, nicht gut fehlen; auch sie dienen mittelbar dem Andenken des großen Todten, auch sie gehören in den Rahmen

des Ganzen. Wir geben daher auch diese Kundgebungen hier im Wortlaut und bemerken nur noch, daß der Kaiserliche Aufruf „An mein Volk“ nach üblichem Brauche nach erfolgter Beisetzung der sterblichen Ueberreste Kaiser Wilhelms durch schwarzgeränderten öffentlichen Anschlag auch an den Straßenecken Berlins zur Kenntniß aller Kreise der Bevölkerung gebracht wurde.

An mein Volk!

Aus Seinem glorreichen Leben schied der Kaiser.

In dem vielgeliebten Vater, den Ich beweine, und um den mit Mir Mein Königliches Haus in tiefstem Schmerze trauert, verlor Preußens treues Volk seinen ruhmgekrönten König, die Deutsche Nation den Gründer ihrer Einigung, das wiedererstandene Reich den ersten Deutschen Kaiser!

Unzertrennlich wird Sein hehrer Name verbunden bleiben mit aller Größe des Deutschen Vaterlandes, in dessen Neu-Begründung die ausdauernde Arbeit von Preußens Volk und Fürsten ihren schönsten Lohn gefunden hat.

Indem König Wilhelm mit nie ermüdender landesväterlicher Fürsorge das Preußische Heer auf die Höhe seines ernsten Berufes erhob, legte Er den sicheren Grund zu den unter Seiner Führung errungenen Siegen der Deutschen Waffen, aus denen die nationale Einigung hervorging. Er sicherte dadurch dem Reiche eine Macht-Stellung, wie sie bis dahin jedes Deutsche Herz ersehnt, aber kaum zu erhoffen gewagt hatte.

Und was Er in heißem, opfervollem Kampfe Seinem Volke errungen, das war Ihm beschieden, durch lange Friedens-Arbeit mühevoller Regierungsjahre zu befestigen und segensreich zu fördern.

Sicher in seiner eigenen Kraft ruhend, steht Deutschland geachtet im Rathe der Völker und begehrt nur, des Gewonnenen in friedlicher Entwickelung froh zu werden.

Daß dem so ist, verdanken wir Kaiser Wilhelm, Seiner nie wankenden Pflichttreue, Seiner unablässigen, nur dem Wohle des Vaterlandes gewidmeten Thätigkeit, gestützt auf die von dem Preußischen Volke unwandelbar bewiesene und von allen Deutschen Stämmen getheilte opferfreudige Hingebung.

Auf Mich sind nunmehr alle Rechte und Pflichten übergegangen, die mit der Krone Meines Hauses verbunden sind, und welche Ich in der Zeit, die nach Gottes Willen Meiner Regierung beschieden sein mag, getreulich wahrzunehmen entschlossen bin.

Durchdrungen von der Größe Meiner Aufgabe, wird es Mein ganzes Bestreben sein, das Werk in dem Sinne fortzuführen, in dem es begründet

wurde, Deutschland zu einem Horte des Friedens zu machen und, in Uebereinstimmung mit den Verbündeten Regierungen sowie mit den verfassungsmäßigen Organen des Reiches wie Preußens, die Wohlfahrt des Deutschen Landes zu pflegen.

Meinem getreuen Volke, das durch eine Jahrhunderte lange Geschichte in guten wie schweren Tagen zu Meinem Hause gestanden, bringe Ich Mein rückhaltloses Vertrauen entgegen. Denn Ich bin überzeugt, daß auf dem Grunde der untrennbaren Verbindung von Fürst und Volk, welche, unabhängig von jeglicher Veränderung im Staatenleben, das unvergängliche Erbe des Hohenzollernstammes bildet, Meine Krone allezeit ebenso sicher ruht, wie das Gedeihen des Landes, zu dessen Regierung Ich nunmehr berufen bin, und dem Ich gelobe, ein gerechter und in Freud' wie Leid ein treuer König zu sein.

Gott wolle Mir Seinen Segen und Kraft zu diesem Werke geben, dem fortan Mein Leben geweiht ist!

Berlin, den 12. März 1888.

Friedrich III.

Erlaß Sr. Majestät des Kaisers und Königs an den Reichskanzler und Präsidenten des Staats-Ministeriums.

Mein lieber Fürst!

Bei dem Antritt Meiner Regierung ist es Mir ein Bedürfniß, Mich an Sie, den langjährigen, vielbewährten ersten Diener Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters zu wenden. Sie sind der treue und muthvolle Rathgeber gewesen, der den Zielen Seiner Politik die Form gegeben und deren erfolgreiche Durchführung gesichert hat.

Ihnen bin Ich und bleibt Mein Haus zu warmem Dank verpflichtet.

Sie haben daher ein Recht, vor Allem zu wissen, welches die Gesichtspunkte sind, die für die Haltung Meiner Regierung maßgebend sein sollen.

Die Verfassungs- und Rechts-Ordnungen des Reiches und Preußens müssen vor Allem in der Ehrfurcht und in den Sitten der Nation sich befestigen. Es sind daher die Erschütterungen möglichst zu vermeiden, welche häufiger Wechsel der Staatseinrichtungen und Gesetze veranlaßt.

Die Förderung der Aufgaben der Reichsregierung muß die festen Grundlagen unberührt lassen, auf denen bisher der Preußische Staat sicher geruht hat.

Im Reiche sind die verfassungsmäßigen Rechte aller verbündeten Regierungen ebenso gewissenhaft zu achten, wie die des Reichstages; aber von Beiden ist eine gleiche Achtung der Rechte des Kaisers zu erheischen. Dabei ist im Auge zu behalten, daß diese gegenseitigen Rechte nur zur Hebung der öffentlichen Wohlfahrt dienen sollen, welche das oberste Gesetz bleibt, und daß neu hervortretenden, unzweifelhaften nationalen Bedürfnissen stets in vollem Maße Genüge geleistet werden muß.

Die nothwendige und sicherste Bürgschaft für ungestörte Förderung dieser Aufgaben sehe Ich in der ungeschwächten Erhaltung der Wehrkraft des Landes, Meines erprobten Heeres und der aufblühenden Marine, der durch Gewinnung überseeischer Besitzungen ernste Pflichten erwachsen sind. Beide müssen jederzeit auf der Höhe der Ausbildung und der Vollendung der Organisation erhalten werden, welche deren Ruhm begründet hat, und welche deren fernere Leistungsfähigkeit sichert.

Ich bin entschlossen, im Reiche und in Preußen die Regierung in gewissenhafter Beobachtung der Bestimmungen von Reichs- und Landes-Verfassung zu führen. Dieselben sind von Meinen Vorfahren auf dem Throne in weiser Erkenntniß der unabweisbaren Bedürfnisse und zu lösenden schwierigen Aufgaben des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens begründet worden und müssen allseitig geachtet werden, um ihre Kraft und segensreiche Wirksamkeit bethätigen zu können.

Ich will, daß der seit Jahrhunderten in Meinem Hause heilig gehaltene Grundsatz religiöser Duldung auch ferner allen Meinen Unterthanen, welcher Religionsgemeinschaft und welchem Bekenntnisse sie auch angehören, zum Schutze gereiche. Ein Jeglicher unter ihnen steht meinem Herzen gleich nahe — haben doch Alle gleichmäßig in den Tagen der Gefahr ihre volle Hingebung bewährt.

Einig mit den Anschauungen Meines Kaiserlichen Herrn Vaters, werde Ich warm alle Bestrebungen unterstützen, welche geeignet sind, das wirthschaftliche Gedeihen der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu heben, widerstreitende Interessen derselben zu versöhnen und unvermeidliche Mißstände nach Kräften zu mildern, ohne doch die Erwartung hervorzurufen, als ob es möglich sei, durch Eingreifen des Staats allen Uebeln der Gesellschaft ein Ende zu machen.

Mit den sozialen Fragen enge verbunden erachte Ich die der Erziehung der heranwachsenden Jugend zugewandte Pflege. Muß einerseits eine höhere Bildung immer weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden, so ist doch zu

vermeiden, daß durch Halbbildung ernste Gefahren geschaffen, daß Lebensansprüche geweckt werden, denen die wirthschaftlichen Kräfte der Nation nicht genügen können, oder daß durch einseitige Erstrebung vermehrten Wissens die erziehliche Aufgabe unberücksichtigt bleibe.

Nur ein auf der gesunden Grundlage von Gottesfurcht in einfacher Sitte aufwachsendes Geschlecht wird hinreichend Widerstandskraft besitzen, die Gefahren zu überwinden, welche in einer Zeit rascher wirthschaftlicher Bewegung, durch die Beispiele hochgesteigerter Lebensführung Einzelner, für die Gesammtheit erwachsen. Es ist Mein Wille, daß keine Gelegenheit versäumt werde, in dem öffentlichen Dienste dahin einzuwirken, daß der Versuchung zu unverhältnißmäßigem Aufwande entgegengetreten werde.

Jedem Vorschlage finanzieller Reformen ist Meine vorurtheilsfreie Erwägung im Voraus gesichert, wenn nicht die in Preußen alt bewährte Sparsamkeit die Auflegung neuer Lasten umgehen und eine Erleichterung bisheriger Anforderungen herbeiführen läßt.

Die größeren und kleineren Verbänden im Staate verliehene Selbstverwaltung halte Ich für ersprießlich. Dagegen stelle ich es zur Prüfung: ob nicht das diesen Verbänden gewährte Recht der Steuer-Auflagen, welches von ihnen ohne hinreichende Rücksicht auf die gleichzeitig von Reich und Staat ausgehende Belastung geübt wird, den Einzelnen unverhältnißmäßig beschweren kann.

In gleicher Weise wird zu erwägen sein, ob nicht in der Gliederung der Behörden eine vereinfachende Aenderung zuläßig erscheint, in welcher die Verminderung der Zahl der Angestellten eine Erhöhung ihrer Bezüge ermöglichen würde.

Gelingt es, die Grundlagen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens kräftig zu erhalten, so wird es mir zu besonderer Genugthuung gereichen, die Blüthe, welche Deutsche Kunst und Wissenschaft in so reichem Maße zeigt, zu voller Entfaltung zu bringen.

Zur Verwirklichung dieser Meiner Absichten rechne Ich auf Ihre so oft bewiesene Hingebung und auf die Unterstützung Ihrer bewährten Erfahrung.

Möge es Mir beschieden sein, dergestalt unter einmüthigem Zusammenwirken der Reichsorgane, der hingebenden Thätigkeit der Volksvertretung, wie aller Behörden, und durch vertrauensvolle Mitarbeit sämmtlicher Klassen der Bevölkerung Deutschland und Preußen zu neuen Ehren in friedlicher Entwickelung zu führen!

Unbekümmert um den Glanz ruhmbringender Großthaten, werde Ich zufrieden sein, wenn dereinst von Meiner Regierung gesagt werden kann, sie sei Meinem Volke wohlthätig, Meinem Lande nützlich und dem Reiche ein Segen gewesen!

Berlin, den 12. März 1888.

Ihr wohlgeneigter

Friedrich III. *)

*) Da diese Erlasse historische Aktenstücke sind, so haben wir die Unterschrift genau so wiedergegeben, wie sie in den amtlichen Blättern gegeben war. Der „Reichs-Anzeiger" hat später folgende Berichtigung an der Spitze seines amtlichen Theiles gebracht: „Es ist mit Recht aufgefallen, daß die Kaiserliche Unterschrift unter den Allerhöchsten Veröffentlichungen in dem Extrablatt des „Deutschen Reichs-Anzeigers" vom 12. d. M. mit der Ziffer „III" versehen worden ist, da der Beisatz der Ziffer bei eigenen Namensunterschriften außerhalb der monarchischen Traditionen liegt. Es ist dies Versehen dadurch möglich geworden, daß bei der von dem Allerhöchsten eigenhändigen Original-Erlaß genommenen Abschrift für den Drucksatz von dem Abschreiber die Schlußstriche hinter dem Kaiserlichen Namen, welche die Initialen I und R (Imperator Rex) darstellen, für die drei Striche einer römischen Drei angesehen worden sind.





Das Deutsche Reich in Trauer.

„Also hast Du still gewoben
Jenes unsichtbare Band,
Das vom Süden bis zum Norden
Deutschlands Herzen fest umspannt."
Nach F. A. in d. „Nat.-Ztg." 17. 3. 1888.

Wie in Berlin, so weckte in ganz Deutschland von der Ostsee bis zu den Alpen, in allen Städten und Ortschaften, auch den allerkleinsten, die Kunde von Kaiser Wilhelms Heimgang unmittelbar aus einem Empfinden heraus die gleiche Erschütterung der Gemüther, die gleiche herzbewegende Klage. Das Bild ergreifender, aus dem Herzen kommender Trauer, das des deutschen Reiches Hauptstadt in den Trauertagen des März 1888 bot, wiederholte sich im Kleinen überall im ganzen weiten deutschen Lande. Wer da draußen, im Auslande, vielleicht noch zweifeln mochte, ob die Glieder dieses Reiches, die einst die Sieges- und Freudentage des Jahres 1870 brüderlich zusammengeführt und verbunden hatte, wirklich auf die Dauer zu einem großen Volke mit gleichem Wollen, gleichem Empfinden, zu einer Volksfamilie, die Leid wie Freud gemeinsam trägt, gemeinsam ringt und kämpft, auch im Innern, nicht bloß äußerlich vereinigt seien, dem ist der letzte Zweifel geschwunden: für unsere Feinde gewiß ein bitteres Eingeständniß, für uns das Erhebendste, was das jetzige Geschlecht erlebt hat. Wie es etwas Großes war um dieses Leben, das in Kaiser Wilhelm dahingegangen, so war es etwas Großes um dieses Sterben, in dem, was es dem Auslande als seine Folgen zeigte; es war etwas Großes auch für uns, diese einmüthige Herzenstrauer des gesammten deutschen Volkes zu erleben. Nie vordem, auch nicht in den Siegestagen von 1870/71, ist das Gemeinsame deutschen Empfindens in so lebendiger und überzeugender Weise zu Tage getreten, hat mit so elementarer Gewalt packend an die deutsche Seele gegriffen. Und Deutschlands Stämme und Deutschlands Fürsten empfanden hier gleich. Mitten in unserem tiefen Schmerze müssen wir uns dieses Erlebnisses, dieser Erfahrung inniglich freuen: derartiges erlebt sich nie zum zweiten Male. Diese Erfahrung läßt uns voll Zuversicht den kommenden Tagen in Deutschlands Zukunft entgegenschauen. Der große Einiger des Reiches hat zum zweiten Male und noch fester und inniger uns Deutsche durch seinen Tod

geeinigt, kettet doch gemeinsamer Schmerz fester und inniger als gemeinsame Freude.

In diesem Sinne spricht sich auch der „Staats-Anzeiger“ von Württemberg vom 9. März aus, dem wir den folgenden Abschnitt entnehmen:

„Die Saat, die der hochselige Kaiser und König ausgestreut hat, wird keimen und wachsen, das Gestirn Deutschlands, welches mit dem Kaiser Wilhelm I. aufgestiegen ist, wird nicht erbleichen, der unermeßliche Verlust muß das Band zwischen dem Kaiserhause und dem deutschen Volke fester knüpfen. Gemeinsame Trauer einigt die Herzen und richtet den Blick auf das Vaterland, von dem wir hoffen, daß es unversehrt aus dieser schweren Prüfung hervorgehen wird.“—

Und aus München schreibt die „Allgemeine Zeitung“ vom 10. März:

„Trauerflor bedeckt die bayerischen Farben, das ehrwürdige Haupt des ersten Fürsten des deutschen Reiches, das Haupt seines ruhmvollen Begründers schlummert in Frieden. Die jubelnde Freude, die den hehren Kaiser so oft in Bayern begrüßte in so beseelter Art, den Siegreichen und den Friedensfürsten, sie ist verstummt und der herzlichen Antheilnahme an der Kunde von dem Tode des geliebten Kaisers gewichen. Wie haben ihn die Bayern geliebt, den Helden mit der Kaiserkrone, mit dessen Truppen vereint Bayerns Armee die ländergierigen Gallier niederwerfen half, wie haben sie ihn verehrt den Hohenzollernkönig, der aus eines Wittelsbachers Entschluß die Krone erhielt, welche Nord und Süd in Deutschland zu einer mächtigen Nation für immer vereint, wie sind ihm die Herzen entgegengeeilt, wenn er durch Bayern reiste, wie haben die Bayern sein greises Haupt gesegnet! Wehmutherfüllten Herzens und dankerfüllten Sinnes blicken die Unterthanen des Wittelsbacher Königshauses zur lorbeerreichen Bahre in der Residenz der Reichshauptstadt. Die Erinnerung an die Tage, in welchen Nord und Süd entzweit, ist ja längst entschwunden in der Erinnerung an die beiden gemeinsamen Jahre, in dem Rückblick auf den glorreichsten Feldzug Deutschlands, in dem Rückblick auf die Segnungen des Friedens, auf die machtgebietende Stellung Deutschlands, welche durch die Einigung der Bundesstaaten unter dem thatkräftigen Scepter des von ihren Fürsten gekrönten Kaisers errungen worden sind. Von Liebe und Verehrung beseelt, begleiten Bayerns Söhne die Bahre Kaiser Wilhelms I. des Siegreichen. Von Liebe und Verehrung beseelt und mit dem Gelübde deutscher Treue begrüßt Bayern aber auch den neuen Kaiser, den großen Sohn des großen Kaisers. Bayern huldigt dem Kaiser Friedrich mit den innigsten Segenswünschen. Möge dem ruhmreichen Heerführer und Menschenfreund, möge dem so tief und aufrichtig geliebten zweiten Deutschen Kaiser die körperliche Kräftigung zur Regierung werden, bald werden und für lange Jahre! Möge Bayern unter seinem emsig die Regierung führenden, für Wohl und Wehe seiner Unterthanen so treu besorgten Regenten, dem allgeliebten Prinz-Regenten, fest erstarken im Gefüge des Deutschen Reiches auch unter dem neuen Kaiser. Möge aus den Tagen der Trauer der deutschen Fürsten, des deutschen Volkes eine neue Saat von schönen Früchten erblühen. Gott mit uns für König und Kaiser, für Bayern und Reich!

Endlich, um damit diese Anführungen zu schließen, führen wir noch aus

einem Artikel des „Dresdener Journals" vom 17. März die Schlußsätze an:

> Sein Andenken ist in die begeisterungswarmen Seelen aller Vaterlandsfreunde eingebettet. Und dieses Angedenken schläft nicht den Todesschlaf. Es lebt fort und ist bereit, täglich aufzuerstehen, ein leuchtendes Vorbild, jederzeit, ein ermuthigender Trost in trüben Tagen. So wird es wirken für und für als Erinnerung an die stille bescheidene Größe ruhmvoller Thaten, welche die Zusammengehörigkeit und mächtige Entwickelungskraft unseres Volkes gefördert und durch edle Erhebung gefeit haben gegen den Wogenschlag des Mißgeschicks. Sollte er antoben dereinst an die starken Schutzwälle des deutschen Staatenbundes, so wird uns der stolze Rückblick in die junge glorreiche Vergangenheit des neuen Reichs den Blick für die Gegenwart und Zukunft klären, und die Manen des verblichenen Helden werden dem Kaiser und unseren Fürsten das Banner des deutschen Genius vorautragen, hoffnungsvoll und ohne Wanken in das Morgengrauen kommender Tage!

So antwortet der „deutsche Partikularismus" auf französische Verdächtigungen, geheime Wünsche und Erwartungen.

Wir müssen davon absehen, im Einzelnen genauer zu beschreiben, in welcher Form diese Trauer überall in den deutschen Landen sich kundgab, wie aller Orten die Trauerfahnen wallten, die Glocken zu bestimmten Tageszeiten läuteten, wie Trauergottesdienste abgehalten wurden, die Landtage durch den Mund der Vorsitzenden dem Schmerze über den großen Verlust Ausdruck gaben, die Universitäten und Schulen in feierlichen Zusammenkünften sich noch einmal das Bild und die Verdienste des verewigten allverehrten Kaisers und Einigers des Reiches vergegenwärtigten; wir vermögen ebensowenig im Einzelnen die Trauererlasse der einzelnen Bundesregierungen im Wortlaute mitzutheilen, durch welche durch das ganze Reich die öffentliche Trauer des Landes geordnet und in feierliche Formen gebracht wurde; wir müssen es uns auch versagen, die tiefempfundenen Worte des Schmerzes und der innigen Theilnahme im Wortlaute wiederzugeben, welche die Bundesfürsten und die Senate der freien Städte in Telegrammen und anderen Formen der Kundgebung an den Kaiser Friedrich richteten, müssen es uns versagen, all die Abordnungen deutscher Städte zu nennen, die zur Beisetzung der sterblichen Hülle des Kaisers in Berlin erschienen, all die herrlichen und kostbaren Blumenspenden aufzuzählen, die von den deutschen Fürsten, den Behörden und Stadtgemeinden, von deutschen Kriegervereinen, von Verbänden des deutschen Handels und der Industrie, dem Verbande deutscher Studenten, den Abgesandten von Schulen, auch von Vereinigungen von Arbeitern, endlich von zahlreichen Privatleuten auf den Sarg Kaiser Wilhelms niedergelegt wurden. Wir unterlassen das alles, weil der Raum es nicht ermöglichen würde, diese unzähligen Trauerkundgebungen alle hier zu verzeichnen, nur einzelne aber heraus zu heben, wäre ungehörig. Statt jedes Eingehens in weitere Einzelheiten lassen wir zum Schluß die schönen Worte aus der Wochenbetrachtung der „Kölnischen Zeitung" vom 15. März

folgen, die diesen Empfindungen Alldeutschlands einen würdigen Ausdruck leihen. Es heißt da:

Mit dem Herzschlage des Kaisers stockte für einen Augenblick das Leben in Deutschland, in der Welt. Die Zeit haftete im Raume und der geschäftige Gedanke stand still vor der Fülle der Worte: „Der Kaiser ist todt!" Seit Jahren hatte das deutsche Volk sich gewöhnt, dem Unvermeidlichen ins Auge zu sehen, und doch — dem wettergehärteten Manne, der manche Hoffnung zu Grabe getragen, rinnt eine Zähre in den Bart; die Jugend vergißt ihr Spiel und murmelt in verständnißvoller Ahnung: „Der Kaiser ist todt!" Ob die da draußen in der Welt es verstehen, was er uns gewesen ist? Sie können es nicht. Sie mögen ihn achten, bewundern, lieben, aber ihnen reißt nicht wie uns eine Faser im Herzen bei dem Schalle: „Der Kaiser ist todt!" Sie sind nicht wie wir in dem wärmenden Glanze seiner sorgenden Augen aus Knaben zu Jünglingen, aus Jünglingen zu Männern gereift und als Männer grau geworden in einem Vertrauen, wie es nur die nationale Gemeinschaft gebiert, einem Vertrauen, das zur Pflugschar greift oder das Schwert zieht auf einen Wink dessen, in dem es das nationale Bewußtsein in seiner menschlich höchsten Reinheit verkörpert sieht. Kaiser Wilhelm besaß dieses Vertrauen, denn er war deutsch, er war echt und wahr vom Scheitel bis zur Sohle. Darum hielt Alldeutschland, Nord und Süd, in innigem Vereine, als ob es so sich von selbst verstände, dem preußischen Könige, der wie sein Ahn, der große Friedrich, seinen deutschen Beruf klar erkannt hatte, die Vasallentreue, als es zum großen Kriege auszog; darum blickte es später zu seinem Kaiser auf als dem Hort seiner innigsten Wünsche, seines nationalen Ich, seines Deutschthums. Und mit der edeln Königstreue altgermanischer Zeiten hat er seinem Volke gelohnt. Treu hat er den ihm anvertrauten Schatz der Einigkeit, der Einheit unseres deutschen Vaterlandes gehütet, er hat ihn mit einem waffenstarrenden Schutzwall umgeben, der die Neider schreckte, und dank seiner Fürsorge sind die von ihm in der Sonne des Friedens ausgestreuten Keime aufgegangen und haben tausendfältig Frucht getragen. Das ist das schönste Erbtheil, das Kaiser Wilhelm uns hinterläßt, Wilhelm der Große. Heute regelt nur ein Pulsschlag von der Memel bis zum Bodensee die Herzen, und wenn man auch draußen in der Welt unsern Schmerz nicht ganz verstehen mag, dieses Erbe wird man zu würdigen wissen. Ueberall in der Welt machte sich die Empfindung geltend, daß ein Mann dahingegangen sei, der nicht uns allein, sondern der Menschheit angehörte, und überall trat die herzliche Theilnahme an unserm Schmerz in feierlichen Kundgebungen zutage; selbst unsere Feinde in Frankreich und Rußland beugten sich vor der menschlichen Größe des todten Kaisers und achteten die Todtenklage eines edeln Volkes.

„Aus solchen Thränen muß ein Frühling sprießen,
Ein Völkerfrühling, allem Neid zum Hohne."





Nachrufe und Betrachtungen deutscher Blätter.

Erste Abtheilung.

„Nun weint die Welt; und sollten wir nicht weinen?
Denn er war unser! — Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!“

Goethe.

Bevor wir in der Schilderung der Ereignisse in den Trauertagen fortfahren, wenden wir uns zu den Trauer-Kundgebungen, Nachrufen und Betrachtungen in den deutschen Blättern, die dem Heimgange unseres großen Kaisers gewidmet sind. Unzählbar ist ihre Fülle; sie alle oder auch nur die würdigsten zu sammeln, wäre keine kleine Aufgabe. Schon die Nachrufe nur der Berliner Blätter würden zusammengestellt einen stattlichen Band umfassen. Aus dieser erdrückenden Menge wählen wir hier eine kleine Anzahl solcher Artikel aus, die uns besonders geeignet erschienen, die Stimmung dieser denkwürdigen Tage und ihre Bedeutung für das nationale Bewußtsein für immer treu wiederzuspiegeln und die zugleich wenn möglich würdig nach Form und Inhalt wären. Die Wahl war trotzdem schwer, da die Fülle auch des Schönen oder Tiefempfundenen oder treffend Ausgeführten gleichfalls eine große blieb, um so schwerer, als uns zugleich der andere Gesichtspunkt leitete, möglichst Blättern verschiedener politischer Richtungen das Wort zu verstatten, damit für alle Zeiten durch unsere Geschichte leuchte die erhebende Thatsache, daß hier Alle, Alle einmüthig fühlten, dachten, sprachen, handelten. Leider schloß der hier zugemessene Raum eine Anzahl gerade der vortrefflichsten Aufsätze wegen ihres bedeutenden Umfanges von vorne herein aus; es sind das meist solche, die sich vorwiegend in geschichtlichen Betrachtungen, Rückblicken und Vergleichen ergehen. Außer den Tageszeitungen ist auch die periodische Presse, sind auch die Zeitschriften berücksichtigt. Da eine innere, organische Anordnung der aufgenommenen Artikel unmöglich ist, so halten wir uns möglichst an den chronologischen Faden, geben daher zuerst solche Nachrufe, die unmittelbar noch am Tage des Abscheidens unseres Kaisers, dann solche, die in den Tagen darauf erschienen sind. Daneben aber ist versucht, die andere Ordnung zu beobachten, solche Nachrufe, die mehr ein Bild der großen menschlichen Persönlichkeit zeichnen wollen, möglichst zusammen an zweiter Stelle zu bringen, obschon freilich naturgemäß eine strenge Scheidung unmöglich ist. Daß manches in den Artikeln sich wiederholt, liegt in der

Sache begründet; jedenfalls war unsere Absicht, keinen Artikel aufzunehmen, der nicht in einer Hinsicht etwas Eigenartiges hätte. Eine andere Reihe von Nachrufen und Trauer-Kundgebungen knüpft an die Bestattungsfeier des 16. März an, diese werden später an ihrem Platze folgen.

Es mögen nun die Blätter selber sprechen:

Kaiser Wilhelm †.

Bis hart an den Ausgang des einundneunzigsten Lebensjahres hat die Vorsehung das ruhm- und segensreiche Dasein Kaiser Wilhelms I. geführt. In einem Alter, wo der Greis den Mann ablöst, auf den Thron berufen, hat er die Welt durch die Größe seiner Thaten und die Hoheit seines Charakters in Erstaunen gesetzt und allmälig die widerwillige zur Bewunderung hingerissen. Wilhelm der Eroberer, hieß es nach dem überraschenden Erfolge des Feldzuges vom Jahre 1866, würde ihn das Volk und die Geschichte nennen — aber das Volk preist ihn mit einem schöneren Namen als den majestätischen Fürsten des Friedens.

Nur ein Mann hat in diesem Jahrhundert einen höheren militärischen Ruhm gewonnen, als Kaiser Wilhelm — Napoleon. Aber der Dämon der Eroberung ließ ihn nichts Festes und Dauerndes gründen, wie ein phantastischer Traum ist sein Kaiserreich vorübergezogen. Unser Kaiser aber war größer als sein Ruhm und sein Glück. Weder der Trotz der Einen, noch der Uebermuth der Andern brachte ihn je aus der sicheren Gefaßtheit seines Wesens, niemals wagte die Versuchung, sein Schwert in die Wagschale zu werfen, sich ernsthaft an ihn heran. In der Bewahrung des Friedens, in dem Ausbau des neu gegründeten Reiches, in der Ausgleichung der härtesten sozialen Unterschiede suchte und fand sein hoher Sinn und seine mit Weisheit und Güte verbundene Gerechtigkeit die schönsten Aufgaben seines Lebens. So ist er nicht nur der Sieger über Deutschlands Feinde, nicht nur der Gründer, sondern auch der Gesetzgeber unseres Reiches geworden. Schon bei Lebzeiten trat er in das Reich der Mythe, und dem Gemüth und der Phantasie des Volkes war es natürlich, ihn Karl dem Großen und Friedrich Barbarossa als Dritten zuzugesellen.

Als er, am 2. Januar 1861, nach dem Tode seines Bruders, ein vierundsechszigjähriger Mann den Thron Preußens bestieg, schien ihm nach menschlicher Voraussicht nur eine kurze Spanne Zeit zum Wirken und Handeln beschieden. Die drei Jahre seiner Regentschaft hatten den Ruf, der ihm voranging, eines ernsten festhaltenden Willens und eines, bei außerordentlicher persönlicher Güte und Milde, energischen Soldaten vollauf bestätigt; Alle waren überzeugt, daß die deutschen Dinge unter seiner Leitung in Fluß kommen würden. Und sie kamen es, über Erwarten machtvoll und überwältigend. Nicht ohne Irrungen und Kampf, da die Meinungen selbst der besten und uneigennützigsten Vaterlandsfreunde über die Wege zur Erreichung unserer Einheit weit auseinandergingen. In dem Kaiser Wilhelm hatte das Schicksal seinen Mann gefunden. Gerade die Ruhe, Klarheit und Selbstlosigkeit, mit der er die Dinge betrachtete und Menschen und Kräfte wog, befähigte ihn vor dem geistreich unruhigen Bruder zu der Lösung der Aufgabe, die eben so sehr das Sein oder Nichtsein für Preußen wie für Deutschland bedeutete. Vor dieser Schicksalsfrage traten alle dynastischen Interessen und Rücksichten zurück. König Wilhelm war nicht der Mann, vor dem einmal als Nothwendigkeit erkannten Ziele zurückzuweichen, und da das Geschick mit ihm war, gab es ihm

auch den Kanzler und den Feldherrn. Fünf und zwanzig Jahre erlebten wir Deutsche, wie kein Geschlecht vor uns, seit den Tagen der Reformation, sie erlebt hat. Das war nicht das Größte, daß eine Fluthwelle uns von Sieg zu Sieg trug, und ein Volk, das so lange nur als eine Art wunderbaren Bildungsdüngers von Russen, Franzosen und Engländern betrachtet worden war, wie einst die Griechen von den Römern, zu einer politischen Machtstellung ohne Gleichen erhob — bedeutungsvoller für alle Zukunft war es, daß in uns Deutschen das Gefühl unserer Einheit und Einigkeit, das Bewußtsein unserer Machtfülle, unserer Größe und Zukunft mit unwiderstehlicher Kraft erwachte und fortan zu einem Faktor unseres Volkslebens wurde.

Ja, es war eine Freude, unter Kaiser Wilhelm zu leben. Unwillkürlich, in guten und schlimmen Tagen, blickten Alle zu ihm als dem Stifter und Erhalter dieses Glückes auf. Jeder empfindet, daß er es war, der noch vor wenigen Monaten die drohende Kriegsfurie mit mächtigem, bannendem Worte fesselte; daß er, wie sein großer Vorfahr, Friedrich der Einzige, der Schiedsrichter Europas war. Denn ehrwürdiger noch als sein Alter und sein Ruhm, machte ihn seine Selbstlosigkeit, stärker als seine Waffen seine Gerechtigkeit. Völker und Fürsten ehrten die einzige Stellung, die er innehatte, ebensowohl durch sein Glück wie durch seinen Charakter. Bewußt den Wenigen, unbewußt Allen, verkörperte sich in ihm die monarchische Idee, so wie sie frühere Zeiten zugleich von einem starken wie von einem wohlwollenden Königthum, von einem Helden und einem Weisen auf dem Thron, von den Idealgestalten Marc Aurels und Friedrich des Großen sich gebildet hatten. Je schattenhafter in der demokratischen Bewegung und Stimmung der Menschen der mystische Schimmer, der das Königthum umschwebte, sich zu verflüchtigen droht, um so großartiger und majestätischer ragte unter uns die Gestalt Kaiser Wilhelms I. auf. Nichts Kleines war an diesem Könige, sondern Alles, leiblich und geistig, edel und würdig. Dies war ein Cäsar, und dem Geringsten im Volke dämmerte es auf, wenn er ihn aus weiter Ferne sah oder von ihm hörte. Der Glanz seiner Würde und der Lorber um seine Schläfe erhöhte nur einen guten, hülfreichen Menschen. Der Adel seiner Gesinnung, der sich in so vielen allbekannten rührenden Zügen ausgesprochen, und die Dankbarkeit seines Herzens schienen gleichsam mit seinem Ruhme und seiner Größe zu wachsen.

Nun hat ihn das Schicksal erreicht, dem nichts Irdisches entflieht, und jene tragische Nemesis, der gerade das höchste und verdienteste Glück seinen Zoll entrichten muß. Was er bis in sein letztes Jahr mit seiner Glückshand berührte, war ihm gelungen; wie er den Frieden aufrecht gehalten, hatte er noch einmal in dem Herzen seines Volkes einen unermeßlichen Sturm der Begeisterung hervorgerufen, als es galt, die letzte große Rüstung zu vollenden. Nur zögernd und mit einem Blick schmerzlicher Trauer schien sich das Glück von dem zu trennen, dem es so lange zur Seite gegangen. Die Krankheit des theueren Sohnes, der jähe Tod des blühenden Enkels betrübten und erschütterten dies sturmgeprüfte Königsherz bis in seine Tiefen. Bitterer noch als der Fürst, ward der Mensch von diesen Schicksalsschlägen getroffen: dem Schmerz und dem Alter erlag, beinahe ohne Leiden und ohne Kampf, der Sieger in so vielen Schlachten, der Cäsar, wie wir keinen wiedersehen werden. Seine Thaten werden bis in die fernste Nachwelt der Geschichtschreibung und der Dichtung den würdigsten, einen unerschöpflichen Stoff bieten; langsam wird seine Gestalt in das Heroische und Mythische hinüberschweben und zu einem führenden Genius unsres Volkes werden. Wir Lebenden aber wissen es, daß

mit ihm das neunzehnte Jahrhundert zur Rüste gegangen ist und eine neue Zeit dämmernd emporsteigt.

„National-Ztg." v. 9. 3. 1888 (Abendausgabe).



Kaiser Wilhelm, unser guter, edler Kaiser, ist nicht mehr!

Er ist nicht mehr! Der so lange in rüstiger Kraft, ein blühender Greis und Held, vor uns gewandelt, dessen gütig milder Blick aus den hellen, freundlichen Augen so oft auf uns geruht, er ist nicht mehr! Der unerbittliche Tod hat auch dieses edele, seltene, einzige Leben nach kurzem Kampfe hinweggerafft.

Wenn menschliche Rechnung bei dem hohen Lebensalter des Monarchen, der wie ein Patriarch auf dem Kaiserthron saß, auf diesen schmerzlichen Ausgang in nicht ferner Zeit sich auch gefaßt machen mußte, so war man doch geneigt, bei unserm Kaiser fast an eine Ausnahme zu glauben, so unverwüstlich erschien seine Lebenskraft, die ihm im späten Greisenalter gleichsam eine zweite Jugend bescheerte. Nun macht uns sein schnelles Hinscheiden — gepaart mit der Sorge um Den, der jetzt die Bürde der Krone auf sich nimmt — fast fassungslos. Wenn wir auch mit einer ängstlichen Spannung auf jede Kunde zu horchen pflegten, die über das Befinden unsers Kaisers zu uns drang, so war es doch mehr die zärtliche Besorgniß, mit welcher Kinder den geliebten Vater zu umgeben pflegen, als die bange, vorahnende Sorge, die schon das Aeußerste befürchtet. Jetzt, da dieses Aeußerste dennoch eingetreten, stehen wir überwältigt von dem Eindruck, welcher seltene, welcher große Mann dahingeschieden ist. Wir empfinden seinen Tod als einen unersetzlichen Verlust, den Jeder von uns persönlich erlitten hat.

Denn so innig, so rein menschlich innig war das Band, welches Kaiser Wilhelm mit seinem Volke umschlang, daß er jedem Einzelnen darunter persönlich nahezustehen schien. So fest gewurzelt in den Herzen seines Volkes war wohl noch nie ein Herrscher, so von der allgemeinsten und aufrichtigsten Liebe getragen noch keiner, wie Kaiser Wilhelm! Zu ihm blickte die Nation mit dankbarer Verehrung auf, als zu dem Helden, der ihr die Größe und Einheit zurückgegeben und von Neuem gesichert hatte; auf ihn schaute jeder Deutsche mit stolzer Ehrfurcht als auf den erhabenen Herrscher, der durch eine lange und weise Regierung die höchste Achtung und die staunende Bewunderung der gesammten Mitwelt erregte; zu ihm erhoben sich Aller Herzen mit liebender Verehrung als zu dem edlen Menschen, der auch auf der Sonnenhöhe von Macht und Ruhm niemals seine Menschenliebe und ihren äußeren Ausdruck, die herzgewinnende Liebenswürdigkeit, verleugnete. Nationales Heldenthum, erhabene Herrschertugend und edle Menschlichkeit, das waren die drei Tugenden, die unsern Kaiser mit den Herzen seines Volkes unauflöslich verbanden.

In Kaiser Wilhelms Namen sammelt sich für uns Alles, was die Größe unseres Volkes macht und seine Stellung unter den Nationen begründet. Mit dem Klange dieses Namens verbindet sich die ganze Summe von bewegten, erhebenden, stolzen und begeisterten Gefühlen, welche das Herz des deutschen Vaterlandsfreundes erfüllen und alle Zeit erfüllen werden. Kaiser Wilhelms Name zeigt uns das großartigste, das inhaltsreichste Stück deutscher Geschichte. Durch ihn sahen die mit ihm Geborenen, so weit es ihnen zu erleben vergönnt

war, die Sehnsuchtsträume ihrer Jugend, ihre durch die Geschichte genährten Hoffnungen und Ideale verwirklicht; unter seiner ruhmreichen Führung half das folgende Geschlecht diese Verwirklichung vorbereiten und glücklich zum Ziele führen; das heutige Geschlecht aber freut sich dankbar der errungenen Güter, welche die Thatkraft seines ersten Kaisers dem Vaterlande hinterlassen hat! Er ist es, der die Schmach, die Jahrhunderte lang auf dem deutschen Namen lastete, vergessen gemacht hat. Er hat die Schuld der Zeiten gesühnt, da unser Vaterland ein Werkzeug fremden Ehrgeizes und seine Fluren ein Tummelplatz auswärtiger Schaaren waren. Unter seiner Regierung hat kein fremder Huf feindselig den Boden des Vaterlandes betreten. Er hat den Namen Deutschland, der zu einem geographischen Begriff geworden war, wieder zu dem Range eines Staates, eines europäischen Großstaates erhoben. Und noch mehr. Er hat nicht nur während seiner langen Regierung das siegreich Errungene sorgsam erhalten, innerlich fest begründet und für die Zukunft, soweit Menschenkraft es vermag, sichergestellt, er hat auch durch eine weise und kluge Politik das deutsche Kaiserthum zur Grundlage und sicheren Bürgschaft des europäischen Friedens gemacht und ihm damit die Freundschaft aller kulturfreundlichen Elemente Europas erworben. Fern von allen Obmachtsgelüsten, hat Kaiser Wilhelm selbst — und mit ihm Deutschland — eine Art moralischer Obmacht in Europa gewonnen.

Welches reiche, gesegnete, für alle Zeiten unvergeßliche Leben war diesem seltenen Herrscher beschieden! Seine Jugend sah ein gebrochenes, niedergeworfenes, zertretenes Volk, sein Greisenalter ein stolzes, hoch emporgehobenes Vaterland, emporgehoben durch ihn und seine Thaten. Es ist eine weltgeschichtliche Erscheinung, wie dieser Fürst, als vierundsechzigjähriger erst zum Throne berufen, nachdem er im Verlauf kaum eines Jahrzehnts die größten und folgenreichsten Entscheidungen nicht nur gesehen, nein, selbst herbeigeführt hatte, noch anderthalb Jahrzehnte hindurch eine ruhmreiche und gesegnete Regierung führte, zur Freude seines Volkes und zum Heile der Welt. Neunzig Geburtstage waren ihm vergönnt zu erleben. Auf drei Menschengeschlechter blickte der kaiserliche Greis zurück und das vierte sah er geboren werden.

Tief und zehrend war das Herzeleid, das ihm in seinen letzten Tagen durch die schwere Hand des Geschickes in seinem Hause beschieden war. Er hat es standhaft und voll Seelengröße getragen, bis er heute nach einem Kampf von wenig Tagen der Last des Alters und seiner Leiden schmerzlos erlag. Das treue Auge ist gebrochen, aber niemals wird es vergessen sein! An dem Todtenbette des Kaisers stehen seine Angehörigen, Kinder und Kindeskinder, vor allem die hohe, edle Frau, die fast sechs Jahrzehnte hindurch treu in Freud und Leid an seiner Seite wandelte, und die, selbst eine stille Dulderin, heute den schwersten Gram unter allen deutschen Herzen empfindet, — steht endlich ein ganzes großes Volk, trauernd und wehklagend, das in seinem Schmerze nur einen Trost findet: die Gewißheit, daß die Größe, die Tugenden, die Werke Kaiser Wilhelms mit ihm nicht erlöschen, daß das Beispiel des Vaters fortleben wird in seinem opfermuthigen, dem Herzen der Nation nicht minder eng verbundenen Sohne, dem heute durch Schmerz und Trübsal der Ruf Alldeutschlands entgegen schallt: Heil Kaiser Friedrich III.!

„Vossische Ztg." v. 9. 3. 1888 (Abendausgabe).



An des Kaisers Bahre.

Deutschland war reich; vor allen Völkern der Erde hatte es einen Schatz zu hüten, wie ihn keines je sein eigen genannt. Ueber Nacht ist es nach des Ewigen Rathschlusse arm geworden: sein Kaiser ist todt.

Unlöslich schien uns das Band, das nun doch gelöst worden ist. Jedes Jahr, das die Gnade Gottes den Tagen unseres Kaisers zulegte, kettete das Volk noch fester an ihn, als es das andere gethan, und nun ist der Tod auch hier der Stärkere gewesen: unser Vater hat uns verlassen, wir sind zu Waisen geworden. Gott der Herr hat es gewollt: wir murren nicht; unsern unermeßlichen Schmerz aber wird Er uns lassen, nachdem Er uns so lange ein Glück ohne Gleichen gegönnt.

Ja, ein Glück ohne Gleichen ist es gewesen, daß Deutschland den Herrscher, der als Greis in den Wechselfällen dreier blutiger Kriege des Reiches Glanz und Größe wieder aufgerichtet, fast zwei Jahrzehnte hindurch behalten durfte, damit im Frieden befestigt wurde, was auf Schlachtfeldern gewonnen worden war. Diese Arbeit des Friedens aber ist des Werkes größerer Theil.

Mit seinem unvergleichlichen Ansehen hat der Kaiser die zarte Pflanze gedeckt, die niemand ringsherum zum starken Baum heranwachsen lassen wollte, noch auch heute will. Vor seinem ehrwürdigen Haupte machten Haß und Feindschaft immer wieder Halt, so oft sie sich zum Sprung erhoben hatten; er und sein Kanzler wußten sie zu zähmen.

So hat er auch im Inneren gewirkt; durch das, was er war, noch mehr beinahe, als durch das, was er erstrebte. Vor der unendlichen Milde und Bescheidenheit seines Wesens, die mit der Bewunderung der Welt im niegesehenen Gegensatze stand, ist all die böse Leidenschaft je mehr und mehr verstummt, die Deutschlands Neuerstehen in Deutschland selbst geerntet.

Nun ist der Einzige, der Große und Gute eingegangen zu den ewigen Hütten. Wenn je auf einen Menschen, paßt auf ihn das Wort: Ja, spricht der Geist, sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach. Er ruht von seiner Arbeit — wir aber hätten seiner noch bedurft, wie sehr, wie sehr! Denn in böser, schwerer Zeit ist er von uns geschieden.

Der Friede der Welt ist schwer bedroht, und jedermann fühlt, daß seine beste Stütze hingesunken ist. Die andere starke Säule steht aufrecht da; allein wer wüßte besser als der Kanzler selbst, was ihm Kaiser Wilhelm auch in diesem Sinne gewesen ist? Was uns, wenn wir in die kommenden Tage blicken, das Herz bedrückt — wir sprechen es hier nicht aus, ein jeder Deutscher fühlt mit uns in dieser schicksalsschweren Stunde.

Darum genug. Der rechte Schmerz kann nicht viel Worte machen. Des heimgegangenen Helden im Gebet gedenkend, heben wir unsere Augen auf zu den Bergen, von denen uns Hülfe kommt, und: siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht.

„Neue Preuß. (Kreuz-)Ztg." v. 10. 3. 1888.



Kaiser Wilhelm †.

Nur in den Ehrentafeln der Geschichte, in dem treuen und dankbaren Herzen seines Volkes und in der ehrfurchtsvollen, staunenden Bewunderung der Nachwelt lebt er noch und wird er ewig fortleben, der erste Deutsche Kaiser. Unsere Augen werden ihn nicht mehr erblicken, sein freundliches Lächeln wird niemals wieder für die überall stürmisch ihn umdrängenden Huldigungen danken, er, der so lange mit mildem Sinn, mit untrüglicher Weisheit und der maßvollen Zurückhaltung selbstbewußter Kraft den so schwer und oft bedrohten Frieden der Welt bewahrt, ist selbst nun eingegangen zum ewigen Frieden. Mit linder Hand hat der Allbezwinger die Last der doppelten Krone von der Stirn des ehrwürdigen Greises genommen und den Müden sanft und weich gebettet; wie in den Armen eines Freundes ist er eingeschlummert nach langem und mühevollem Tagewerke. Der Tod, dem er auf blutigen Schlachtfeldern muthig entgegen gestürmt, der ihn mit der Waffe des Mörders tückisch gestreift, schien von dieser heldenhaften Hoheit überwunden, und erst an der äußersten Grenze ist er zögernd und leise ihm genaht, um auch an dem Unsterblichen das Gesetz der Sterblichkeit zu vollstrecken. Selbst der Himmel trauert ob der Unerbittlichkeit des Unabänderlichen, düster bleibt er verhangen in diesen Tagen schmerzlicher Trauer, schwer tropfen seine Thränen hernieder. Die Kaisersonne verbirgt sich vor den feuchten Blicken, und der Frühling hielt seine Blüten zurück, ein Heldengrab damit zu schmücken.

Das Grab des ersten Deutschen Kaisers. Er hat uns erhoben aus Schmach und Niedrigkeit, er hat geendet den hadernden Zwist, der so lange an unserem innersten Marke fraß, er hat den deutschen Namen in aller Welt und die deutsche Flagge auf allen Meeren wieder zu Ehren und hohem Ansehen gebracht, ihm danken wir das erste und letzte Gut, ohne das kein Mensch und vor allem kein Mann gedeihen kann, diese schönste Habe auch des Aermsten — ein Vaterland. Nicht länger mehr ist der Deutsche ein vaterlandsloser Bürger schöner Traumwelten, er hat uns in die Wirklichkeit zurückgeführt, nicht bloß Dichten und Denken mehr vom Vaterland, nein Schaffen und Handeln im Vaterland und für das Vaterland, diese Losung und mit ihr zugleich die Erfüllung danken wir ihm, der die lange und bange Frage: „was ist des Deutschen Vaterland?“ mit seinem heldenhaften Schwert einer ganzen Welt von Feinden und Neidern gegenüber siegreich beantwortet hat. Blutroth ist sie aufgeblüht, die Rose Deutschland, mitten aus den Dornen hat eine feste Hand das unverwelkliche Kleinod dem Volke heimgebracht, das heute an der Bahre seines Ritters und Retters tiefgebeugt und doch voll unerschütterlichen Vertrauens die Todtenwache hält. Deutschland ist nicht mit seinem Kaiser gestorben. Die Schöpfung wird den Schöpfer überleben, er hat sie für die Ewigkeit geschaffen.

Für die Ewigkeit und im Vertrauen auf den Ewigen. Der Herr war sein Stab und seine Leuchte, seine Sendung hat er erfüllt und ihm die höchste Ehre gegeben. Nichts hat er für sich gesucht, nein überall nur seine Pflicht erfüllen wollen, von der nichts ihn abwendig zu machen vermochte. In einem Alter, da andere das Recht der wohlverdienten Ruhe für sich beanspruchen, hat er das Größte und Schwerste vollbracht, unter Mühen und Anstrengungen, die eines Jünglings Kraft erschreckt hätten, und noch in seinen letzten Stunden hat er seine Obliegenheiten erfüllt, sein letzter Athemzug ist bald auf seinen letzten Namenszug gefolgt. Er, der Herscher, vielleicht der mächtigste der Welt, hat sein ganzes Leben lang gedient: seinem Gott, seinem Vaterland, seinem

Volke und seiner Pflicht. Gedient mit schlichtem und demüthigem Sinne, mit einer fast rührenden Selbstentäußerung. Sein Stolz war die Bescheidenheit, und milde Liebenswürdigkeit seines Wesens innerster Grundzug. Mit sicherem Blick fand seine Weisheit fremdes Verdienst heraus, und wie verschwenderisch war seine Großmut in der Anerkennung und Belohnung! Mit welcher Beflissenheit trat er hinter seine treuen Mitarbeiter zurück und ließ ihnen auch noch einen guten Teil des eigenen Ruhmes. Seine Dankbarkeit kam seiner Größe gleich. Im Sinne seines großen Ahnherrn war er der erste Beamte und der erste Soldat in seinem Staate, zugleich aber auch der erste Hausvater, ein leuchtendes Vorbild der größten wie der kleinsten Tugenden, abhold jedem eiteln Prunk und glänzenden Schimmer, voll treuer Hingebung und liebender Sorgfalt für all' die Seinen, und zu ihnen zählte er vor allem sein ganzes Volk.

Sein ganzes Volk. Nie ist ein Fürst heißer geliebt und inniger verehrt worden, aber auch keiner hat in entscheidenden Augenblicken die hingebende Treue, die Opferfreudigkeit und den unüberwindlichen Todesmuth des Volkes kennen gelernt, wie er. Dasselbe Volk, das er als Knabe gegen den fremden Bedrücker einmüthig sich erheben sah, hat er als Greis noch einmal wider denselben Feind geführt und mit dem neuen Siege erst die Saat der früheren geerntet. Er und sein Volk waren eins und untrennbar, und ob im Inneren auch mancher Kampf getobt, wie hoch die Wogen des Parteihaders auch sich bäumten, nie hat sein Volk an ihm, nie er an seinem Volk gezweifelt, und auch die giftigste Verleumdung scheiterte an diesem unzerreißbaren Band. Kein Mißverständnis hat sich zwischen ihn und sein Volk gedrängt, das in allen Wechselfällen voll kindlicher Liebe und gläubigem Vertrauen zu ihm emporblickte. Und auch er hat jede Gelegenheit ergriffen, die Einmüthigkeit mit seinem Volke laut vor aller Welt zu bezeugen. Er war ein Vater seines Volkes, und die Kinder trauern, nun der Vater heimgegangen.

Heimgegangen ist er zu der geliebten Mutter, an der sein Herz mit kindlicher Liebe bis zum letzten Schlag gehangen. Mit mütterlicher Freude wird sie den strahlenden Helden empfangen, der ihres Herzens heißesten Wunsch erfüllt und ihr Andenken gerächt hat. Preußens Luise segnet ihren Sohn, den Deutschen Kaiser. Ach, sein brechendes Auge war verlangend und sehnsüchtig zur Ferne gerichtet, er durfte im letzten Augenblicke die zitternde Hand nicht segnend legen auf das Haupt des einzigen Sohnes und Erben, aber Gott in seiner Gnade wird das Gebet des sterbenden Kaisers und seinen letzten Seufzer hören und erhören, er segne Friedrich den Dritten!

„Freisinnige Ztg." v. 10. 3. 1888 (Nachtausgabe).



Kaiser Wilhelm †.

Nur der Geschichte gebührt der Richterspruch über dies unvergleichliche Leben. Auf ihrer Wage haben Krone und Lorbeer, Scepter und Schwert nicht das Gewicht einer Federflocke; sie wägt den Menschen und den Menschen allein. Aber wenn es vermessen wäre, in diesem Augenblicke der Trauer, den die Schmeichelei kaum weniger entwürdigen würde, als die Schmähung, dem Urteile der Geschichte vorzugreifen, so dürfen wir doch dies sagen, daß wir ohne Furcht und Sorge ihrem untrüglichen Richterspruche entgegensehen. Es kann und wird nicht von Kaiser Wilhelm heißen: Gewogen und zu leicht

befunden! Denn ein neunzigjähriger Wandel über die Höhen und durch die Tiefen der irdischen Geschicke wird immer etwas von dem echtesten Kern dessen offenbaren, der den schwindelnden Pfad gegangen ist; der unvergleichliche Sonnenschein schmeichelt eben so jede täuschende Hülle von den Schultern des Wanderers, wie das Wehen furchtbarer Stürme sie herunterreißt. Und diese Probe hat doppelte Kraft, wenn ein Sterblicher, so wie Kaiser Wilhelm, von sich rühmen durfte: immer der Gleiche geblieben zu sein, in den Tagen des Glücks wie des Unglücks. Insoweit darf die Mitwelt schon das Urtheil der Nachwelt vorweg nehmen und das Andenken Kaiser Wilhelms ehren durch das Bekenntniß, daß er ein Mann war im vollen Hochsinne des Wortes, ein Mann vom Scheitel bis zur Sohle, ein Mann, der keinen höheren Ruhm kannte, als der Thäter seiner Thaten zu sein. In der Wahrhaftigkeit seines Wesens hat er stets die konstitutionelle Fiktion verschmäht, daß alles Gute eines Regiments dem Herrscher, alles Schlechte aber seinen Berathern anzurechnen sei; er wollte ganz sein, was er einmal war, und er ist es gewesen.

Aus einem längeren Artikel der „Volksztg." v. 10. 3. 1888.



Den Manen Kaiser Wilhelms.

Vergegenwärtigen wir uns, was wir in unserm Kaiser Wilhelm verloren haben, was er uns allen, seinem Volke, was er dem Vaterlande war und geleistet hat. Vergegenwärtigen wir uns seine edle, menschlich schöne Persönlichkeit, die uns allen unvergeßlich bleiben wird, sein heldenhaftes und ritterliches Wesen, wodurch er wie mit poetischem Reiz umkleidet schien. Vergegenwärtigen wir uns endlich sein ganzes großes, reiches und seltenes Leben, voll und ganz in weltgeschichtlichem Schaffen zugebracht.

„Meine Kräfte gehören dem Vaterlande", so hatte einst der angehende Jüngling bei seiner Konfirmation gelobt, und niemals hat ein Fürst als Mann wie als Greis bis zum letzten Tage seines ruhmreichen und thatenvollen Lebens treuer das Wort seiner Jugend eingelöst als Kaiser Wilhelm. In ihm, dem ersten Kaiser des neuentstandenen Reiches, war alle Zeit jener Geist lebendig, der seinen großen Ahnen beseelt hat, der Geist, in welchem Friedrich in seinen denkwürdigen Testament geschrieben hat: „Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang von dem Augenblick der Geburt bis zu dem des Todes. Während dieses kurzen Zeitraums ist der Mensch bestimmt, für die Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten."

Niemals hat der Träger einer Krone seinen Beruf gewissenhafter in der Arbeit für die Gesellschaft gefunden als Kaiser Wilhelm. Geboren in den Wehen der Weltgeschichte, in welcher eine neue Zeit ihre Herrschaft begann, aufgewachsen im Anblick des düstern Niederganges des Vaterlandes, als Jüngling Zeuge der großen und glorreichen Erhebung und Wiedergeburt des Volkes, schien der zweite Sohn der liebreichen Königin Luise — deren Erinnerungstag eben heute wiederkehrt — kaum bestimmt, dereinst das Scepter in festen Händen zu halten, und kaum berufen zu einer entscheidenden Rolle im europäischen Rath. Aber die Vorsehung hatte ihn zu großen Thaten ersehen, wie sie in diesem Jahrhundert kein anderer Mann, in allen Jahrtausenden nur wenige vollbringen durften. Frühzeitig richteten sich von dem schöngeistigen, aber unbeständigen Könige die Blicke auf den ruhigen und nüchternen Prinzen von

Preußen; denn man wußte es, hinter dieser Ruhe lag die Thatkraft, hinter der Nüchternheit das strenge Pflichtbewußtsein. In den trüben Tagen der Prüfung war der Prinz von Preußen der Hoffnungsstern, welcher dem deutschen Volke leuchtete.

Wie er schon im Vereinigten Landtage für die Arbeit der Krone einen freien und weiten Blick bewies, so zeigte er später ein tiefes nationales Empfinden, welches sich nicht wie bei Friedrich Wilhelm IV. mit dem Ruhme begnügte, des heiligen römischen Reiches Erzschwert zu tragen, sondern zu der Deutschen Kaiserkrone drängte, die sein königlicher Bruder von sich wies. In ritterlichem Stolze erhob der Prinz von Preußen Einspruch gegen jene Politik, welche nach Olmütz führte; er war in den Tagen der Reaktion die Zuversicht und die Hoffnung aller Deutschen, welche sonst an dem nationalen Beruf Preußens hätten verzweifeln müssen. Damals war es, daß der Prinz in einer Versammlung beim Grafen Schwerin gegen Herrn von Kleist-Retzow die unvergeßlichen Worte sprach: „Es sind nicht immer die besten Patrioten, welche am lautesten die Rückkehr zu alten Zuständen fordern.“ Damals war es, daß er in Königsberg die Zumuthungen der verfolgungssüchtigen Preußenvereine mit den Worten ablehnte: „Ich kenne keine Preußenvereine, ich kenne nur ein preußisches Volk!“

Aufgeklärten Sinnes in politischer wie religiöser Hinsicht, pflog der Prinz von Preußen die wärmste Freundschaft mit einem wahlverwandten Fürsten aus deutschem Hause, dem Prinzen Albert von Großbritannien. Diese Freundschaft wurde besiegelt durch die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm, heutigen Kaisers, mit der Prinzessin Victoria, ein Ehebund, den die ganze deutsche Nation jubelnd begrüßte als eine Bürgschaft für ihre Zukunft, als ein Zeugniß für den endlichen Sieg fortschreitender politischer Gestaltung. Und diese Hoffnung sollte in noch hellerem Lichte erstrahlen, als der Prinz von Preußen berufen wurde, die Leitung der Staatsgeschäfte zu übernehmen. Er that es in jener Gesinnung, welche an die besten Ueberlieferungen des Hauses Hohenzollern erinnert, in der Zurückweisung aller Willkür der Gewalt, aller Heuchelei der Glaubenseiferer, aller Schwäche in der deutschen Sache. Es ist ein unvergängliches Ruhmesblatt in der Geschichte des ersten deutschen Kaisers, daß er persönlich seinem Leben die Wege vorgezeichnet, daß er aus eigenem Antrieb der Pfadfinder der deutschen Nation geworden; denn mit klarem Blick erkannte er von je, daß Preußen die Aufgabe habe, die deutschen Stämme zur Einheit und Größe zu führen, und daß das Mittel zu diesem Zwecke eine Politik der moralischen Eroberungen und ein starkes und schlagfertiges Heer sei.

Wie aber König Wilhelm seiner weltgeschichtlichen Aufgabe genügt hat, — hundert Siege sind dessen Zeugniß. Wie er den nationalen Geist zu entfachen und zu befruchten wußte, — die Einheit der Nation vom Fels zum Meer, die Festigkeit des Reiches beweisen es. Und auch nachdem der in Krieg und Frieden erprobte Fürst die Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt, war er seinem Programm vom 7. Januar 1861 treu geblieben: „Es ist Preußens Bestimmung, nicht dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht. Nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten.“

So ist Kaiser Wilhelm der Führer seines Volkes geworden zu Heil, Größe und Ansehen. Er ist es gewesen, der den Hohn entkräftet, daß Deutschland nur ein geographischer Begriff, er ist es gewesen, der die Ideale unserer Alt-

vordern über Erwarten zu erfüllen vermochte. Aber ist er als Feldherr, als Staatsmann, als Herscher von seltener Größe und Bedeutung gewesen, so gebührte nicht minder der volle Ruhmeskranz dem Menschen und Bürger in ihm. Denn wahrlich, er hat auch in diesem Punkte sein Versprechen vom Jahre 1815 erfüllt: „Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die geringsten — denn sie sind alle meine Brüder — bei mir erhalten und beleben. Ich will es nie vergessen, daß der Fürst vor Gott nur ein Mensch ist und mit dem Geringsten im Volke die Schwachheit der menschlichen Natur gemein hat und gleich den anderen über sein Verhalten einst gerichtet werden wird.“ Darum war Kaiser Wilhelm alle Zeit die Verkörperung des kategorischen Imperativs der Pflicht. Er leuchtete den Bürgern voran in bürgerlicher Tugend, in Sittenreinheit, in Pflichtstrenge, in schlichter Einfachheit, in Treue gegen sich selbst.

Mit der ernsten und wahrhaften Liebe der Hohenzollern hat Kaiser Wilhelm sein Volk, seine ganze Nation umschlungen; mit besonderer Liebe, wie von je das Herrscherhaus, hat er an der deutschen Reichshauptstadt gehangen und niemals gezweifelt, daß die gesammte Bevölkerung bei allem Widerstreit der Parteien auf politischem Gebiete ihm und seinem Hause treu und unerschütterlich ergeben sei. Ein Feldherr im Streite, ein Weiser im Rathe, ein liebevolles Familienoberhaupt, ein Staatengründer und Gesetzgeber wie wenige vor ihm, hat Kaiser Wilhelm bis zu seinen hohen Tagen das Glück seines Volkes gemehrt und sein Vaterland gefördert, ohne je selbstische Zwecke zu kennen. Und wiewohl er den Namen „der Siegreiche“ verdient, ist er dennoch ein Hort des Friedens gewesen, treu dem Programm, welches er dem neuen Reiche vorgezeichnet in jener berühmten Kaiserproklamation vom 18. Januar 1871: „Uns aber und unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleih'n, alle Zeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“

Das ist die Grundlage des Deutschen Reiches. Wie aber die Kräfte des Herrschers dem Vaterlande gehörten, so gehört sein Ruhm der Geschichte und der Dank der Nation wird eben so unvergänglich sein wie die Bewunderung und Verehrung, welche ihm folgen wird bis an das Ende der Tage. So lange unter den Völkern Verständniß für persönliches Verdienst, für Größe des Pflichtbewußtseins, für Treue gegen den nationalen Beruf vorhanden sein wird, so lange wird der erste deutsche Kaiser Wilhelm das unübertroffene Muster eines Regenten sein.

„Vossische Ztg.“ v. 10. 3. 1888 (Morgen-Ausgabe).



Sein Bild wird in dem deutschen Volke leben als das des unvergleichlichen Greises voll Milde und Erhabenheit, wie wir ihn in den letzten zwanzig Jahren fast unverändert gekannt haben. Nie ist die Majestät so herrlich dargestellt worden, wie durch ihn, sei es, daß er den Gang einer Feldschlacht überblickte, oder vor den Reihen seiner Truppen vorübersprengte, sei es, daß er die Abgeordneten der Nation im weißen Saale versammelte, sei es in dem Glanze der Gesellschaft, die der größte Maler unserer Zeit so geistvoll in wenigen Strichen gezeichnet hat.

Beseelt von der reinsten Frömmigkeit, voll Gottvertrauen in guten und bösen Tagen, unermüdlich thätig, weise und glücklich in der Wahl der Männer, welche ihn in Krieg und Frieden unterstützen sollten, neidlos gegen die höchste Popularität und den geschichtlichen Ruhm, welchen sie erwarben, immer gerecht, niemals zornig, dankbar für jeden Dienst und jede Treue, fähig zu verzeihen, wird er in der fernsten Geschichte als ein bewundernswerther großer und reiner Charakter dastehen.

Man kann nicht wissen, welche Züge die Geschichte später noch zu seinem Bilde hinzutragen wird. Uns, die wir an seinem Sarge stehen, liegen fast nur die offiziellen Kundgebungen seines Lebens vor. Ueber sein tiefstes Geistesleben ist in weiteren Kreisen wenig bekannt, aber was aus jenen Aktenstücken hervorleuchtet, ist der Umstand, welcher den Verstorbenen unter allen Herrschern, die Außerordentliches geschaffen haben, einzig darstellt, daß ihm das Ziel, welches er erreicht hat, nicht wohl von Anfang an auch nur in Umrissen vorgeschwebt hat, sondern daß er immer nur Alles gethan hat, um sich, sein Heer und sein Land bereit zu halten für alle Aufgaben, welche an ihn herantreten könnten und wirklich nicht durch Berechnung, sondern durch Fügung des Geschicks herangetreten sind und daß er dann, wie einst ein süddeutscher Redner von ihm sagte, ohne eigenwilliges Eingreifen und doch mit selbstständigem Urtheil und Entschluß im Krieg und Frieden zu rechter Zeit das Rechte gefunden.

Wo hat er, so sagte der Kanzler von Rümelin einmal von ihm, und wir wüßten nicht, wie wir die Summe seiner Thätigkeit kürzer oder besser ausdrücken sollten, wo hat er in großen Dingen etwas gethan, was er hätte unterlassen sollen, wo etwas unterlassen, das er hätte thun sollen?

Das ist der Kaiser, wie er der Geschichte angehört. Uns Preußen ist er theurer. Man kann in der Hauptstadt noch hier und da eine Lithographie sehen, welche den Empfang einer Deputation des 31. Stadtbezirks am 2. Januar 1849 durch den Prinzen von Preußen darstellt. Die Legende, welche darunter steht, lautet:

> „Sie Alle, meine Herren, haben die Worte gelesen, die an diesen Mauern standen. Das ist kein Nationaleigenthum, das sind todte Wände; (die Hand auf's Herz legend): das ist das wahre Nationaleigenthum und hierher gehören diese Worte."

Und sein Wort hat er seinem Volke gehalten. Sein Herz ist unser Nationaleigenthum gewesen und geblieben, und die trauernden Mitlebenden werden die Pflicht ewiger Dankbarkeit den nachfolgenden Geschlechtern als heiliges Vermächtniß übermachen.

(Schluß eines sieben lange Spalten umfassenden geschichtlichen Rückblickes auf Kaiser Wilhelms Leben und Thaten in der „Post" v. 10. 3. 1888.)



Eine Welttrauer.

Die überwältigende Bezeigung des allgemeinen Schmerzes, der am Sarge Wilhelms sich kundgiebt, darf wohl als eine Welttrauer bezeichnet werden.

Noch niemals, von den ältesten Zeiten, soweit geschichtliche Aufzeichnungen reichen, bis auf unsere Tage, hat die Welt eine solche, von allen civilisirten Völkern gemeinsam getragene Trauer gesehen, freilich hatte sie auch noch niemals einen solchen Herrscher zu beweinen, der als Fürst wie als Mensch gleich eigenartig,

gleich groß, gleich verehrungswürdig war. Der strengen Auffassung seiner königlichen wie seiner militärischen Pflichten entsprach der Adel seiner Gesinnung, der auf den Höhen des menschlichen Lebens außerordentlich selten zu finden ist. Des greisen Kaisers Leben läßt sich in das eine Wort „Dienst“ zusammenfassen. Dienst im höchsten Sinne war ihm die Ausübung des Königamtes, Dienst die stille wohlthätige Gerechtigkeit, mit welcher er in vielen, vielen tausend Augen Thränen getrocknet und so manche Härten des Lebens ausgeglichen hat. Und wie still und geräuschlos vollzog sich diese edle Gerechtigkeit, dieses sorgende Wohlthun! Nicht um dafür gelobt und gepriesen zu werden, sondern im selbstverleugnenden Gehorsam gegen Menschenpflicht und Königspflicht handelte der Heimgegangene aus dem innersten Drange seines Herzens, dessen größte Freude darin bestand, Freude zu bereiten. Wohl kein Weihnachtsabend ist in das Land gegangen, an welchem der theure Kaiser nicht an zahlreichen Stätten der Sorge und des Kummers das Licht heller Freude entzündet hätte, mag die Welt auch wenig darum wissen. Für seine Person außerordentlich selbstlos und bescheiden, galt sein Sorgen der Würde seiner Krone und der Würde seines Staates. Es giebt keinen zweiten Hof in Europa, an welchem die Repräsentation in so vornehmer edler Gastlichkeit geübt worden wäre, wie am Hofe Kaiser Wilhelms. Die musterhafteste Ordnung sorgte für die Erfüllung jedes berechtigten Anspruchs, inmitten allen Glanzes keine edlere, keine vornehmere und doch auch keine schlichtere und einfachere Repräsentation der Kaiser- und Königswürde, als diese Heldengestalt! Wer von den vielen Tausenden, denen es vergönnt war, der Feier auf dem Niederwald beizuwohnen, könnte je des unbeschreiblichen Augenblickes vergessen, als der Kaiser, im Kreise der deutschen Fürsten, die Weiheworte für das hehre Standbild sprach und seine Hand mit unnachahmlicher Geberde zum Segen ausstreckte über sein Volk. Wer ihn im Sturm der Schlacht gesehen, oder im höchsten Glanze irdischer Majestät, oder auf seinen Ausfahrten, oder bei besonderem Anlaß inmitten der Bevölkerung — stets die nämliche, ruhige Gleichmäßigkeit seines Wesens, die den Grundzug seines Charakters ausmachte. In diesem Geiste war — wie an diesem nun leblosen Körper — alles harmonisch, edel, wohlgestaltet, einfach schlicht. Ein Zug von Humor verließ ihn selten, erstaunlich war, wie er immer und immer wieder Gelegenheit suchte und fand, denen, die ihm nahe standen, etwas Liebes in Form irgend einer sinnigen Ueberraschung zu erweisen. Sein außerordentlich praktischer Sinn ließ ihn vieles vom Leben kennen und verstehen, was Fürsten sonst fernzuliegen pflegt. Der Kaiser war der Gleiche, ob er einen Gesetzentwurf, eine Armeeverordnung prüfte, oder bei der Besichtigung einer neuerbauten Kaserne die Frau eines Feldwebels fragte, wie die Oefen sich heizen und mit was für Brennmaterial sie feuern, (wie dies Schreiber dieser Zeilen selbst einmal mit angehört hat). . . . . Niemals und in keiner Hinsicht machte der Kaiser sich Illusionen, er nahm die Dinge stets, wie sie wirklich waren, — ihn zu täuschen, dürfte schwer gehalten haben. Gerade deshalb ist unsere Armee in allen Dingen ein Muster so hoher Vollendung, weil der Kaiser aus seinem langen Soldatenleben alles, jede noch so kleine dienstliche Einrichtung und Vorrichtung genau kannte, selbst prüfte und durchmachte, bevor sie befohlen wurde.

Ruhigen, heiteren Gemüthes ist er gestorben in dem Glauben, das von ihm gegründete Reich festen und treuen Händen zu überlassen. Dieser Glaube ist durch die Form, in welcher der Uebergang der Herrschaft sich vollzogen und die tiefe Trauer um den entschlafenen Kaiser im ganzen Reiche sich Bahn

gebrochen hat, nicht getäuscht worden. Bayern, Sachsen, Württemberg und die anderen Staaten wetteifern darin, dem theuren Wiederhersteller des Reiches die letzte Ehre zu erweisen, und die zwischen Kaiser Friedrich und den deutschen Fürsten ausgetauschten Kundgebungen bezeugen, daß der Tod Kaiser Wilhelms den von ihm mit seinen Händen gefügten Bau nicht zu erschüttern vermag. . . .

Wie Kaiser Wilhelm bei Lebzeiten der Begründer und Festiger des Reiches gewesen, so ist sein Wirken noch nicht mit seinem Tode erloschen, an seine erhabene Persönlichkeit knüpfen die nächsten Bande an, welche Deutschlands Fürsten und Stämme in gemeinsamer Trauer vereinen, also auch in gemeinsamer unerschütterter Hingebung an sein kostbarstes Vermächtniß — das Reich.

„Hannoverscher Courier" v. 11. 3. 1888.



Wilhelm I.

Der erste Kaiser des neuen Deutschen Reichs ist aus dem Leben geschieden: eine Gestalt echter, weil einfacher Größe. Das ganze deutsche Volk steht trauernd, die Welt theilnahmsvoll an seiner Bahre. Wenn es je eine geschichtliche Laufbahn gab, deren glänzende Erfolge aus der Pflichttreue hervorgingen, so war es die des jetzt Dahingeschiedenen. Und dieser Ursprung seiner großen Erfolge ist die sicherste Bürgschaft der Dauer seiner Schöpfungen. Staaten werden durch die Genialität des Willens gegründet, aber ihr Bestand hängt davon ab, ob der mächtige Wille gezügelt wird durch sittliche Besonnenheit.

Als der erste deutsche Kaiser noch als preußischer Prinz mit unschuldigen Knabenaugen in die Welt blickte, konnte er für diese im Mannes- und Greisenalter durch ihn so segensreich bethätigte Ueberzeugung bereits die ersten weltgeschichtlichen Erfahrungen sammeln. Ein Organisator der Macht, wie es wenige seines Gleichen je gegeben, schrieb der Welt Gesetze vor. Jahrhunderte alte Reiche brachen unter seinem Fuß zusammen, und mit der schonungslosen Willkür des genialen Egoismus schuf er Staatsgebilde der Laune auf dem durch Revolutionen erschütterten und durch unzählige Kriege verwüsteten Boden Europas. Auch Preußen schien von der brutalen Macht völlig zerschmettert zu sein, als Prinz Wilhelm das erste Jahrzehnt seines Lebens vollendet hatte. Die Schlacht bei Jena war geschlagen, der Staat des großen Friedrich galt in den Augen der Kleinmüthigen und Schadenfrohen als vernichtet. Noch war das zweite Jahrzehnt jenes reichen Lebens nicht geschlossen, als der Zügellose, dessen Weltherrschaft den sittlichen Idealismus so lange verspottet hatte, das ganze Gebäude seiner Staatskunst unter den Kolbenschlägen des empörten patriotischen Pflichtgefühls zusammenbrechen sehen mußte. Die Vergänglichkeit der Gebilde bloßer Willenskraft war in einer welterschütternden Katastrophe nachgewiesen. Dann folgten für den zweiten Sohn des Königs von Preußen, der nach dem regelmäßigen Gange der Dinge nicht erwarten konnte, jemals auf den Thron berufen zu werden, Jahrzehnte einer Ruhe, die ein weniger ebenmäßiges Gemüth nicht leicht, ohne Schaden an seiner Gesammtentwicklung zu nehmen, ertragen hätte. Die Revolution von 1848 unterbricht diese Ruhe, aber ohne dem Prinzen von Preußen eine dankbare Thätigkeit zu eröffnen. Die Bitternisse der Unpopularität führen ihn sogar zu einer zeitweisen Selbstverbannung. Die Popularität kehrt zurück und der Regent des Jahres 1858 ist die Hoffnung

des Liberalismus. Im vierundsechzigsten Lebensjahre endlich wird der Regent König und nun beginnt, in einem Lebensalter, das gewöhnlich bereits der edlen Muße gewidmet ist, jene beispiellose Folge der großartigsten Thaten, die dem Thatendrang von Generationen genügen könnten: der Krieg mit Dänemark, die Annexion von Schleswig-Holstein, der Krieg mit Oesterreich, die Gründung des Norddeutschen Bundes, der Krieg mit Frankreich, die Gründung des Deutschen Reichs und die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen. Jeder Krieg findet seine geschichtliche Rechtfertigung durch einen Akt nothwendig gewordener staatlicher Neubildung. Und dann, nach diesem beispiellosen Umschwung des Geschickes, nachdem der König von Preußen sich die Krone Deutschlands unter dem Jubel der Nation und unter Billigung der Fürsten auf das greise Haupt gesetzt und zum mächtigsten Monarchen der Erde erhoben hat, da tritt die Mäßigung sittlicher Größe in ihre Rechte und der mächtigste Kriegsherr wird der eifrigste Schirmherr des europäischen Friedens. Getragen von der bewundernden Liebe Deutschlands wird darauf der Einundachtzigjährige, der keinen persönlichen Feind hat, das Opfer zweier wahnsinniger Attentate. Die Vorsehung läßt ihn genesen und noch zehn Jahre als Muster monarchischer Pflichttreue, als Mensch und Fürst von aller Welt verehrt, auf dem Kaiserthrone Deutschlands die großen Schöpfungen seines Lebens befestigen.

Fürwahr, ein reich gesegnetes Leben! In der Geschichte wird Kaiser Wilhelm I. einen Platz unter den größten Monarchen aller Zeiten einnehmen. — —

Die „Nation“ v. 10. 3. 1888.



Sein Bild

läßt sich mit den einfachsten Strichen malen und es wird vor der fernsten Nachwelt ganz ebenso wie vor unseren Augen stehen. Er hatte Eine Tugend, die alle anderen in sich aufgenommen und verschlungen hatte, und mit der Nennung dieser einen Tugend ist sein Charakterbild, das nimmerdar in der Geschichte schwanken, nimmerdar von der Parteien Haß und Gunst verwirrt werden wird, erschöpft. Diese Tugend heißt: schlichte Pflichterfüllung.

Es läßt sich kein Augenblick in seinem Leben auffinden, an welchem er auch nur in Gefahr gestanden hätte, durch eine Laune, eine Leidenschaft, eine Regung subjektiven Beliebens von dem geraden vorgezeichneten Wege der Pflicht abgelenkt zu werden. Er war mit Hingebung Soldat, weil er als Soldat geboren war und weil er sich als verpflichtet erachtete, als Soldat zu sterben. Allein er hat das Schwert nie gezogen, als wenn er es für seine Pflicht erachtete, zum Kriege zu schreiten.

Es fehlte ihm eigentlich an jeder Liebhaberei; es ist nie bekannt geworden, daß er in seinen Mußestunden einer bestimmten Wissenschaft oder Kunst oder geselligen Vergnügung vorzugsweise sein Interesse zugewendet. Das Wort Liebhaberei in fremde Sprachen übersetzt, heißt, er hat nie in irgend einem Dinge dilettirt. Auch seine Mußestunden waren nach den Gesetzen der Pflicht geregelt. So wenig wie einer Schlacht oder einer Ministersitzung ist er auch jemals einer offiziellen Festlichkeit fern geblieben, weil etwa die Neigung ihn dazu gezogen hätte, einen anderen Zeitvertreib aufzusuchen. Seine königliche Pflicht trieb ihn, theilzunehmen an allen geistigen Bestrebungen seiner Nation, und so hat er niemals ermangelt, einem hervorragenden Werke der Kunst oder

der Wissenschaft, einer neuen Erfindung oder Staatseinrichtung sein Interesse zuzuwenden, und so lange er sich damit beschäftigte, war er mit vollem Herzen bei der Sache, ein aufmerksamer Beobachter, ein kluger Frager. Und schon im nächsten Augenblicke vermochte er es, sich ganz mit derselben Theilnahme einem völlig anders gearteten Gegenstande zuzuwenden.

Alles, was Laune und Leidenschaft heißt, war auch aus seinem Privatleben völlig ausgeschieden. Einer gleichmäßig ernst-freundlichen Behandlung war Jeder gesichert, der mit ihm in Berührung kam. Er hat Niemanden durch ein scherzhaft-spöttisches Wort, Niemanden durch eine ungerechte Aufwallung des Verdrusses verletzt. — — — Er sprach mit Künstlern von ihrer Kunst, mit Gelehrten von ihrer Wissenschaft, mit seinen Generalen von der Armee, mit seinen Ministern von den Angelegenheiten des Staates und mit gleichgiltigen Menschen von gleichgiltigen Dingen. Alle rein subjektiven Anwandlungen schienen von ihm abgestreift und gerade das hatte zur Folge, daß er eine Individualität ohne Gleichen war.

Eine Geschichte, die uns von ihm erzählt wurde, zeichnet seinen Charakter wie wenige. Als wenige Wochen nach dem Frieden von Nikolsburg ein Bewohner der neu in den preußischen Staat einverleibten Städte ihn bat, auch seiner Stadt bald die Ehre eines Besuches zu schenken, antwortete er: „Sobald mein Dienst es gestattet." Das war seine Lebensanschauung; er hat nur die Pflicht gekannt, und was der Königsberger Philosoph den kategorischen Imperativ genannt hat, dafür hatte er das kurze, deutsche, schöne Wort: Dienst. Im Dienst hat er gelebt, im Dienst ist er gestorben; sein Andenken zu ehren sei unser aller Dienst. Aus einem Nachrufe der „Vossischen Ztg." vom 18. 3. 1888.



Getreu bis in den Tod.

Nicht einen Abriß über die Geschichte seines ruhmreichen Lebens, nicht eine Darstellung seiner segensreichen Regierung wollen wir geben, wir wollen Klage erheben an dem Sarge des Oberhauptes unseres Volkes, klagen um den Tod des ersten deutschen Kaisers, der nach Jahrhunderten der Zersplitterung das Reich neu begründete, die Sehnsucht unserer Jugendträume stillte und dem deutschen Namen einen mächtigen Klang schuf unter den Völkern der Erde. Ein Held ist zu seinen Vätern versammelt, ein Friedensfürst ist in den ewigen Frieden eingegangen, ein leuchtendes Vorbild seines Volkes und die Verkörperung alles dessen, was uns Lebenden theuer war, ist erloschen. Schon bei seinen Lebzeiten wand sich ein Sagenkreis um den greisen Kaiser, der längst das biblische Alter überschritten hatte und doch noch in frischer Geisteskraft nicht blos dem eignen Volke gebot, sondern im Rathe der Machthaber das höchste Ansehen genoß. Und wie um den todten Helden in der antiken Tragödie das Volk weinte und klagte, so übermannt auch uns angesichts der Leiche des großen ersten deutschen Kaisers der Schmerz, und wir schämen uns nicht der Thränen, die unserm gepreßten Herzen Luft machen.

Eine ganze geschichtliche Zeitfolge sinkt mit dem Kaiser Wilhelm ins Grab. Die Erinnerung an Deutschlands Schmach, an die französische Gewaltherrschaft, an die Bedrückung des deutschen Volkes und an die zahlreichen Dulder und Dulderinnen, unter ihnen an die Königin Luise — sie hatten noch einen lebendigen Zeugen in dem Sohne der königlichen Märtyrerin, dem in früher

Jugend der Kummer um das geknechtete Land die treue Mutter entriß. Und das Wiedererwachen deutschen Muthes, das kraftvolle Abschütteln der fremden Knechtschaft, die Freiheitskriege, die salaminischen Kämpfe unsrer Großväter und Urgroßväter — sie waren in unsern Augen in dem Kaiser Wilhelm verkörpert, der als jugendlicher Prinz unter Scharnhorst, Gneisenau und Blücher die Siege in Frankreich mit erkämpft hat. Und als es galt, die schweren Wunden zu heilen, welche die lange Fremdherrschaft und die blutigen Kriege dem kleinen Preußenlande geschlagen hatten, da saß Prinz Wilhelm in dem Staatsrathe und arbeitete mit jenen Männern, die, statt in den hohlen Phrasen des Rotteckschen Liberalismus das Staatsideal zu suchen, in ernster Thätigkeit die Organisation für die neue Erwerbsgesellschaft schufen, Ackerbau und Handel förderten und in der Errichtung des Zollvereins den ersten Grundstein zu dem künftigen Bau eines deutschen Reiches legten. Es war eine lange und harte Lehrzeit, die der verstorbene Kaiser durchzumachen hatte; die große Sparsamkeit, welche an dem Hofe Friedrich Wilhelms III. im Hinblick auf die schlechte Finanzlage des Staates herrschte, ließ Ueppigkeit und Genuß, die an sich der einfachen Natur des Königssohnes widerstrebten, nicht aufkommen. Seine ernste und schlichte Natur wandte sich mit ausgesprochener Vorliebe dem militärischen Berufe zu, dem er mit einem solchen Eifer oblag, daß er in allen Dingen, den kleinen wie den großen, des Heerwesens sachkundig und erfahren wurde. Mit um so größerer Theilnahme verfolgte er diesen Beruf, je weniger er nach der Thronbesteigung seines von ihm vielgeliebten Bruders mit seinem scharfen und nüchternen Verstande dem romantischen Fluge des königlichen Schwärmers zu folgen gewillt war. Der Prinz von Preußen sah, während er die Armee zu einem Grundpfeiler des Staates umformte, den Staat in den abgelebten Formen des Bureaukratismus erstarren und die Wolken der Revolution heraufziehen, welche das Reich und Preußen an den Abgrund brachten. In jenen Zeiten, wo die Befehle eines von den besten Absichten beseelten Königs durch ihre Hast und ihren Widerspruch zu Unordnung und Unruhe führten, wo das Beamtenthum sich charakterlos und der Hof mit dem Monarchen sich so schwach zeigte, der Revolution Zugeständnisse zu machen, stand der Prinz von Preußen in festem Willen den Strömungen der öffentlichen Meinung gegenüber und rettete wenigstens den letzten Rest staatlichen Ansehens. Niemals trat er dem königlichen Bruder gegenüber in den Vordergrund, immer war er nur sein erster und sein treuester Diener, immer nur bedacht, das zu erfüllen, was Pflicht und Ehre dem Diener des Staats und Königs geboten. Daher kam es, daß der Prinz von Preußen niemals ein Parteimann war, sich nie, wie sein Bruder, hinreißen ließ, eine Partei zu begünstigen oder zu verfolgen, er stand über den Parteien, und für ihn war alles das Vaterland: εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.

So gereift, mit reichen Erfahrungen ausgerüstet, übernahm König Wilhelm zuerst die Regentschaft und dann die königliche Würde in Preußen. Ihm jubelten alle Herzen zu, als er das Parteiregiment der Reaktion verbannte und ein verfassungsmäßiges Regiment einführte. Aber diejenigen hatten sich geirrt, die da glaubten, daß König Wilhelm auch nur ein Titelchen seiner königlichen Herrschaft der Schablone wechselnder Parlamentsmehrheiten opfern würde. Die spätere Regierungszeit des deutschen Kaisers ist reich an Licht und Ruhm, was er als Feldherr und Gesetzgeber geleistet hat, das wird in der Geschichte Deutschlands niemals vergessen werden. Aber in keiner Zeit war König Wilhelm größer und bewunderungswerther, als in der des Verfassungskonflikts,

während dessen er Jahre lang — im wesentlichen nur von seinem Minister-präsidenten von Bismarck unterstützt — die öffentliche Meinung zur gehässigen Widersacherin hatte. Es war die Pflicht seines Königsamtes, die ihn jede Anfeindung unerschütterlich ertragen ließ, er war so sehr durchdrungen von der Nothwendigkeit seiner Pläne, daß nicht Bitten in der Familie, nicht Drohungen der Agitatoren ihn von dem, was er als Pflicht erkannt hatte, abwendig machen konnten. Dem Wohl des Staates opferte der König die Traditionen seines Hauses wie seine eigenen Neigungen; König Wilhelm hat entgegen den Ueberlieferungen seiner Vorfahren den Krieg mit Oesterreich im Jahre 1866 begonnen, da er ihn für das einzige Heilmittel für die Krankheit halten mußte, an welcher Deutschland litt; ebenso hat Kaiser Wilhelm das Opfer seiner persönlichen Vorliebe für Rußland gebracht, als sich ein Bündniß mit Oesterreich für nothwendig erwies.

Ihn hat in seiner schönen, gleichmäßigen Natur so wenig die Unpopularität erschüttert, wie die spätere Liebe seines großen Volkes schwankend gemacht. Und fürwahr grenzenlos war diese Liebe, als der Sieg der Waffen in Böhmen den Norddeutschen Bund und die Niederwerfung französischen Uebermuthes das deutsche Reich ins Leben riefen. Obwohl durch und durch, vom Scheitel bis zur Sohle, ein Kriegsmann, ist Kaiser Wilhelm ein Friedensfürst gewesen, der bescheiden trotz seiner Erfolge während der letzten siebenzehn Jahre allen Versuchungen Widerstand leistete und den Völkern Europas den Frieden erhielt. Und weil er der Friedensfürst gewesen, deshalb findet unser Schmerz und unsere Klage bei unsern Freunden und Verbündeten einen lebhaften Wiederhall und bei unsern Widersachern und Gegnern rücksichtsvolle Achtung. Und nicht nur nach außen, auch im Innern hat Kaiser Wilhelm den Frieden der durch die Klassengegensätze zerklüfteten Gesellschaft zu fördern und zu wahren gesucht. Die Gründung des deutschen Reiches, die Gefangennahme Napoleons bei Sedan, die Kaiserkrönung in Versailles mögen Ereignisse sein, welche in den Augen der großen, nach äußern Erfolgen urtheilenden Menge Kaiser Wilhelm einem Cäsar, Karl dem Großen und Barbarossa gleichstellen. Die sozialpolitische Gesetzgebung des Reiches mit ihrer Kranken- und Unfallversicherung erhebt den verstorbenen Kaiser zu den ersten Staatsmännern; ist es ihm auch nicht vergönnt gewesen, das Gebäude durch das Gesetz über die Altersversicherung der Arbeiter zu krönen, so hat er doch deren Grundzüge schon feststellen können, und wie das Preußische Allgemeine Landrecht ein Werk Friedrichs des Großen bleibt, obwohl es erst von seinem Nachfolger verkündet wurde, so wird die sozialpolitische Gesetzgebung ewig und unvergänglich mit dem Namen des deutschen Kaiser Wilhelms verknüpft sein. Noch in späten Jahrzehnten wird man das Andenken dieses Kaisers segnen, wenn die von ihm ausgestreute Saat die Früchte getragen haben wird, die er selbst nicht mehr hat ernten können, für die er aber selbstlos und weitsehend die Keime legte.

Fragt man sich nach den Eigenschaften, welche diesen Kaiser so geliebt und so groß gemacht haben, so kann man nur sagen, daß man es mit einer harmonischen Natur zu thun habe, in der alle Kräfte des Geistes und des Herzens in reinster und herrlichster Mischung sich befanden. Zwei Eigenschaften aber waren es, welche den verstorbenen Kaiser vor allen auszeichneten: sein Takt und seine Pflichttreue. Jeder, der das Glück hatte, mit Kaiser Wilhelm nur einmal in Berührung zu kommen, war von seinem Wesen entzückt; stets war er sich seiner königlichen Würde bewußt, aber immer leutselig und gütig. Er verstand es, den Einzelnen nach seinem eignen Wesen zu

nehmen, und jeder hatte die Empfindung, daß es dem königlichen Herzen ein Bedürfniß war, dem andern Freude zu machen. Von schlichtem, aber scharfem Verstande, war Kaiser Wilhelm zum Regieren berufen; wie er durch eine Zeit, die sonst das Ziel eines Menschenlebens darstellt, zu gehorchen gelernt hatte, so verstand er zu befehlen und König zu sein. Er hatte ein königliches Auge, sich seine Räthe und Diener auszusuchen, aber er hat sich auch dem Reichskanzler nicht untergeordnet. Und daß er so herrschen und so wirken konnte, das war die Folge seiner Pflichttreue; er fühlte sich zu seiner königlichen und kaiserlichen Würde gleichsam befohlen, für ihn war das Kaiser- und Königthum kein Genuß — durch Anspruchslosigkeit und Einfachheit der Lebensweise stand er vielen seiner Unterthanen nach —, für Kaiser Wilhelm war das Herrscheramt eine Pflicht, ein ihm von Staats wegen auferlegter Dienst, dem er oblag, so lange noch ein Athemzug in seinem Herzen war. Wie viele rührende Geschichten sind bezeugt, aus denen hervorgeht, wie nicht Krankheit noch Alter den König von seiner Arbeitsstrenge zurückhalten konnten, alles war für ihn das Reich und der Staat, und alle seine innigsten Beziehungen zu Angehörigen und Freunden liefen immer nur nach dem einen Mittelpunkte, dem öffentlichen Wohle. Noch auf dem Sterbelager gönnte sich der greise Monarch keine Ruhe, sondern erörterte mit dem Enkel und dem Reichskanzler verschiedene ernste Fragen, und seine Fieberphantasien bewegten sich um die Aufrechterhaltung des Friedens.

So mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen konnte und der Welt verkünden:
Das war ein Mann.

Für die Nachwelt aber wird der Spruch: „Pflichtgetreu bis in den Tod" ein hehres Beispiel finden in Kaiser Wilhelm. „Grenzboten" v. 15. 3. 1888.



Kaiser Wilhelm.

Als Kaiser Wilhelm am Morgen des 9. März seine Augen schloß, um nicht mehr zu erwachen, da stand Jeder unter dem Eindruck, daß mit dem Hingang dieses von der Vorsehung erwählten Mannes eine der größten weltgeschichtlichen Epochen sich vollendet habe. Dumpf ging die Kunde von Lippe zu Lippe, von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von einem Pole des Erdballes zum anderen: „Kaiser Wilhelm ist nicht mehr!" — Und alle Völker waren ergriffen wie von einem starken Schlage, der auch sie mitbetroffen; ja selbst die Feinde, — nicht Kaiser Wilhelms, denn Er, der Gütige, der Edle, hatte keine Feinde, — sondern die der Nation, die er groß gemacht vor allen anderen, auch sie neigten sich in stummer Huldigung vor der Majestät eines solchen Todes, der das Irdische nur abzustreifen scheint, um weite, ungemessene Ewigkeiten zu eröffnen.

Wir aber, die wir ihn gekannt, die wir ihn geliebt, die wir ihn verehrt haben, wie einen Vater, wir dürfen unseren vollen Antheil persönlichen Schmerzes verlangen; wir können nimmermehr über der historischen Erscheinung, welche dies Jahrhundert mit unvergänglichem Licht erfüllt, wir werden niemals über dem glorreichen Herrscher, dem Deutschland sein nationales Dasein und die

Welt so lange den Frieden verdankte, den edlen, freundlichen Menschen vergessen, der anspruchslos unter uns gewandelt und dem jeder Einzelne von uns für Etwas zu danken hatte, und wär's auch nur für den Gruß, wenn er an uns vorüberfuhr. Wir haben ihn gesehen in jener fernen Zeit, wo Deutschlands, Preußens und seine Geschicke noch dunkel vor ihm lagen, eine ritterliche Figur in seiner männlichen Kraft und Reife, mitten in den verhängnißvollen Irrthümern einer stürmischen, unklaren Zeit er allein aufrecht und ungebeugt, unnachgiebig in seiner Ueberzeugung das Exil dem Opfer derselben vorziehend, zurücktretend gleichsam vor den Blicken, die ihn suchten; aber damals schon, in der Dämmerung jener Jahre, deutlich und bestimmt unterschieden von Allen, die noch an künftige Entwicklungen glaubten. Wir haben ihn gesehen, ernst und gewissenhaft, wie er, in Ausübung einer verantwortungsvollen Pflicht eher, als im unbeschränkten Besitze der Macht, die Zügel der Regierung ergriff, die den Händen seines unglücklichen Bruders langsam entsanken. Dann sahen wir ihn als König von Preußen, einziehend aus der alten Krönungsstadt in dieses Berlin, das zum ersten Male wieder in Freudigkeit erglänzte. Wie Frühlingsluft wehte es vor ihm her; die Flüchtlinge kamen zurück, alle Die, welche ihrer politischen Meinungen wegen viele Jahre lang in der Fremde das Brot der Verbannung gegessen und die nun, der Heimath wiedergegeben, die Träume ihrer Jugend durch ihn erfüllt sehen und nachmals, zum Theil in bevorzugten Stellen, an ihrer Verwirklichung mitarbeiten sollten. Es war die Zeit, wo König Wilhelms eigenstes Werk begann, das, in welchem er, schon auf der Höhe seines Lebens, die große Aufgabe desselben erkannte, und welches er, schöpferisch und providentiell zugleich, sogar im Widerspruch mit der Mehrheit seines Volkes und den Stimmen ihrer Vertreter durchzuführen unternahm. Jetzt, wo das preußische Heer das vornehmste Werkzeug zur Gewinnung der deutschen Einheit und Kern und Muster des deutschen Heeres geworden ist, jetzt ist es, rückwärts blickend, nicht schwer, den leitenden Gedanken zu erkennen; aber damals, durch die Nothwendigkeiten der Lage verschleiert, war die Armee-Reorganisation ein unpopuläres Unternehmen, und nur Einer fand sich, der den Muth und das Vertrauen besaß, die Unpopularität desselben mit seinem Könige zu theilen. Immer, wenn nach langer, oft verzögerter und öfter noch fehlgegangener Vorbereitung die Geschicke der Völker zum Ziele drängen, unaufhaltsam, aber wie aus einem Chaos heraus, dessen Elemente mit einander im Streite liegen: immer dann, im rechten Moment erscheinen auch die rechten Männer; aber es ist das Zeichen höchster Weisheit, sie zu erkennen und an den rechten Platz zu stellen. Ein märkischer Edelmann, bei seinem ersten Auftreten von der Menge mißachtet, sogar mißhandelt, und ein General, der sechzig Jahre alt geworden, ohne daß man außerhalb des Generalstabsgebäudes von ihm wußte: diese Beiden waren es, die König Wilhelm sich von Anfang erwählt und denen er bis zu seinem letzten Athemzuge treu geblieben ist. Ein ganzes Heldengeschlecht, eine Phalanx des Ruhmes ist um sie schimmernd emporgewachsen: aber vor allen mit dem glorreichen Namen des ersten deutschen Kaisers werden die Namen Bismarcks und Moltke's für immer verbunden sein.

Wir haben ihn hinausziehen sehen in den Krieg, unseren verewigten Herrn, das Haar schon silbern, aber das Herz fest in Demuth vor Gott; wir haben ihn zurückkehren sehen, umringt von seinen siegreichen Schaaren, jubelnd empfangen von seiner Hauptstadt und getragen gleichsam von der Begeisterung und Liebe ganz Deutschlands, dessen Fürsten auf dieses ehrwürdige Haupt die

Kaiserkrone gesetzt, dessen Völker in ihm den Ersehnten, den Wiederhersteller der deutschen Einheit, Macht und Herrlichkeit begrüßten.

Länger als ein halbes Menschenalter haben wir ihn dann noch unter uns gesehen, schlicht und einfach in all' seiner Größe, seine Gestalt wie die eines Patriarchen der Bibel. So haben wir ihn gesehen, täglich, täglich, in seinem grauen Soldatenmantel, in dem bescheidenen, von zwei Rappen gezogenen Wagen; so stand er Mittags am Fenster seines Palais, wenn die Wache vorüberzog und Tausende sich versammelt hatten, um einen Blick von ihm zu erhaschen. Er war eine heimathliche Erscheinung, ohne welche Berlin für uns nicht das mehr sein wird, was es gewesen ist. Wir hatten uns an ihn gewöhnt, wie an Etwas, das man nicht verlieren kann. So lange er unter uns weilte, hatten wir ein Gefühl der Sicherheit, als ob er die Kraft besitze, Widerwärtiges von uns fern zu halten oder zu mildern. Ein großes Stück Geschichte haben wir mit ihm erlebt, solch' eines, das der Zukunft erhabene Erinnerungen hinterläßt, auf welchem die Blicke noch ungeborener Geschlechter mit Dankbarkeit ruhen werden. Und nun, da er von uns gegangen, haben wir die Empfindung, als ob mit ihm auch sein Zeitalter zu Ende sei. Ein neues kommt herauf; eines, in dem wir vielleicht zu vertheidigen berufen sein werden, was er für uns geschaffen.

Unsere Hoffnung richtet sich auf Gott und Kaiser Friedrich. Mitten in unserem tiefen Schmerz schaaren wir uns einmüthig um den neuen Kaiser, mit dem dieser Schmerz uns innig vereint — um ihn, der unsere Herzen gewonnen in den frohen Tagen des Siegs und des Glücks und der Zuversicht, und dem sie nicht minder warm schlagen in diesen Tagen des Leids und des Kummers und der Prüfung.

„Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein" — dies war das letzte Wort Kaiser Wilhelms auf eine Frage seiner erlauchten Tochter, der Frau Großherzogin von Baden, als er, am Abend des 8. März, auf seinem eisernen Feldbett dem Tode schon in's Antlitz sah. Auch wir haben jetzt keine Zeit, müde zu sein; wir haben das Erbe Kaiser Wilhelms zu schützen, und flehen zu Gott, daß er uns Kaiser Friedrich erhalte!

„Deutsche Rundschau" v. April 1888.



Kaiser Wilhelm I.

Von Eduard von Hartmann.

Als wir Kinder waren, blickten wir mit Neid und Staunen auf vergangene Zeitalter zurück, denen das Glück beschieden war, die Thaten Alexanders, Cäsars, Karls des Großen, Friedrich Barbarossa's, Friedrich des Großen und Napoleons zu erleben und mit eigenen Augen zu schauen. Unser Geschlecht hat Größeres und Wunderbareres erlebt und geschaut, als sie Alle, und künftigen Geschlechtern wird die Kunde von dem ersten Deutschen Kaiser wie ein Märchen aus wundersamer Vorzeit erklingen. Cäsar und Napoleon erlagen ihrem Verhängniß, ohne ein Reich gegründet zu haben; Karl der Große theilte mit eigner Hand seine Schöpfung unter seine Söhne und konnte nicht hindern, daß das linksrheinische Frankenreich in dem romanisirten Gallien aufging, wie das Westgothenreich in dem romanisirten Hispanien. Der Glanz, den Friedrich Barbarossa noch einmal über das römische Kaiserthum deutscher Nation verbreitet hatte, glich dem roman=

tischen Schimmer, mit welchem ein Sonnenblick bei sturmbewölktem Himmel eine Burgruine übergießt; sein Wirken vermochte nicht, den Zerfall des Reiches aufzuhalten. Friedrich der Große hatte die Machtmittel eines Kleinstaates durch äußerste Anspannung der Volkskraft und durch seine organisatorische und strategische Genialität zu blendenden Leistungen emporgeschraubt; aber auch ihm war dieses Unternehmen nur gelungen, weil er keine ebenbürtigen Gegner gefunden hatte, und weil die Art der Kriegführung im achtzehnten Jahrhundert den Unterschied zwischen Kleinstaaten und Großmächten verwischte. Er konnte bei seinem Tode sich schwerlich der Zuversicht hingeben, daß seine Schöpfung auch ohne die ihm zu Theil gewordene Verbindung von Glück und Genialität erhalten und fortgeführt werden könne.

Wilhelm I. war es vergönnt, das Werk Friedrichs II. zu vollenden und das durch Preußen geeinte Deutschland als eine wirkliche Großmacht ersten Ranges mit mächtig gewecktem Nationalgefühl und mit einer festbegründeten Dynastie zu hinterlassen, so gesichert in seinem staatlichen Bestande, wie menschliche Voraussicht überhaupt von solcher Sicherung reden kann.

Wenn man vor seinem Tode Niemand glücklich preisen soll, so wird es doch gestattet sein, Wilhelm I. nach seinem Tode glücklich zu preisen, nicht als ob ihm ein volles Maß der Bitterkeiten erspart geblieben wäre, auch nicht, weil er einen Ruhm ohne Gleichen auf sein Haupt gehäuft hat, sondern weil es ihm beschieden war, im Laufe eines einzigen Menschenlebens sein Vaterland aus mannigfacher Erniedrigung, Verarmung und ohnmächtiger Zerrissenheit zu Größe, Wohlfahrt und Macht sich erheben zu sehen und selbst noch die Ernte bergen zu dürfen, an welcher er so pflichttreu und eifrig hatte säen helfen. Wie die Verkörperung der preußisch-deutschen Geschichte des letzten Jahrhunderts hat er unter uns geweilt. Märchenhaft scheint der Umschwung der politischen Verhältnisse, den er zuerst hat vorbereiten helfen und dann zum Abschluß gebracht hat, märchenhaft die fast ununterbrochene Reihe von Siegen, die er in zwei großen Kriegen errungen, märchenhaft das hohe Greisenalter, bis zu welchem er mit Festigkeit und Weisheit die Geschicke des Vaterlandes gelenkt hat, märchenhafter als alles Dies aber die natürliche, schlichte Menschlichkeit, in welcher diese Heldengestalt seinem Volke traulich nahe gestanden hat, und die durch eine Liebe ohne Gleichen gelohnt worden ist.

Da ist nichts von der launischen Härte eines Selbstherrschers, nichts von einem Fanatismus der Idee oder der persönlichen Mission, welcher alle menschlichen Beziehungen mit seinem Frosthauch erstarrt, nichts von der heroischen Selbstsucht eines Eroberers, der, rücksichtslos gegen Völkerglück und Völkerelend, über rauchende Trümmerstätten und blutige Schlachtfelder maßlosen Träumen eines persönlichen Ehrgeizes nachjagt, nichts selbst von einer Genialität, welche, weil über das menschliche Maß hinausgehend, ihren Träger über die normalen menschlichen Verhältnisse und Beurtheilungsmaßstäbe in eine einsame, der Nacheiferung unzugängliche Höhe emporrückt. Nein, hier ist Alles rein menschlich im edelsten und höchsten Sinne und darum so menschlich nahe gerückt und vertraut, und der deutsche Mann auf dem Throne erscheint in ihm als ein typisches Vorbild für jeden deutschen Mann im Bürgerhause wie in der Hütte. Nicht der Genius ist es, der hier seine weltgeschichtlichen Triumphe gefeiert hat, sondern der Charakter; nicht der Geist im Fürsten ist es, der das widerwillige Volk zur Liebe gezwungen hat, sondern das Gemüth; nicht Wilhelm der Siegreiche ist so sehr der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Verehrung geworden, als vielmehr Wilhelm der Friedensfürst, der Gerechte und Gütige.

Noch in keinem Helden der Geschichte hat in jedem Augenblicke so klar die Ueberzeugung gelebt und Ausdruck gefunden, daß die weltgeschichtlichen Ereignisse in letzter Instanz nicht Menschenwerk, sondern „Thaten Gottes durch die Menschen" sind, und daß auch der höchst Gestellte nur ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung ist; in dieser tief religiösen Ueberzeugung wurzelt die echte Demuth und Bescheidenheit, mit der Kaiser Wilhelm „Gott allein die Ehre" gab, und die Neidlosigkeit, mit welcher er große Männer an seiner Seite duldete und konservirte, in ihr wurzelt aber letzten Endes auch die Selbstlosigkeit seines Wirkens und seine Selbstbescheidung im Glücke, d. h. die überaus maßvolle Benutzung seiner Erfolge. In dieser tief religiösen Ueberzeugung, daß jeder Mensch und vor Allem jeder Fürst ein Werkzeug zu höheren Zwecken ist, liegt auch die Erklärung dafür, daß der populärste Fürst aller Zeiten sich niemals durch eitle Popularitäts-Hascherei auch nur um eines Fingers Breite von den Entschließungen hat ablenken lassen, welche ihm sein Gewissen als seine Pflicht vorzeichnete, und daß ihm das höchste Maß von Popularität gerade darum zugefallen ist, weil er es über sich gewann, einen hohen Grad von Unpopularität im Bewußtsein seiner Pflichterfüllung lange Zeit geduldig zu ertragen. Sein Charakter war eben stark genug, die schmerzlichen Gemüthseindrücke zu überwinden, welche die Revolution von 1848 und später die Konfliktsperiode von 1862 für ihn im Gefolge hatte.

Die musterhafte Pflichttreue, welche schon in seinem angeborenen Charakter begründet lag, hatte ihre besondere Richtung gewonnen durch die Schule des preußischen Militarismus, welche einer Schärfung und Steigerung derselben besonders günstig ist. Die Hohenzollern haben immer am meisten geleistet, wenn sie sich nicht blos als die ersten Diener ihres Staates im Allgemeinen, sondern insbesondere als „Soldaten im Dienste" fühlten und den spezifisch militärischen Begriff des „Dienstes" mit allen an ihn geknüpften Ansprüchen auf ihre fürstlichen Obliegenheiten übertrugen. Kein Hohenzoller aber hatte Zeit und Gelegenheit, sich so in diese militärische Anschauungsweise einzuleben, wie Kaiser Wilhelm, welcher hatte glauben müssen, daß sein Lebensberuf sich auf militärischem Gebiete erschöpfen werde, und welcher erst in einem Lebensalter zu höheren Aufgaben berufen wurde, das sonst für höhere Offiziere den Ruhestand mit sich zu bringen pflegt. Auch die Entwickelung seiner geistigen Anlagen hatte durch die Schule des Militarismus eine eigenartige Färbung gewonnen, welche sich für die Aufgaben eines Regenten noch immer besonders günstig erwiesen hat.

Der militärische Dienst verlangt scharfe Beobachtung, klaren Blick, Freiheit von Vorurtheilen, raschen Ueberblick über eine, wenn auch verwickelte Situation, schnelles Herausheben des Wesentlichen aus dem Unwesentlichen, gesunden, unverkünstelten Verstand, nüchternes rationelles Denken in einfachen Formen unter Beiseiteschiebung umständlicher Erwägungen über Nebensächliches, prompte Beherrschung der früher gemachten Erfahrungen und eingeprägten Grundsätze, Geistesgegenwart, rechtzeitiges Fassen der verantwortlichen Entschließungen ohne Uebereilung und ohne Zögern, nicht zuletzt aber auch die Bescheidung auf die zugemessene Thätigkeitssphäre und den Verzicht auf geschäftige Vielregiererei und auf störende Uebergriffe in die verantwortlichen Entschließungen der Untergebenen. Wer Gelegenheit gehabt hat, die typische Denkweise preußischer Offiziere genauer kennen zu lernen, insbesondere solcher aus der älteren Zeit, wo noch nicht soviel geschrieben wurde, der wird in den Briefen und Erlassen Kaiser Wilhelms den soldatischen Stil unverkennbar finden, der ohne Umschweife den Fragen auf den Leib geht, mit offenem unbeirrten Sinn und

gradlinigem logischen Gedankengange sein Ziel auf kürzestem Wege erreicht und stets das den Nagel auf den Kopf treffende Wort zur Verfügung hat.

Gerade die Briefe des Kaisers, bei denen die Mitwirkung fremder Federn mit Sicherheit ausgeschlossen ist, legen deutliches Zeugniß ab von der Klarheit des Blicks und der gesunden Schärfe des Urtheils, welche ihn auszeichneten, und bekunden zugleich, wie deutlich er sich der politischen Aufgaben des preußischen Staates und der zu ihrer Erfüllung dienenden Mittel bewußt war. Sie enthalten die beste Widerlegung derjenigen Stimmen, welche aus der hohen Bescheidenheit und steten Selbstzurückstellung des Kaisers den oberflächlichen Schluß auf eine blos passive Mitwirkung desselben an dem deutschen Einigungswerk haben ziehen wollen. Daß aber das Erkennen der rechten Männer für die rechten Plätze eine ebenso große Schärfe des geistigen Urtheils voraussetzt, wie das Festhalten derselben gegen alle Anfechtungen Festigkeit des Charakters und Stetigkeit des Wollens erfordert, das wird Niemand zu bestreiten wagen. Und wie die Strategie Moltke's ihre großen Erfolge nicht zum Mindesten der Selbstbescheidung der Oberleitung in dem Maße der ertheilten Anweisungen verdankt, so sind auch die Erfolge der Regierung Wilhelms I. mit dadurch bedingt, daß er die auserwählten Männer seines Vertrauens in ausgedehntem Maße gewähren ließ, ohne die Folgerichtigkeit ihres Wirkens durch höhere Weisungen unnöthig zu durchkreuzen.

So zeigt uns das Bild des großen Kaisers eine harmonische Verbindung von Charakter, Gemüth und Geist und wird durch dieses Zusammenstimmen ebenso vorbildlich, wie durch die tief religiöse Wurzel seiner Selbstlosigkeit und Pflichttreue, durch seine Herzensgüte und persönliche Treue, durch die Klarheit seines Urtheils und die natürliche, gesunde Schlichtheit seines Denkens. Vor allem aber bestätigen uns seine hohe Gestalt und seine unvergleichlichen Erfolge von Neuem die alte Wahrheit, daß Charakter und Gesinnung sowohl im praktischen Leben im Allgemeinen, als auch insbesondere auf dem Throne, höher stehen und werthvoller sind, als ungewöhnlicher Geist und Talente. Wer an eine göttliche Führung glaubt, der braucht sich um das Herbeiführen des rechten Augenblickes zu großen Thaten keine Sorge zu machen, sondern kann darauf bauen, daß die Vorsehung früher oder später ihn in unzweideutiger Weise zum Handeln berufen wird, wenn sie ihn zu ihrem Werkzeug ausersehen hat, der braucht nur treu zu sein im Kleinen und in den Pflichten des täglichen Lebens, um voll und ganz bereit zu sein, wenn das Schicksal ihn vor die That stellt. „Bereit sein" ist Alles; das haben wir Deutsche uns auch für die Zukunft zu merken; denn wenn der Tag und die Stunde der Entscheidung gekommen war, hat der Deutsche es noch nicht an sich fehlen lassen, wofern ihm nicht die nicht mehr nachzuholende Bereitschaft fehlte. Das Zweite neben dem „Bereitsein" aber ist die Selbstbescheidung nach der That, das Maßhalten im Glücke, das den überwundenen Gegner schont und ein freundnachbarliches Verhältniß nach beigelegtem Streite wieder anbahnt. Dies sind die beiden wichtigsten politischen Lehren, die wir aus der Regierungszeit des großen Kaisers entnehmen dürfen. — — — Wir wissen nicht, ob die jetzigen Bundesgenossen, welche die Staatskunst des Kaisers und seines Kanzlers uns für die nächste Zukunft gesichert haben, uns auch für eine fernere Zukunft zur Seite stehen werden. Das aber wissen wir, daß im Kampfe um seine Existenz das geeinigte Deutschland von fast fünfzig Millionen jederzeit zu denselben verhältnißmäßigen Opfern bereit sein wird, wie das kleine Preußen von fünf Millionen in den Befreiungskriegen, und daß es demgemäß das Zehnfache

leisten wird von dem damaligen Preußen. Und wenn die Stunde der Entscheidung schlagen wird, dann wird der Geist Wilhelms des Großen über Deutschland walten und seinen Fahnen den Sieg verbürgen, wie einst der Geist Friedrichs des Großen über dem Preußen der Freiheitskriege. In diesem Glauben blicken wir ruhig und gelassen auf die Feinde ringsum; denn wir sind jetzt, Dank dem Kaiser, „ein einig Volk von Brüdern", und wir haben von ihm gelernt, daß Alles darauf ankommt, seine Pflicht in jedem Augenblicke zu thun und bereit zu sein.

Aus einem längeren Aufsatz in der „Illustr. Frauenzeitung" v. 25. 3. 1888.



Wie wird die Geschichte ihn nennen?

Er verdient der Ehrennamen gar viele, denn gesegnet war sein Leben an Thaten und Erfolgen. Keiner der Namen erschöpfte den Inhalt seines Lebens. Er war mehr als ein „Großer", mehr als ein „Siegreicher", mehr als allein ein „Friedensfürst", mehr als der „Vereiniger", mehr als mit dem Worte „Menschenfreund" bezeichnet werden kann. „Wilhelm der Vater" — das wäre annähernd eine Bezeichnung, die auszudrücken vermöchte, was wir an dem Verblichenen besessen und verloren haben. Er ist der Vater des Deutschen Reiches, als Vater des Landes hat er die Feinde von seinen Gefilden fern zu halten gewußt, als Vater war er liebreich, gütig und aufopferungsfähig! —

Er lebte als Vater des Landes — und als Vater seines schwer kranken Sohnes war er so tief von Gram und Sorge erfüllt, daß der Kummer seine Lebensjahre verkürzte.

Tausende werden ihm, dem Unvergeßlichen in diesen Tagen Lebewohl für immer sagen — aber alle Thränen, die seinem Angedenken fließen, sie werden die Trauer nicht hinwegschwemmen, die ob des Verlustes „eines solchen Monarchen", wie Kaiser Friedrich sagte, unsere Herzen erfüllt.

„Berl. Börs.-Ztg." v. 11. 3. 1888.



Der Tod des Kaisers Wilhelm.

Deutschland und mit Deutschland ganz Europa, ja, die ganze civilisirte Welt steht, soweit fühlende Menschenherzen schlagen, ganz und gar unter dem beherrschenden Eindruck der Trauerbotschaft, welche die deutsche Nation in allen ihren Lebenstiefen erzittern machte; noch immer findet in dem Bewußtsein jedes Deutschen nur der eine Gedanke, nur die eine Empfindung Raum, daß der große Mann, der nach Jahrhunderten der Uneinigkeit und Schmach, in denen Deutschland das Schlachtfeld der europäischen Völker war, ein machtvolles deutsches Reich aufgerichtet hat, von uns geschieden ist. Schmerzbewegt und doch in erhöhter Empfindung, mitgetroffen von dem Wetterstrahl eines gigantischen Schicksals, umstehen wir alle die Leiche unseres Heldenkaisers, dessen ehrwürdige, heroisch gebietende und doch so freundlich milde Greisengestalt uns allen menschlich so vertraut geworden war: im weiten deutschen Reich lebt Niemand, dessen Geist so arm, dessen Empfindungsleben

so unentwickelt wäre, daß er nicht etwas von der reinigenden Gewalt eines großen, edeln und adelnden Schmerzes verspürte. Im Angesicht dieser Leiche verstummt alles erbärmliche Parteigezänk, kein Gemüth ist so in Haß und Verbitterung verkommen, daß es in dieser weihevollen Stunde sich zu Schmähungen wider gegnerische Parteien, gegnerische Zeitungen verirren könnte, und machtvoll tritt über alle kleinlichen Gegensätze, wie sie deutscher Art nun einmal anhaften, der nationale Gesammtwille aller Deutschen hervor, sich in enggeschlossenen Reihen um den Nachfolger des Begründers der deutschen Einheit, um den Kaiser Friedrich zu schaaren, der in diesem Augenblick über die Alpen eilt, um noch einmal zu sehen, was von seinem erhabenen Vater sterblich war. Wenn irgend etwas geeignet ist, das Gefühl von der Größe des Verlustes, den wir soeben erlitten, in uns zu steigern und doch zugleich unsern Schmerz lindernd zu verklären, so sind es die Kundgebungen herzlichen Mitgefühls, welche der Telegraph uns unablässig aus allen Hauptquartieren der Welt übermittelt; allüberall, wo man menschliche Größe zu würdigen weiß, hält der besser geartete Mensch für einen Augenblick in seinem geschäftigen Alltagstreiben, in seinem Drängen und Hasten nach Erwerb und nach Ruhm inne, um wehmüthig des greisen Mannes zu gedenken, der nun seine müden Augen für immer geschlossen hat, denn überall empfindet man es ahnungsvoll, daß der erste deutsche Kaiser, in welchem wir die treueste und hehrste Verkörperung des deutschen Volkes ehren, nicht uns allein, sondern der ganzen Menschheit angehört hat.

„Kölnische Ztg.", Wochenausgabe v. 15. 3. 1888.



Die Huldigungen für Kaiser Wilhelm und der Friede.

Eine geradezu einzige überwältigende Erscheinung ist die nicht versiegende Fluth von Zeugnissen der Trauer und Theilnahme, die aus allen Theilen der Welt nach Berlin strömen. Etwas auch nur entfernt ähnliches hat die Geschichte nicht zu verzeichnen. Allerdings war die Erde auch noch niemals so wie in unserer Epoche zu einer großen Gemeinde vereinigt; der Telegraph giebt ihr einen gemeinsamen Herzschlag, keine Entfernung stellt sich mehr der Gemeinsamkeit der Stimmung entgegen. Um so gewaltiger und fortreißender wirkt das gleichzeitige Aufflammen derselben Empfindungen und Gefühle in allen Theilen der Erde; kein Land, kaum eine Stadt bleibt zurück. Trauernd und tiefbewegt umgiebt der ganze Erdkreis die Bahre Kaiser Wilhelms.

Forschen wir nach den Ursachen, welche dem Herrscher, der zunächst doch die Interessen des eigenen Reiches zu verfolgen hatte, zu einem solchen Verhältniß allen Nationen gegenüber verholfen hat — auch den uns gegnerisch gesinnten — so ist es zunächst gewiß der Glanz des großen Schlachtensiegers und Reichsbegründers, der auch dem Ausland imponirt, es ist die fesselnde Kraft der einzigen, eigenartigen Persönlichkeit, in ihrer Einfachheit jedermann begreiflich, in der der Adel der Gesinnung so unfehlbar, so schlicht und selbstverständlich zum Ausdruck kam — alles an und in ihm so echt, so rein, so im sublimsten Sinne anständig. Und immer derselbe und gleich im Leben wie in seinem schönen Tode! Wo der Kaiser nicht mehr wirkte, da hatte der Mensch seine herzenzwingende Gewalt. Aber auch das würde die Stimmung kaum vollständig erklären, welche heute die Welt durchzieht. Es kommt noch

ein anderes dazu — der mächtigste und ehrwürdigste unter den Souveränen, der siegreichste Soldat war auch zugleich der höchste Hort und Schirmer des Friedens in Europa, der wahre Friedensfürst. Und aus der Stimme der Völker kann man heute laut und einstimmig den Dank herauslesen für dies kostbare Gut des Friedens, den sein Ansehen und seine Bemühungen Europa nun schon so lange erhielt, den er bis in die letzten Tage geschirmt hatte.

So solidarisch wie in diesem Gefühl der Dankbarkeit hat sich die Welt seit langem nicht mehr gefühlt. Es ist nur zu natürlich, daß sich in diese Empfindung die Besorgniß mengt: welches wird das Schicksal dieses Friedenswerkes sein, nachdem die Hände, die es vorzugsweise gehalten, sich nun auf der Bahre falten? Allein gerade diese einmüthige Huldigung, die Europa dem Schützer des Friedens darbringt, beweist, wie mächtig diese Idee ist, wie mehr und mehr alle Gesinnungen ihr zuneigen, alle Interessen sich in ihr verschränken. Es ist undenkbar, daß die Welt sich von der Bahre des Kaisers Wilhelm wegwendet, um sich gegenseitig zu zerfleischen. Name und Autorität des Kaisers wird noch über das Grab hinaus sein Werk decken und schirmen. Und sicher konnte sein Erbe an diesem Theil an keine Persönlichkeit übergehen, die mehr den Willen, die Kraft und das allgemeine Vertrauen genießt, als an Kaiser Friedrich, gestützt durch den großen Staatsmann, der ihm wie seinem Vorgänger zur Seite steht.

Die Stellung, welche Alter, Lebenserfahrung und Ruhm dem Kaiser Wilhelm unter den Souveränen gab, ist mit ihm dahingegangen und damit ein großer persönlicher Einfluß, der ausschließlich dem Frieden Europas zu Gute kam. Wenn indessen die europäischen Souveräne ihre Zeit richtig verstehen, so werden sie über den Gegensätzen, die ihre Völker vielfach trennen, die Interessengemeinschaft nicht verkennen, welche gerade sie als Vertreter eines bestimmten Prinzips, als die berufenen Schützer der Ordnung in Europa verbindet. Nichts kann die Monarchie in Europa mehr befestigen, nachdem der Tod ihren größten und mächtigsten Vertreter dahingestreckt hat, als die Ueberzeugung der Völker, daß ihre Fürsten die Träger des wahren Völkerfortschrittes in Aufrechterhaltung des Friedens und im Ausbau der Völkergemeinschaft sind.

„National-Ztg." v. 12. 3. 1888.





Dichterische Trauerklänge aus Nord und Süd.

Was in Herzenstiefen klang,
Glück und Unglück wird Gesang.

Zahllos sind auch die Gedichte, die Kaiser Wilhelms Heimgang in allen deutschen Gauen hervorgerufen hat. Jede tiefgehende Erregung deutschen Gemüthes giebt gern auch im poetischen Wort, im Lied und im Gedicht sich kund. So haben manche der öffentlichen Blätter in den Trauertagen des März 1888 bisweilen in einer Nummer eine ganze Reihe solcher poetischen Nachrufe und Trauerklagen gebracht, und ihre Gesammtzahl beträgt sicher mehrere Hundert. Rührend und bedeutsam ist auch diese Erscheinung, auch sie muß herangezogen werden, wo es gilt, die tiefgehende Ergriffenheit der deutschen Herzen in diesen Tagen in der Erinnerung festzuhalten. Die einzelnen Dichtungen selbst sind ja natürlich nicht alle gleich gelungen, und viele von ihnen beanspruchen auch nicht, losgelöst von den Stunden, da sie einem Herzensdrange entsprangen, für sich einen bleibenden Werth; mit dem Auge liebevollen Gedenkens wollen alle diese dichterischen Ergüsse, auch die besten unter ihnen, angesehen sein.

Aus der überreichen Fülle — uns selbst haben bei der Auswahl weit über hundert solcher „Dichtungen" vorgelegen — greifen wir einige heraus. Des beschränkten Raumes wegen können es nur ganz wenige sein; einige andere oder einzelne Strophen von solchen sind schon vorher in die Darstellung gelegentlich verwoben, noch andere werden in den folgenden Kapiteln ihre Stelle finden. Im Uebrigen verweisen wir auf die unten genannten Sammlungen.*)

*) An Sammlungen solcher Gedichte sind uns bekannt geworden: 1. „Dichternachrufe" aus allen Gauen Deutschlands, gesammelt von K. Reimann, Dresden 1888; 2. Trauerklänge zur Erinnerung an Kaiser Wilhelm u. s. w. Aus dem deutschen Süden. Zusammengestellt von Benno Roedel und Wilhelm Braun, München 1888; 3. Stimmen der Theilnahme. Deutschlands Trauer und Gebet, um seinen Kaiser Wilhelm, für seinen Kaiser Friedrich. Gedichte aus allen Gauen Deutschlands, gesammelt von G. Planken, Crefeld 1888; 4. Der Schwaben letzter Gruß an Kaiser Wilhelm. Stuttgart 1888. Davon enthält die erste Sammlung 65, die zweite 31, die dritte 7, die vierte 24 Gedichte auf Kaiser Wilhelms Tod; mit Abrechnung derer, die in den 4 Sammlungen widerkehren, 112 Gedichte, etwa die Hälfte aller erschienenen.

Endlich sei noch, um von anderen dichterischen Nachrufen in fremden Sprachen zu schweigen, eines eigenartigen Zeugnisses dafür erwähnt, daß die Verehrung des großen Todten auch in weitester Ferne, auch unter den Morgenländern lebendig war; es ist das eine in altarabischer Sprache und ganz im Geiste moslemischer Anschauungs- und Dichtweise verfaßte „Trauerode auf den Tod des Deutschen Kaisers Wilhelm I." von Nedschîb Sallûm aus Hama in Syrien; sie hier mitzutheilen, verbietet ihr Umfang.*)

Wetterschlag im März!

Furchtbarer Wetterschlag im März!
Von Pol zu Pol die Welt erzittert!
Aufzuckt in Weh der Völker Herz:
Die Kaisereiche liegt zersplittert!

Ehrwürdig Haupt, Du schienst gefeit
Vor Herbsteswelken, Wintersterben —
Da brach Dein starkes Herz in Leid
Um Deines Thrones theuren Erben.

Ein Märzhauch ließ Dich einst ersteh'n;
Doch was ein Gott in Dir geboren,
Ein Märzsturm kann es nicht verweh'n,
Und ewig bleibt es unverloren.

Es lebt Dein Bild, es lebt Dein Wort
Und wirkt durch unermess'ne Zeiten:
Du wirst als lichter Held und Hort
Fortan in unsern Reihen streiten.

Du, Deines Volkes höchste Zier,
Fahr wohl! — Nie soll Dein Werk verderben!
Mit unsern Leibern decken wir
Dein Reich, Dein Grab und Deinen Erben!

Am 9. März 1888. Ernst Scherenberg
in d. „Illustr. Ztg." v. 17. 3. 1888.



*) Diese Dichtung ist in transscribirtem Urtext herausgegeben, aus dem Arabischen ins Deutsche übertragen und mit einem Vorwort begleitet von Dr. C. Lang in Constantinopel, erschienen in Berlin in R. v. Deckers Verlag, 1888.

Wilhelm der Erste.

Das schlummernde Haupt auf den Linnen weiß,
Im schlichten Bett ein sterbender Greis.
Sie fühlen, wie schwach sein Herzschlag geht,
Sie lauschen, wie sein Odem verweht,
Erkaltende Hände küssen sie
Und sinken leise weinend aufs Knie.
Und leise wandelt's von Mund zu Mund,
Und flüsternd von Zimmer zu Zimmer wird's kund,
Ein Wort — und aus dem Sterbehaus
Gedämpft summt's über die Menge hinaus,
Die draußen, Kopf an Kopf gezwängt,
Sich in harrendem Bangen drängt . . .

Wie trübe der Himmel — kein Stückchen Blau.
Ehgestern noch Frühling — heut Alles grau.
Nässe, Nebel, Tropfenfall —
Nur Eine Wolke das ganze All.
Und Ein Gedanke in jedem Gehirn,
Und Eine Trauer auf jeder Stirn,
Auf allen Lippen Ein Name nur,
Im Mannesauge selbst Thränenspur . . .
Da dröhnt dumpf hin durch den dumpfen Tag
Plötzlich ein erster Glockenschlag,
Und schaurig auf heult droben das Erz,
Als berste der Himmel selbst vor Schmerz:

Der Kaiser ist todt! — Die Stunden verwehn,
Tage schwinden, Wochen gehn.
Und der Frühling wird wieder erblühn,
Und die Sommersonne glühn.
Mild in Wehmuth wird sich der Schmerz
Lösen auch in der Treuesten Herz,
Aber vor Allen, die je es gesehn,
Wird ein gütiges Antlitz stehn
Und eine Seele, die schlicht und klar,
Und eine Größe, die einfach war —
Einfach, wie alles Echte ist,
Das die Gottheit segnend geküßt.

Und Geschlechter steigen ins Grab,
Und Jahrhunderte sinken hinab —
Da schimmert am Horizonte ein Bild
Wie Abendsonne im Wolkengefild.
Sie kennen ihn Alle, der, vertraut
Seit der Kindheit für Jeden, herüberschaut:
Das Schwert bereit zum schützenden Streich,
Die Krone blitzend, stolz wie das Reich,
Von Sängen umflochten mit Kranz auf Kranz,
Von Mythen umgoldet mit Sagenglanz —
So leuchtet in milder Herrlichkeit
Er ruhig hin über Raum und Zeit.

„Der Kunstwart" 1888, Stück 12. Ferdinand Avenarius, Dresden.

Zum Gedächtniß Kaiser Wilhelms.

Durften oft in Lenzesfreude unsres Kaisers Fest begehn —
Müssen jetzt in jähem Leide, ach, an Deinem Sarge stehn;
Legen da die Blumen nieder, die die Treue weinend bringt,
Und durch tausend Trauerlieder Einer Liebe Wehmuth klingt.

Aber auch am düstern Tage strahlt von Deinem Bilde Licht;
Ob der ungemess'nen Klage lassen wir das Danken nicht;
Preisen laut in tiefer Rührung, wie Dich einundneunzig Jahr
Ew'ge Huld und weise Führung hat gesegnet wunderbar.

Durch der Trübsal dunkle Enge ging des Knaben ernste Bahn,
Und im blut'gen Schlachtgedränge stand der Jüngling und der Mann;
Schrittest spät empor zum Throne, zogst als Greis von Krieg zu Krieg,
Lorbeerkranz und Kaiserkrone sproßten aus dem schönsten Sieg.

Aber nach den Heldenthaten schlossest Du den Friedensbund,
Und in edlen Friedenssaaten thatest Du Dein Herz uns kund;
Bannen wolltest Du die Wolke finstern Unmuths, bittrer Noth —
Botest Deinem ganzen Volke nichts als Liebe bis zum Tod.

Auf der Pflicht gestrengem Pfade zogst Du jugendfreudig fort —
Deine Leuchte Gottes Gnade und Dein Manna Gottes Wort!
Endlich, da sich dunkle Schatten eben auf Dein Haus gesenkt,
Ward vor schmerzlichem Ermatten Dir der Tod als Freund geschenkt.

Greis, von Königen bewundert und von Deinem Volk geliebt —
Der dem Reich und dem Jahrhundert seines Namens Stempel giebt —
Nimm die ew'ge Lebenskrone aus des Höchsten Königs Hand —
Deinen Segen laß dem Sohne, Deinen Geist dem Vaterland!

„Evangel. Kirchen- u. Volksblatt" für Baden. Friedrich Braun.



„Und doch nicht todt!"

Es liegt auf Deutschlands Gauen ein banger Trauertag,
Ein Aar rauscht in den Lüften mit schwerem Flügelschlag,
Wohl in Palast und Hütte er ernste Kunde trägt,
Er bringt die Todesbotschaft, die jedes Haus bewegt.

Und trübe wird sein Kommen mit tiefem Schmerz begrüßt,
Es schlagen bang die Herzen, die heiße Thräne fließt:
Der Feldherr stark und siegreich, der Tausenden gebot,
Der Vater seines Volkes, der Heldenkaiser todt. —

Und doch nicht todt! Denn glorreich sein Name weiter lebt:
So lang in seinen Landen ein deutsches Herz noch schlägt,
So lang noch Eichen rauschen in unserm deutschen Hain,
So lang wird sein Gedächtniß bei uns im Segen sein.

„Kreuzztg." v. 13. 3. 1888. O. v. C.



Unser Kaiser Wilhelm.

Gott hat von seinem Volke das Angesicht gewandt,
Drum will es Abend werden und Nacht im deutschen Land.

Der Gott, der aus Gefahren, aus Kampf uns riß und Noth,
Er hat sein Deutschland heute verwundet auf den Tod.

Der uns den Sieg gegeben, den Frieden und das Glück,
Gott nimmt mit einem Schlage, nimmt Alles heut zurück. —

Seht ihr die schwarze Fahne vom halben Maste wehn?
Mein Auge schwimmt in Thränen, ich seh' und kann nicht sehn.

Ich hör' ein leises Reden, das aus dem Hause schallt,
Ein Flüstern und ein Seufzen, das durch die Gassen wallt,

Ich hör' ein tiefes Schluchzen, ein Weinen ohne Wort,
Ich seh' die Menschen drängen alle nach einem Ort.

Ich sehe — sehe — sehe — nur eines seh' ich nicht:
Das theure, das geliebte, das heil'ge Angesicht.

Ich höre tausend Laute, sie schwirren um mich her —
Nur einen Laut, den einen vernehm' ich nimmermehr:

Den Herzschlag meines Kaisers begräbt die ew'ge Nacht —
Gott nahm uns unsren Vater, Gott hat uns arm gemacht.

Nun wird ein tiefes Freuen im Reich der Geister sein,
Nun werden sie sich schaaren in langen dunklen Reih'n,

Die alten todten Streiter von Düppel und vom Sund,
Aus Böhmens Schlachtgefilden, aus Frankreich und Burgund.

Nun wird ein tiefes Jauchzen durch all die Schaaren gehn:
„Wir sollen unsern Feldherrn und König wiedersehn!

Er hatte zu vollbringen so viel auf Erden noch,
Drum blieb so lang er ferne, heut endlich kommt er doch.

Nun wird er bei uns bleiben in alle Ewigkeit,
Nun wird er es erfahren: in Freude und in Leid,

Auf Erden und im Himmel, wohin der König geht,
Geschaart um Deutschlands König die deutsche Treue steht."

Doch wir auf Erden drunten, wir bleiben weinend stehn,
Wir werden nun sein Auge, sein theures nie mehr sehn.

Das Herz, an welchem Deutschland in süßem Frieden lag,
Ist müd' und schwer geworden vom langen Lebenstag.

Der Hand, die uns vom Leben des Feindes Grimm gewehrt,
Der Hand des greisen Helden entsank das Helden-Schwert. —

Wer soll uns Trost gewähren in solcher tiefen Noth?
Sprecht, soll'n wir uns ergeben verzagend in den Tod?

Nein, deutsche Volksgenossen, die Nacht gebiert das Licht,
Der ew'ge Gott im Himmel vergißt sein Deutschland nicht!

Er hat sein Volk errettet aus manchem Todes-Leid,
Er wird auch jetzt uns helfen, jetzt, da's zum Helfen Zeit.

Verzaget nicht im Jammer, erhebt das Herz, erhebt,
Der Kaiser ist gegangen, doch Hohenzollern lebt,

Der Baum, der uns beschattet, hat Saft und frisches Blut,
Der alte Königs-Adler hat junge Helden-Brut!

Kommt, Männer, Weiber, Kinder, die Knie' herabgesenkt,
Zu Gott empor die Hände, der Alles weiß und lenkt;

Erhöre, du im Himmel, des deutschen Volks Gebet:
Gott segne Hohenzollern, wo es auch geht und steht!

Gesegnet jede Knospe, die sich zum Leben drängt,
Gesegnet, wer in Liebe an Hohenzollern hängt!

Der Wipfel ist gebrochen, Gott, brich den Baum uns nicht,
Deutschland braucht Hohenzollern, so wie der Mensch das Licht.

Ihr Männer und ihr Knaben, heran, die Stunde ruft!
Kniet nieder, legt die Hände auf Eures Kaisers Gruft.

Hier liegt viel mehr als Ehre begraben und als Ruhm,
Hier liegt begraben Deutschlands heiligstes Heiligthum.

Die ganze deutsche Seele in ihrer stillen Pracht
Träumt unter dieser Erde den Schlaf der langen Nacht.

Hier liegt barmherz'ge Güte und hier Gerechtigkeit,
Hier liegt die tief bescheidne heilige Dankbarkeit.

Ihr Männer und Ihr Knaben, erhebt die Hand, erhebt:
„Hab' Dank, daß Du zum Vorbild uns neunzig Jahr gelebt!

Daß Du die Brüder wieder zu Brüdern hast gemacht,
Daß Du den deutschen Kaiser uns wieder hast gebracht,

Daß Du für uns Dich sorgtest die neunzig Jahre lang —
Du Vater Deines Volkes, dafür hab' Dank, hab' Dank!

Du Herr, Du Held, Du Kaiser, entschlafne Majestät,
Vernimm den Schwur, der brausend aus Deutschland aufersteht:

Dein Tagewerk, Dein großes, soll nicht verloren sein,
Wir wollen, was wir haben und was wir sind, ihm weihn!

Deutschland soll nicht zerfallen, lebendig soll's nach Dir
Die Welten-Bahnen schreiten, das schwören, schwören wir!"

Und wenn die Trommeln rufen die Männer zum Gewehr,
Dann geht der alte Kaiser lebendig vor uns her.

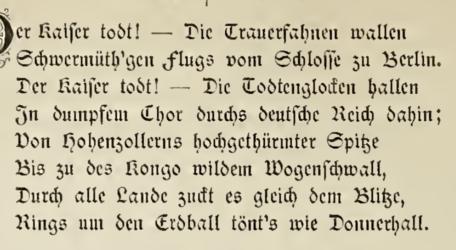
Dann rauscht in unsren Fahnen sein Geist zu uns und spricht:
„Mein Deutschland, ich bin bei dir, sei stark und fürchte nicht.

Wir theilten jede Freude, wir theilten jede Noth,
So große tiefe Liebe ist stärker als der Tod.

So lang vom Berg zum Meere durch Deutschland fließt der Rhein,
Wird mit dem Deutschen Volke sein Kaiser Wilhelm sein."

„Kreuzztg." v. 20. 3. 1888. Ernst von Wildenbruch, Berlin.

Der Kaiser todt!



Der Kaiser todt! — Die Trauerfahnen wallen
Schwermüth'gen Flugs vom Schlosse zu Berlin.
Der Kaiser todt! — Die Todtenglocken hallen
In dumpfem Chor durchs deutsche Reich dahin;
Von Hohenzollerns hochgethürmter Spitze
Bis zu des Kongo wildem Wogenschwall,
Durch alle Lande zuckt es gleich dem Blitze,
Rings um den Erdball tönt's wie Donnerhall.

Legt Trauer an, Ihr Fürsten und Monarchen,
Schaart Euch um seinen Katafalk im Kreis,
Den letzten Gruß dem hohen Patriarchen,
Den letzten Blick dem edlen Heldengreis!
Was Er erlebt — wer hat's von Euch erfahren?
Was Er vollbracht — wo hat's ein Fürst gethan?
Und doch, ein Jüngling noch in Nestors Jahren,
Bei jeder Pflicht der Erste auf dem Plan!

Gesenkten Haupt's, mit stummer Trauermiene
Stellt Euch um Euern Herrn zur Todtenwacht,
Ihr, seine Helden, seine Paladine
Im Rath des Friedens wie im Sturm der Schlacht.
Wie Kaiser Karls erlauchte Tafelrunde,
Wie König Artus' stolze Massonei
Verband Er Euch zum festgeschloss'nen Bunde,
Zum edlen Wettstreit ritterlicher Treu.

Und Du, sein Heer, sein herrlich Volk in Waffen,
Das Er so oft zu Kampf und Sieg geführt,
Durch das Er uns ein Vaterland geschaffen,
Senk' auf Ihn Deine Fahnen tief gerührt!
Oft ließest Du Dein Hurrah Ihm erdröhnen,
Wenn Er sich sonnt' in Deiner Waffen Glanz.
Zum letzten Mal soll nun Dein Gruß Ihm tönen,
Und nun erst recht: „Heil Dir im Siegerkranz!"

Und Du, sein Volk, tritt still an seine Bahre
Und dank Ihm, wie man einem Vater dankt:
Wie liegt Er schön im silberweißen Haare,
Die bleiche Stirn vom Lorbeer voll umrankt;
Er, der sein einundneunzigjährig Leben,
Ein Landesvater wie ein Held im Streit,
Mit treuem Fleiß und nimmermüdem Streben
Nur Deiner Größe, Deinem Wohl geweiht!

Heran auch Du! nicht ferne sollst Du stehen,
Du Mann der Arbeit mit verschwielter Hand,
Wohl dankbar darfst Du Ihm in's Antlitz sehen,
Der Dir ein schön Vermächtniß zugewandt;

Die schwere Noth der bösen Zeit zu mindern,
Das war die letzte Sorge, die er trug,
Das harte Loos des armen Manns zu lindern,
Der letzte Ruhm, für den sein Herze schlug.

Und nun schlaf wohl in Deines Gottes Frieden,
Der Tag war lang, so süßer sei die Ruh.
Solch hohes Ziel war Wenigen beschieden,
So gottgesegnet war kein Fürst wie Du.
Von Deiner Jugend sturmumwölkten Tagen
Zu Deines Abends goldner Glorienpracht
Auf Adlersflügeln hat Er Dich getragen,
Zum Wunder Dich vor aller Welt gemacht!

In Gnaden woll' Er Dich auch dort empfangen
Als seinen frommen und getreuen Knecht,
Der demuthsvoll der Hoheit Weg gegangen,
Im Glauben fest, im Wandel schlecht und recht!
Reich Ihm die Palme, Königin Luise,
Und freue Dich des heimgekehrten Sohns,
Und grüße segnend aus dem Paradiese
Sein Volk, sein Haus, den Erben seines Throns!

„Ueber Land u. Meer" 1888, Nr. 24. Karl Gerok, Stuttgart.





Die Ueberführung der sterblichen Hülle des Kaisers nach dem Dom.

Mitternacht vom 11. auf den 12. März.

(Nach der „Nat.-Ztg." und anderen Berichten.)

„Um Mitternacht. Des Schneegewirbels Flocken
Sie breiten ihren weichen Hermelin;
Von allen Thürmen hallen dumpf die Glocken,
Vom Schlosse wallt ein Zug zum Dome hin.

Die Panzer schwarz, umflort die Helme schaurig,
Die Hörner stumm, ein Sarg und Blumenduft,
Geleiten sie den todten Kaiser traurig
Vom Thron zum Altar, eh' ihn birgt die Gruft."

„Gegenwart" v. 17. 3. 1888.

Am Sonntag den 11. März um die Mitternachtsstunde fand — wir nehmen hier die Darstellung der Ereignisse wieder auf — die Ueberführung der kaiserlichen Leiche nach der Domkirche in Berlin statt, woselbst sie bis zur Bestattung im Mausoleum zu Charlottenburg ausgestellt wurde. In der gleichen Stunde, da Kaiser Friedrich in das Schloß zu Charlottenburg einzog, trugen sie Kaiser Wilhelm aus seinem Hause. Es war ein mächtig ergreifender Vorgang, dieser mitternächtige Todeszug des alten Heerkönigs inmitten seiner Getreuen, bei Fackelschein, im wüthenden Schneetreiben, eine phantastisch großartige Scene: das weite weiße Schneefeld, gleichsam ein Leichentuch über die Erde, darüber der blutrothe Schein der Fackeln, der den düstern Wolkenhimmel der Nacht mit blutigem Nordlichtschein übergoß, das dumpfe Läuten der Kirchenglocken, die feierliche Stille der Nacht, dazu die gespensterhafte Ruhe des Friedhofs in den Tausenden, die stumm und regungslos trotz Wind und Wetter zu beiden Seiten des düsteren Zuges harrten. Ein Bild, wahrhaft großartig und tief ergreifend.

Vierzig Minuten nach Mitternacht war es, als die Leiche nach dem Gotteshause gebracht wurde, in welchem der entschlafene Herrscher so oft in stiller Andacht sein Herz zu Gott erhoben hatte. Nun sollte noch einmal seine Hülle hier eine kurze Frist verweilen, ehe sie der Bestattung zur ewigen Ruhe übergeben ward.

Die Leiche war bis nach dem Gottesdienste, der am Sonntag den 11. März, Abends 8 Uhr, von dem Oberhofprediger D. Kögel an dem Sterbelager abgehalten wurde, im Sterbezimmer verblieben. Dann erst wurde sie in den Zinksarg gebettet, später in den Prunksarg gelegt. Ganz in der Weise, wie er es in seinem letzten Willen gewünscht, war der Kaiser gebettet: in der Uniform des ersten Garde-Regimentes z. F. mit der Feldmütze und umgehängtem Feldmantel. Gleich nach 12 Uhr Nachts begann die Ueberführung. Nun ließ man den todten großen Kaiser gleichsam Abschied nehmen von den Räumen, in denen er so viele Jahre tagtäglich in ernster Pflichttreue seines hohen Amtes gewaltet hatte. Erst trug man den offenen Sarg in das Eckzimmer, hier wurde kurze Rast gemacht, dann in das daranstoßende Vortragszimmer, von dem aus der Kaiser in der letzten Zeit das Volk zu grüßen pflegte und wo heute die Kaiserin Augusta mit den Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses sich von dem geliebten Todten verabschiedete. Ein kurzes Gebet, und der Sarg wurde in das Adjutantenzimmer gebracht und hier zugeschraubt. Die bewährtesten Diener trugen dann die theure Hülle bis nach der Rampe des Hauses. Hier übernahmen sie 32 Unteroffiziere, die in Abtheilungen von 16 Mann den Sarg abwechselnd trugen.

Trotz des gewaltigen Schneesturmes, der in jener Nacht herrschte, wohnte eine dichte Menschenmenge dem ernsten Vorgange bei. Vierhundert Soldaten von allen Regimentern der Berliner Garnison bildeten auf dem Wege von der Rampe des kaiserlichen Hauses bis zum Dom mit weithin durch die Nacht leuchtenden Fackeln Spalier. Durch diese Gasse bewegte sich der düstere Zug. An der Spitze ritt, den Pallasch in der Faust und mit den adlergeschmückten Helmen auf dem Haupte die 5. Kompagnie der Gardes du Corps, es folgte die Leibkompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß mit der umflorten Fahne des ersten Bataillons und der stummen Regimentsmusik, dann, von schwarzer Decke überhängt, der Sarg, getragen auf den Schultern der Unteroffiziere, ihm voran des Kaisers alte Diener. Hinter dem Sarge schritten der Kronprinz Wilhelm und der Großherzog von Baden, dann die übrigen Prinzen des königlichen Hauses und fürstlichen Anverwandten, darauf die Hofchargen und viele Militärs. Den Beschluß bildete wieder eine Abtheilung der Gardes du Corps. Genau um 1 Uhr erreichte der Zug den Dom, vor dem Eingange empfangen von der Domgeistlichkeit, Oberhofprediger D. Kögel an der Spitze. Nachdem der Sarg dann aufgebahrt war und D. Kögel eine kurze Andacht gehalten hatte, trat Kronprinz Wilhelm an den Sarg, kniete nieder und verrichtete ein heißes Gebet, das gleiche thaten die übrigen Prinzen. Das Kronprinzenpaar — Kronprinzessin Wilhelm war zu Wagen nach dem Dom geeilt — legte dann einen großen Lorbeerkranz zu Füßen des Sarges nieder, und die hohen Herrschaften verließen mit ihrem Gefolge das Gotteshaus. Damit fand der feierlichernste Vorgang sein Ende.

Am Sarge des Kaisers.

Wild geht die Luft in kalter Märzennacht,
Der Sturm stößt tosend über die Paläste,
Und aus der Höhe gellt's wie Lärm der Schlacht.
Schneefluth treibt durch der Linden knarrende Aeste,
Dumpf tönt hinein der Glocken Todesklang
Und ruft zu düstrem, mitternächt'gem Feste.
Stumm drängt das Volk die Wege sich entlang,
Durch alle Seelen geht ein banger Schauer,
Als tönte jammervoller Leichensang
Aus nächtigem Gewölk herab, aus rauher
Durchstürmter Luft, und auf die Herzen legt
Sich schwerer dieses Märzmonds heiße Trauer.
Stumm liegt das Kaiserschloß, der Platz, umhegt,
Umzäunt von Fußvolk, Reitern; düster warten
Sie ihres Todten ernst und unbewegt.
Roth durch die Luft gleich flammenden Standarten
Flattert weithin der Fackeln düstre Gluth,
Und rings in Helm und Schwert, im stählern harten
Brustpanzer blinkt es wie von Purpurblut;
Doch durch die Schneeluft geht ein mächtig Scheinen,
Als schwämm' am Himmel weite Nordlichtfluth . . .
Und rings erhebt es sich wie leises Weinen,
Ein Trauerzug steigt stumm herab vom Schloß,
Dumpf hallen die Schritte wieder von den Steinen.
Und schweigend zieht zum Dom der schwarze Troß,
Wie Schatten gehn vorüber die Gestalten,
Lautlos vorüber Wagen, Mann und Roß.
Aus seinem Hause trugen sie den alten
Heerkönig fort in dunkler Mitternacht,
Im schwarzen Sarg, im trauerflorumwallten.
Zum letzten Mal in kaiserlicher Pracht
Thront er im Dom, umglänzt von weißem Lichte,
Von Palmen und von Lorbeern überdacht.
Wie Siegeslust liegt's auf dem Angesichte,
Das weißes Haar und schneeiger Bart umlaubt,
Denn nur als Sieger kennt ihn die Geschichte.
Zum letzten Mal seht Ihr sein mächtig Haupt,
Die starke Hand, das Aug', das einst so klare,
Bald hat die Erde Alles Euch geraubt.
Zum letzten Mal drängt Euch an seine Bahre,
Nehmt Abschied von dem Führer, der voran
Und über Euch fast hundert lange Jahre
Gewaltig ragte; ein Mal schaut noch an
Den greisen Feldherrn, der zu hundert Siegen
Voran schritt uns'res Volkes Heeresbann.
Ihr seht vom Tode hingestreckt ihn liegen,
Und Schluchzen hebt sich rings im Säulenhain,
Was sagt der stumme Schmerz in Euren Zügen?

Seht Ihr's im Nachtgewölk wie Feuerschein
Blutroth emporlohn, denkt Ihr seiner Schlachten,
Und hört Ihr in der Luft die Kriegstrompeten schrein?
Seht Ihr ihn einmal noch beim hellentfachten
Schein Eurer Feuer durch die Lager schreiten,
Wenn Eure Augen bang den Tag erwachten.
Fühlt Ihr noch auf Euch ruhen den Blick des weiten
Und milden Augs im Lager vor Sedan,
Im Lager vor Paris, dem dichtverschneiten?
Noch einmal, glaubt Ihr, schaut Euch mächtig an
Sein ernstes Aug', wie sonst, wenn bei dem Grauen
Des Morgens wilde Schlachtmusik begann.
Und mitten unter Euch seht Ihr im rauhen
Gewühl der Schlachten ihn, wenn blutbethaut
Ihr knirschend rangt in Gräben und Verhauen . . .
Klingt Euch in's Ohr vielleicht ein süßer Laut?
Denkt Ihr des Gärtners, der die deutschen Lande
Mit Rosen schmückte, eine junge Braut,
Sie neu gehüllt in schimmernde Festgewande,
Daß es emporging wie ein Frühlingstag
So in den Bergen wie am Meeresstrande —
Wie Knospe da um Knospe glänzend brach
Im gold'nen Friedenslicht, auf allen Wegen
Buntfarbig wuchs empor ein Blüthenhag,
Ringsum ein neues Wirken, neues Regen —
Vom Schlag der Hämmer lauter klang die Luft,
Und golden strömte aus der Arbeit Segen . . . .
Klagt nicht um ihn, gönnt endlich ihm die Gruft,
Gönnt ihm die Ruh', den Schlaf nach langem Mühen,
Süß ist dem Greis der Todesblumen Duft.
Sein Geist lebt ewig fort im frischen Blühen,
Im Grünen seines Volks; und wo der Schall
Der Hämmer dröhnt, wo düst're Flammen sprühen,
Aus dunklen Schloten steigt des Rauches Schwall,
Wo für die Heimath Ihr mit rührigen Händen
Euch müht, da weht sein Athem überall . . .
Und wenn des Frühlings Laub an den Geländen
Goldleuchtend hängt, wenn Knosp' um Knospe bricht,
Im dunklen Thal an des Gebirges Wänden
Das junge Laub die ersten Kränze flicht —
Seht Ihr des Kaisers Schatten langsam schreiten
Im gold'nen Duft, im warmen Mittagslicht,
Wie er die Fluren segnet und die weiten
Saatgrünen Au'n, Gebirg und Meeresstrand:
So seht Ihr glänzend noch in spätesten Zeiten
Den Schatten wandeln durch das deutsche Land.

„Tägl. Rundschau" 14. 3. 1888. Julius Hart.





Im Dome.

Vom 12. bis zum 16. März.

Schlummernd in dem Sarkophage,
Von dem Mantel dicht umhüllt,
Hörst Du nicht die bange Klage,
Welche rings die Welt erfüllt.

Kerzen ihre Strahlen gießen
Milde auf Dein Angesicht,
Und die Thränen, die Dir fließen,
Siehst Du, hehrer Kaiser nicht.

Von des Lorbeers Grün umgeben,
In der alten Kaisertracht,
Kannst Du nicht Dich mehr erheben,
Als des Reiches stolze Wacht.

Kannst die Treuen nicht mehr grüßen,
Wie so oft Du es gethan,
Die sich hier zu Deinen Füßen
Im Gewand der Trauer nahn.

Alle Blumen, die Dich decken,
Du geliebter Kaiser Du,
Können nicht Dich auferwecken
Aus des Todes tiefer Ruh.

— — — — — — — —

E. Schröder im „Deutsch. Tagebl." v. 16. 3. 1888.

Jeder Versuch, das ergreifende Bild der Aufbahrung der kaiserlichen Leiche im Dome und den feierlichen Ernst des überwältigenden Eindruckes im Innern des Gotteshauses lebendig und anschaulich zu zeichnen, muß hinter der Wirklichkeit weit zurückbleiben.

Die wenigen Andeutungen, die hier nach der „Kreuzzeitung" vom 12. März 1888 und anderen Berichten gegeben werden, sollen nur dienen, denjenigen der Leser, denen es vergönnt gewesen, Eintritt in das Gotteshaus zu erlangen und des herzbewegenden Anblickes der Trauerkapelle theilhaftig

zu werden, in welcher der geliebte Herrscher zum letzten Male sich seinem Volke zeigte, die Erinnerung aufzufrischen.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst das ernste Bild des Trauerhauses: Schwarz, wohin das Auge blickt, schwarzer Krepp umhüllt die Wände bis zum ersten Altan, umhüllt die Kanzel, die Logen, den Altar, Schwarz umhüllt die Säulen und bedeckt den Fußboden: überall die Zeichen des Todes. Leben athmen nur die Lorbeern um den Altar und die weißen Frühlingsblüthen in dem tiefen Grün, die riesigen Palmen an den Säulen, so daß jede Säule zu einer Palme geworden zu sein scheint, die prächtigen Kränze, die an den Säulen angebracht, die zu Füßen des Sarges liegen. Die Altarseite bildet einen vollständigen Palmen- und Lorbeerhain; in seiner Mitte auf schwarzer Bühne ruht der purpur-sammetne, reich mit Gold verzierte Sarg. Zu beiden Seiten gießen je drei florumhüllte Riesenkandelaber ihr Licht über die düstere Pracht. Zu Häupten des Entschlafenen ragt das Reichsbanner, zu beiden Seiten des Sarges ruhen auf je 5 weißseidenen gold- und silbergestickten Kissen die Kron- und Reichsinsignien, der Kommandostab und der Degen des Entschlafenen und andere Symbole der Macht, über die der Lebende gebot, wie er hier im Tode sich noch einmal als der Gebieter über die Herzen zeigt. Denn die hier zum letzten Male vor dem entschlafenen Herren weilen und vorüberziehen, in Thränen bieten sie ihm ihren letzten Gruß. — Stille des Todes rings umher — nur die flackernden Kerzen geben eine Ahnung wie von Leben; denn selbst die, die da, um den Sarg stehend, den letzten Ehrendienst ihrem Herrn erweisen, selbst diese scheinen im Banne des Schmerzes die Fühlung mit dem Leben verloren zu haben; so unbeweglich stehen sie da, als ginge das Kommandowort des entschlafenen Herrn noch über sie hin. Die Lichter, sie flackern, — die Blüthen, sie duften wie Frühling — vorüber ziehen die Gestalten — und kein Blick, der nicht Liebe wäre und Verehrung; sie sagen im Herzen Lebewohl dem großen Kaiser, dem edlen Herrn! —

Altergraute Generäle, die gekommen sind, ihrem obersten Kriegsherrn zum letzten Male in das theure Antlitz zu schauen, hört man schluchzen, von dem Bilde des unvergeßlichen Herrn scheinen sie sich nicht trennen zu können, immer wieder kehren sie um, um noch einen Blick auf die auch im Tode noch freundlichen Züge des Kaisers zu werfen, noch einen — —.

Die Ehrenwache.

Den Ehrendienst, die feierliche Wache neben der Trauerbühne, zu Häupten und zu Füßen derselben, während der Tage der Paradeausstellung der kaiserlichen Hülle im Dome hatten außer der militärischen Ehrenwache die Obersthof- und Hofchargen zu versehen. Es wird gewiß vielen, und nicht bloß von denen, die ihrem Kaiser diesen letzten Dienst erweisen durften, er-

wünscht sein, das Verzeichniß der Namen, wie es seiner Zeit in den öffentlichen Blättern mitgetheilt wurde, hier auf diesen der bleibenden Erinnerung gewidmeten Blättern nicht zu vermissen; es mag deshalb hier folgen. Wir geben dasselbe nach den Angaben der Zeitungen, so daß wir für etwaige Ungenauigkeit oder Unvollständigkeit nicht einstehen können.

Am 1. Tage.

Graf Stolberg-Wernigerode.
Fürst Salm-Dyk.
Fürst Pleß.
Graf Perponcher.
Graf Fürstenstein.
Freiherr v. Heintze.
Oberstallmeister v. Rauch.
Oberküchenmeister v. Roeder.
Fürst Puttbus.
Fürst Hatzfeld.
Oberjägermeister v. Meyerinck.
Graf Pückler-Burghaus.
Graf Louis Perponcher.
Graf v. d. Asseburg-Falkenstein.
Graf Dönhoff.
Graf Hochberg.

Am 2. Tage.

Graf Hatzfeld.
Oberjägermeister v. Meyerinck.
Graf Perponcher.
Graf v. d. Asseburg.
Baron v. Solemacher.
Graf Pückler.
Freiherr v. Fürstenstein.
Freiherr v. Gutzmerow.
Freiherr v. Heintze.
Graf vom Hagen.
Graf Dönhoff.
Graf Brühl.
Graf Schulenburg.
Graf v. Königsmarck-Plaue.
Herr v. Franckenberg-Proschlitz.
Graf v. Fürstenberg-Stammheim.
Baron v. Hülsen.
v. Bismarck.
Graf zu Eulenburg-Liebenberg.
v. Risselmann.
Gans Edler, Herr zu Putlitz.
v. Bredow-Stolpe.
Freiherr v. Holzhausen.
v. Colmar-Meyenburg.
Graf v. Kanitz-Podangen.
v. Wedell-Piesdorf.
v. Bonin.

Am 3. Tage.

Graf Schlieben-Sonditten.
Graf Dohna-Finkenstein.
Graf Dohna-Schlobitten.
Graf Hochberg.
Graf Kanitz.
Freiherr v. Ompteda.
Graf Pückler-Burghaus.
Graf Fürstenstein.
Graf v. d. Asseburg.
Freiherr v. Heintze.
Freiherr v. Gutzmerow.
Graf Dönhoff.
Graf von dem Bussche-Ippenburg.
Graf W. Perponcher.
Graf Ferdinand Merveldt.
Graf Stolberg-Wernigerode.
Graf Brühl.
v. Itzenplitz.
Graf Dohna-Kotzenau.
Baron v. Blumenthal.
Graf Carmer.
v. Bodenhausen-Burg Kemnitz.
v. Bodenhausen-Lebusa.
v. Borwitz.
Graf v. Seckendorff.
Graf Dönhoff-Friedrichstein.
v. Mellenthien-Liencheu.
v. Bandemer-Selesen.
v. Buddenbrock.
Graf Sauerma-Ruppersdorf.
Graf Gersdorf-Lipta.
v. Leipziger-Kropstedt.
v. Klinkowstroem.
Graf Voß-Buch.

Graf Matuschka-Greiffenklau.
Oberjägermeister v. Meyerinck.
Fürst v. Hatzfeld-Trachenberg.
Graf Königsberg-Plaue.
v. Franckenberg-Proschlitz.
Graf Fürstenberg-Stammheim.
Graf vom Hagen.
Graf Louis Perponcher.
v. Colmar-Meyenburg.
Graf Eulenberg-Liebenberg.
v. Rathenow.
Graf v. Hompesch.
Graf Dohna-Mallmitz.
v. Brandt-Lauckstädt.
v. Gutstedt-Dersheim.
v. Arnim-Zuisedow.
v. Gilsa-Kassel.
Prinz Handjery.
Graf Bernhard Lüttichau.
v. Risselmann-Krussow.
v. Buch-Stolpe.
v. Schrader.

Am 4. Tage.

Graf Westerhold.
Freiherr v. Ompteda.
Freiherr v. Gutzmerow.
Graf Fürstenstein.
Graf W. Perponcher.
v. Franckenberg-Proschlitz.
v. Meyerinck.
Graf Brühl.
Fürst Hatzfeld-Trachenberg.
Freiherr v. Heintze.
Graf Dönhoff-Friedrichstein.
Graf Stolberg-Wernigerode.
Graf von dem Bussche-Ippenburg.
Graf von der Asseburg.
Graf Louis Perponcher.
Graf Hochberg.
Graf Borke.
Graf Kanitz.
Graf Matuschka.
Graf Schulenburg-Emden.
Fürst Salm-Reifferscheid-Dyk.
Graf zu Elz.
Graf Schlieben-Sonditten.
Graf v. Merveldt.
Graf Pückler.
Graf vom Hagen.
Freiherr v. Solemacher.
v. Wedell-Piesdorf.
Freiherr Roth v. Schreckenstein.
Freiherr Rogalla v. Bieberstein.
Graf Hohenthal-Dölkau.
v. Pachelbl-Gehag.
Freiherr v. Lütwitz.
v. Behr-Schmoldow.
Graf Karmer.
v. Senden.
Graf Sauerma-Ruppersdorf.
Graf Voß-Buch.
Prinz Handjery.
v. Risselmann.
v. Bandemer-Selesen.
Graf Fürstenberg-Stammheim.
Freiherr v. Holtzhausen.
v. Colmar-Meyenburg.
Graf Kanitz-Podangen.
v. Bonin-Brettin.
v. Arnim-Zuisedow.
Graf Kayserling-Rautenberg.
v. Gutstedt-Lublacken.
Graf Kessenbrinck.
v. Wiedebach-Nostiz.
v. Bodenhausen-Burg Kemnitz.
v. Bodenhausen-Lebusa.
v. Veltheim-Harbke.
v. Voß-Wolfradt.
v. Heiden-Leistenow.
Freiherr von und zu Gilsa.
Gans Edler, Herr zu Putlitz.
v. Hülsen.
Gr. Schulenburg-Burg Scheidingen.
von der Knesebeck-Tylsen.
v. Schack.
Graf Bernstorff.
v. Brandt-Lauckstädt.
v. Blumenthal.
v. Morawski.
Freiherr v. Ziegler u. Klipphausen.
v. Landsberg-Vehlen.

Graf Lüttichau.

Der letzte Abschied des Volkes.

Es ruht der große Kaiser
Im Dome zu Berlin,
Und seine Paladine
Halten die Wache um ihn.

Wie marmorne Gestalten
Stehen sie Tag und Nacht
Bei ihrem Kaiser und halten
Schweigend die Todtenwacht.

Der Orgel leise Klänge
Durchschweben den weiten Raum,
Es zieht eine Menschenmenge
Vorüber wie im Traum.

Sie sind aus fernen Landen
Gekommen in heißem Drang
Und haben draußen gestanden
Wohl viele Tage lang.

Sie sind aus fernen Gauen
Gepilgert zum Heiligthum,
Noch einmal wollten sie schauen
Deutschlands Liebe und Ruhm.

Viel tausend Blumen ergießen
Den allersüßesten Duft,
Der Liebe Blumen sprießen
Unsichtbar in der Luft. . .

Es spielt die Orgel leiser,
Es duftet durch den Raum;
Auf seiner Bahre der Kaiser,
Träumt einen schönen Traum.

Und wer den Kaiser gesehen,
Im Dome zu Berlin,
Dem will das Herz vergehen
Vor Liebe und Trauer um ihn.

„Deutsche Post" 1888, Heft 5. Freiherr v. Grotthuß.

Montag den 12. März, Mittags 1 Uhr war die Stunde, wo sich die Pforten des Gotteshauses der draußen harrenden Menge derer eröffneten, die ihren alten, lieben Kaiser noch einmal sehen, ihm die letzte Huldigung darbringen wollten. Eine erhöhte Laufbrücke, die quer durch den Dom ging, war für das Publikum hergerichtet, das, nachdem es durch die eine Thür eingetreten, langsam, ohne stehen bleiben zu dürfen, an der kaiserlichen Bahre vorüberziehend durch die gegenüberliegende Thür die Trauerstätte wieder verlassen mußte. Still wandelten in bewegter Herzensstimmung und tiefernster Haltung ungezählte Tausende von Männern und Frauen, und mit ihnen die Jugend, an der irdischen Hülle des verklärten Herrschers vorüber, viele mit Thränen in den Augen. Und andere ungezählte Tausende warteten draußen beständig von Neuem, in all den Tagen der Aufbahrung vom frühsten Morgengrauen, und als später wegen des ungeheuren Andranges der Zutritt auch für die Nachtstunden gestattet wurde, auch die Nacht hindurch sechs bis acht, auch mehr Stunden, in so dichtgedrängter Masse, daß eine Bewegung der Arme und Hände unmöglich war und wer einmal in diese Menge eingekeilt war, nicht wieder hinausgelangen konnte, warteten trotz Schneegestöber und eisigem Nordostwind. Und gleichwohl pries sich Jeder glücklich, dem es so gelungen seines Kaisers liebes Angesicht zum letzten Male zu schauen. Denn andern ungezählten Tausenden war dies auch so nicht vergönnt. Etwa 3000 Personen zogen immer in einer Stunde an dem Sarge des Kaisers vorüber, und im Ganzen mögen etwa 200000 Menschen des unvergeßlichen Anblickes theil-

haftig geworden sein. Und mindestens ebenso viele mußten den Vorsatz aufgeben, als sie erkannten, mit welchen Opfern seine Erfüllung erkämpft werden mußte. Nie hat die Millionenstadt Berlin den Andrang solcher Massen auf einem Platze gesehen. An einzelnen Tagen sah man mächtige Dampfwolken über diesen Tausendmassen lagern.

Den Anblick, der sich von der Wandelbrücke bot, und den ergreifenden Eindruck im Innern dieser großartigen Trauerkapelle schildert ein Berichterstatter, Ludwig Pietsch, in der „Vossischen Zeitung" also:

Beim Eintreten strahlte uns auf dem schwarzen Hintergrunde der helle Kerzenglanz von den Kandelabern und Altarleuchtern entgegen. Diesseits neben dem Aufgang zur „Brücke" standen zwischen den Säulen hohe Offiziere. Von ihren Helmen wallten lange schwarze Flore am Rücken nieder, und Flor umhüllte Tressen und Ordensbänder. Nun waren wir auf die Höhe der Brücke gelangt. Da zur Linken stand das ernste, wunderbare Bild vor uns, das uns leider nur wenige Sekunden zu schauen gewährt war, dessen überwältigender Eindruck aber trotzdem in der Seele dessen, der es gesehen, niemals verlöschen dürfte. Noch immer wenig verwandelt und verfallen, wie im Schlummer hingestreckt, liegt des Kaisers Gestalt auf seinem Sarge da. Das unbedeckte Haupt ist ein wenig auf die linke Schulter geneigt und hat noch immer den Ausdruck stillen Friedens. Der dort ausruht vom schweren, großen, segensvollen Tagewerk seines langen Lebens — der schläft in Wahrheit den „Schlaf des Gerechten". Um ihn herum aber ist noch einmal die ganze Pracht seines Herrscherthums entfaltet. Nun leuchten die Kerzen . . und ihr goldiger Schimmer blitzt auf den Waffen und den goldenen und silbernen Tressen und Litzen der Ritter, Mannen und Pagen des kaiserlichen Helden, welche Statuen gleich ihres zum „großen Hauptquartier" abberufenen Herrn Bahre umstehen.

Ihm zu Häupten hinter dem Sarge erhob sich eine ritterliche Greisengestalt mit umflortem Helm, das Reichspanier in der Rechten: wie im Schatten der Fittige des Adlers schien Deutschlands Kaiser zu schlummern. Generäle, Flügeladjutanten, hohe Hofbeamte, Kammerherren reihten sich zu beiden Seiten an diesen Bannerträger in bogenförmiger Aufstellung. Zur Rechten und Linken der Aufbahrung, weiter nach vorn hin, standen kaiserliche Pagen in ihren rothen Galaröcken, die Hüte umflort. Zuvörderst aber hier zur Linken, Gewehr beim Fuß, zwei Unteroffiziere von der Leibkompagnie, mit den schimmernden Blechmützen, in ihren blauen Röcken und weißen Beinkleidern. Neben ihnen zwei Gardes-du-Corps mit den silbernen Adlerhelmen, über den weißen Kollern die rothen Westen mit dem florbedeckten silbernen Stern auf der Brust, den blanken Pallasch in der behandschuhten Faust. Neben diesen Riesengestalten ein Grenadier des 1. Garde-Regiments zu Fuß mit der Blechmütze. Dann folgt der breite freie Raum der Stufen, deren schwarzen Teppich die Lorbeer- und Blumenkränze, die Palmenzweige und Bandschleifen von der Sesselreihe bis zum Sarge hinauf bedecken.

Jenseits dieses Raumes wieder stand ein Grenadier desselben Regiments in gleicher Tracht und Haltung; ihm zur Seite zwei Unteroffiziere der Garde-Artillerie mit gezogenem Säbel. Zwei Riesen der Leibkompagnie gleich jenen auf dem andern Flügel machten den Schluß dieser Reihe wachhaltender, erlesener Kriegergestalten, der rechten typischen Vertreter des gewaltigen Volksheeres, das Kaiser Wilhelm, wenn nicht „aus seinem Geist geboren", doch mit seinem

Geist neubeseelt und in die Formen umgeprägt hatte, in denen es erst völlig zum rechten, gelenken, unwiderstehlichen Werkzeug wurde, um jene Thaten ohne Gleichen zu vollbringen, deren Frucht das einige, große, mächtige Deutschland unter den Hohenzollern-Kaisern ist. Keine Wimper zuckte in diesen Gesichtern, kein Glied bewegte sich an diesen ehernen Gestalten. Nicht „gefesselt vom starren Kommando", sondern wie durch einen geheimnißvollen, mächtigen Zauber gebannt, schienen sie und jene andern getreuen Diener und Paladine ihren Kriegsherrn zu umstehen, der todesstarr inmitten ihres blitzenden Ringes auf seinem letzten Lager ruhte.

Orgelklänge tönten gedämpften Halles durch den weiten, schwarzen, kerzenhellen Raum. Draußen summte das Geläut der Glocken. Fast lautlos schob sich die gedrängte schwarze Menge über die schwarzverhängte Brücke dahin. Kein Verweilen, nicht für eine Sekunde, war vergönnt. Und, widerstrebend der leisen Mahnung der Wächter folgend und uns vorwärts zum Ausgange bewegend, hefteten und wendeten wir doch unausgesetzt auf das, wie von himmlischem Frieden umflossene stille, greise, schlummernde Haupt dort in den Kissen den Blick zurück, den wir, von tiefer Wehmuth und Rührung übermannt, durch unwiderstehlich ausbrechende Thränen umflort und verdunkelt fühlten.

Daran reihen wir noch die kurze Schilderung eines anderen Augenzeugen in der „Kölnischen Zeitung" vom 15. März 1888:

In dichter Reihe zu je dreien ziehen die Menschen über die Wandelbrücke hin, von wo aus die Hülle des Kaisers zu sehen ist. Als ich gegen 4 Uhr den Dom betrat, hatte mein Vordermann, ein braver Arbeiter, der gestern Abend aus dem Magdeburgischen hier eingetroffen war, um seinem Kaiser den letzten Abschiedsgruß darzubringen, seit $6^1/_2$ Uhr morgens auf dem winddurchpeitschten Schloßplatze gestanden, um endlich Zutritt zum Dome zu finden. Diese Thatsache beweist besser als alles andere, wie gewaltig der Menschenandrang ist. Der Anblick von der Wandelbrücke aus ist unbeschreiblich ergreifend und wehmüthig. Die Brücke durchmißt etwa die Mitte des Domes, vor ihr, nach der Lustgartenseite zu, ist der Sarg auf einer schiefen Ebene aufgebahrt; dieselbe unsägliche Milde, welche die Gesichtszüge des Kaisers bei seinen Lebzeiten ausgezeichnet hat, bedeckt auch jetzt in sanfter Durchklärung sein Angesicht. Es scheint, als wenn der Kaiser schliefe; das Gesicht, dessen Stirn frei ist, ist etwas zur Seite geneigt und erscheint von der Brücke aus außerordentlich klein. Ganz ergreifend wirkt auch die Todtenwacht, die das kaiserliche Heer, die Flügeladjutanten und Generaladjutanten um den Sarg halten. Die Offiziere und Mannschaften in ihren glänzenden, florbedeckten Uniformen, sie stehen da, als wenn sie von Stein oder Erz wären, keine Wimper zuckt, keine Bewegung wird sichtbar. Wie der Todte im Sarge, so ist auch die ganze Umgebung unbeweglich. Es ist eine ungeheure Anstrengung, die mit diesem Dienste verbunden ist; nur die wenigsten können ihn länger als zwanzig Minuten aushalten, dann muß Ablösung erfolgen. Auch sie erfolgt so still, daß sie von den auf der Brücke unaufhaltsam vorbeiwandelnden Menschen kaum wahrgenommen werden kann. Und nun diese Blumenpracht, diese Kränze, einer immer schöner und größer als der andere, diese Sträuße, Kronen, Palmen, deren Zahl sich von Stunde zu Stunde häuft. Der ganze Fußboden des weiten Gotteshauses ist mit ihnen bedeckt; aus allen Theilen der Windrose sind sie hierhergesandt worden, um Zeugniß abzulegen von der Liebe und Verehrung, die allerwärts dem hingeschiedenen Kaiser bis über den Tod hinaus treu geblieben ist.

Der Blumenschmuck der kaiserlichen Bahre

überstieg an Pracht und Fülle auch das Denkbarste. Zu Hunderten und aber Hunderten waren tagtäglich die Kränze und Blumenkissen, die Kronen und Palmen angelangt, neben den einfachsten, gerade durch ihre Schlichtheit rührenden Gaben, die kunstvollsten, viele auch aus den edelsten Metallen geformt. Aus allen Theilen der Welt, aus allen Schichten der Gesellschaft waren diese Zeichen der Liebe eingegangen oder, wo dies wegen der großen Entfernung nicht anging, Kränze und Palmen durch telegraphische Weisung in Berlin für den Sarg des Kaisers bestellt worden. Kamen doch, um bloß von außerdeutschen Ländern und Städten zu reden, solche Liebeszeichen u. a. aus: Abo in Finnland, Barcelona, Bern, Birmingham, Brüssel, Buenos-Ayres, Calais, Calcutta, Cannes, Christiania, Cumberland (England), Davos-Platz (Graubünden), Deutsch-Ostafrika, El Passo, Florenz, Gablonz (Böhmen), Gastein, Gent, Glasgow, Graz u. a. Orten Steyermarks, Helsingfors, Holland, Kiew, Lapaz (Bolivia), Leiden, Liebau, Linz a. D., London, St. Louis, Luxemburg, Mentone, Meran, Montevideo (Uruguay), Montreux, Moskau, Natal (Kapland), Nizza, Paris, Persien, St. Petersburg, Prag, Rheims, Riga, Rom, Salzburg, Samarang auf Java, San Remo, Teplitz, Triest, Turin, Valencia, Valparaiso (Chile), Warschau, Wien, Zürich. Und, um von außerdeutschen Fürsten einige hier anzuführen, so kamen Kränze, Palmen oder kunstvolle Blumenzierden, zum Theil der prachtvollsten Art, abgesehen von den Mitgliedern der englischen Königsfamilie, u. a. von dem Thronfolger von Rußland und den Großfürsten Michael, Nicolaus und Wladimir, von der Kaiserin von Oesterreich, von der Königin von Spanien, von dem König und der Kronprinzessin von Portugal, von dem König und der Kronprinzessin von Schweden, und von dem König und der Königin von Rumänien.*)

Ja, Fürst Bismarck durfte, auf diese aus den fernsten Ländern und Zonen gekommenen Beweise der Theilnahme hinweisend, in dem Reichstage am 19. März mit freudiger Genugthuung erklären: „Daß von den Antipoden her und von den benachbarten Völkern Kränze und Palmen an das Grab eines verstorbenen Monarchen gebracht worden sind, das ist eine in der Geschichte noch nicht dagewesene Thatsache.“

*) Um weiteren Kreisen den unvergleichlichen Anblick dieser nach Tausenden zählenden Blumenspenden zu ermöglichen, hat später nach der Beisetzung die Leitung des Hohenzollern-Museums eine besondere Ausstellung derselben veranstaltet. In deren Auftrage ist auch ein diesem Gegenstand gewidmetes Büchlein von Paul Lindenberg: „Kaiser Wilhelms Andenken in Blumenspenden“ bei H. Paetel, Berlin 1888, erschienen, das auf 55 Seiten ein Verzeichniß der Spender, soweit sie bekannt geworden, — denn Hunderte von Sendungen langten ohne Angabe des Absenders an — die Länder und Städte nennt und außerdem die bemerkenswerthen Aufschriften der Bandschleifen und sonst Wissenswerthes mittheilt.

Wir schließen diesen Abschnitt mit der zweiten Hälfte eines warm empfundenen Gedichtes von R. B. in der „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung" vom 17. März 1888, dessen beide ersten, hier fortgelassenen Strophen bereits auf S. 1 als stimmungsvoll für die Einleitung verwendet sind:

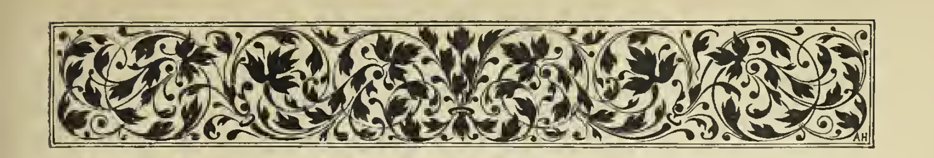
Der letzte Gruß.

Nun zieht Dein Volk im Trauerkleid
Dahin auf dunkler Schmerzensbahn,
Zum letzten Mal für alle Zeit
Sich dem geliebten Herrn zu nahn;
Ein letzter Gruß, als letztes Glück, —
Da ist kein Herz, das ruhig schlägt,
Das nicht nach einem Abschiedsblick
Ein bebendes Verlangen trägt!

Die Glocken läuten dumpf und schwer,
Es schimmert trüb der Kerzen Licht,
Und Palmen wehen um Dich her,
Du friedevolles Angesicht;
Du ruhst so still und so verklärt,
Und milder wird das heiße Weh,
Und aufwärts wird der Blick gekehrt
In himmlische, befreite Höh'!

Es bleibt uns ja, was Du erstrebt,
Und unser ganzes Herz bleibt Dein,
Es wird, so lang Dein Preußen lebt,
Dein Name uns gesegnet sein.
Nun lebe wohl! es stockt der Fuß,
Es reißt das Herz sich blutend los, —
Ein einz'ger, letzter Scheidegruß:
„Mein Kaiser, ruh in Gottes Schooß!"





Vor dem letzten Gange.

Nachrufe und Betrachtungen II.

„Einst in ferner Zukunft Tagen
Wird das Herz den Enkeln schlagen,
Wenn Dein mächt'ger Name tönt;
Wenn ein Mann im Schwung der Zeiten
Wieder einst nach Sturm und Streiten
Siegreich deutsche Größe krönt,
Wenn ein Held, wie Du, ein treuer,
Deutsche Herzen an sich rafft,
Leuchtet nach wie Sonnenfeuer
Deine Milde, Deine Kraft."

Hans Meyer.

Am Tage der Beisetzung brachte die Mehrzahl der deutschen Tagesblätter noch einmal tief empfundene Nachrufe. Auch von diesen soll hier eine kleine Anzahl mitgetheilt werden:

Der Tag ist da, an dem die irdische Erscheinung Kaiser Wilhelms für immer den Augen seines Volkes entschwinden soll. Wie ein unermeßlicher Trauerflor liegt es auf unserer Stadt, aber alle diese äußeren Zeichen des Grames sind nichtig im Vergleich zu dem Schmerze und der Wehmuth, die in aller Herzen leben. Eine Ahnung, daß mit diesem Manne die Zeitepoche, die wir das neunzehnte Jahrhundert nennen, bestattet wird, hat die Welt ergriffen. Mit den Vorboten der französischen Revolution hat sie begonnen, schicksalsvoll und großartig endet sie mit dem Heimgang Kaiser Wilhelms.

Niemals ward darum ein Leichenbegängniß wie dieses gesehen und gefeiert. Nicht wir Deutsche, nicht Europas Fürsten und Völker allein trauern an dieser Bahre: bis an die Enden der Erde ist die Kunde dieses Todes erschollen und hat ein unermeßliches Echo erweckt. Wie innig und rührend diese allgemeine Theilnahme auch zu dem Gemüth des schwergeprüften Sohnes, der erlauchten Gemahlin, die Ruhm und Glück, Freude und Leid beinahe sechzig Jahre lang mit dem Entschlafenen getheilt hat, und des ganzen kaiserlichen Hauses sprechen mag, welch' gerechten Stolz Deutschland aus dieser Huldigung, die seinem ersten Kaiser dargebracht wird, auch ziehen darf: diese Theilnahme, diese Huldigung gilt, über alle nationalen Schranken hinaus, dem Manne des Jahrhunderts. In einem Manne von schlichter Größe und einfachen Sitten hatte die Vorsehung das Musterbild eines Monarchen verkörpert, ganz erfüllt von der Würde und Hoheit seines königlichen Berufes und zugänglich allen großen, schöpferischen, modernen

Gedanken. Die Aufgabe des Jahrhunderts, ein starkes Königthum mit der nationalen Idee und der Theilnahme des gesammten Volkes an der politischen Gesetzgebung und Entwicklung zu versöhnen und zu vereinigen, hat er gelöst. Für uns Deutsche war er der Begründer des Reichs, der Held, der uns zu einem Volke in Rath und That gemacht, für die Menschheit war er der Träger des Weltfriedens. Als der Weise auf dem Thron geht er für sie in die Unsterblichkeit ein. Schon ist die soziale Gesetzgebung, die seine kaiserliche Botschaft in Deutschland anbahnte, ein Werk der Nacheiferung bei den andern Nationen geworden. Darum schweigen an seinem Sarge Neid und Mißgunst, trotz der Verschiedenheit ihrer Staatsverfassungen vereinigen sich alle Völker in der Huldigung dieses Todten. In der Unmittelbarkeit und Uebereinstimmung dieser Kundgebung liegt das Ueberwältigende und Unbeschreibliche ihres Eindrucks: zum letztenmal neigt sich da die Menschheit in dem Bewußtsein, daß sie solch' einen Cäsar in absehbarer Zeit nicht wiedersehen wird, vor dieser Verkörperung des Königsgedankens in Ehrfurcht.

Ja zum letzten Male! Mit all' dem düsteren Pomp und feierlichem Ernst wird die sterbliche Hülle des Kaisers die lange Straße, durch die er dreimal im Triumphe eingezogen, zu der stillen Gruft unter den Fichten in Charlottenburg hinausgeführt. Wie ihn damals der Jubel und die Freude, so begleitet ihn jetzt die Trauer und der Schmerz seines Volkes. Aber den Lebenden wie den Todten umfängt die gleiche Liebe und Bewunderung. Welch' hohes Alter er auch erreicht, Allen scheint er dennoch zu früh aus seinem thätigen und ruhmreichen Leben geschieden zu sein, als wäre noch irgend eine große Aufgabe, eine heroische That ihm vorbehalten geblieben. Denn bis zu dem letzten Tage seiner Krankheit hatte seine Unermüdlichkeit und seine Pflichttreue in der Erfüllung seines königlichen Berufes auch nicht um ein Kleines nachgelassen. Ob ihm die Hand zitterte, ungeschwächt war sein Auge, ruhig und klar beschäftigte sich sein Geist, noch unter dem Schatten des Todes, mit dem Wohle des Vaterlandes. An ihm kann der höchste wie der niedrigste Mann im Volke sich Muster und Beispiel einer ernsten Lebensführung und einer nie rastenden Arbeit nehmen, an ihm sich zu jenem kategorischen Imperativ der Pflicht und der Treue erheben, der dem deutschen Charakter durch alle Wandlungen hindurch sein Gepräge giebt. So leuchtet er uns im Leben wie im Tode voran.

Die Glocken läuten, von dumpfen Trauerklängen ist die Luft voll, im Winde rauschen bang die schwarzumflorten Fahnen, ein düsteres Licht fällt aus den verhüllten Laternen auf den endlosen Zug, der sich von dem Dome aus in Bewegung setzt. Unter kahlen, schneebereiften Bäumen geht er dahin. Von den Schritten der vielen Tausende, von dem Hufschlag der Rosse wiederhallt dumpf und schaurig der hart gefrorene Boden. Und doch scheint alles stumm und lautlos zu sein und das Ganze ein geisterhaftes Schauspiel. Nur unterdrücktes Schluchzen und leises Geseufz, Thränen in den Augen verrathen die tiefe Bewegung in der zahllosen Menge, welche die Fenster und Dächer der Häuser, die Tribünen, die beiden Seiten des Trauerweges erfüllt. In Erinnerungen und Ahnungen verloren starren sie dem Zuge nach, in dem sich zum letzten Male die ganze Majestät des Herrschers entfaltet. Nun werden sie ihn nicht mehr an seinem Fenster erscheinen, nicht mehr in seinem grauen Mantel im Wagen die Linden dahinfahren sehen. Diese kleinsten Momente seines Lebens waren dem Volke die theuersten und unvergeßlichsten; sie gruben sich in Gemüth und Phantasie ein. Die Bildsäulen in Marmor und Erz, die ihm bald genug aller Orten Verehrung und Bewunderung errichten wird,

vermögen diese Flüchtigkeiten weder zu bewahren, noch zu ersetzen, aber so wenig sie in die ideale Vorstellung von dem Kaiser gehören — sie bildeten doch das intime, gleichsam greifbare Band zwischen ihm und uns. Dies ist nun für immer zerrissen, und die Dämmerung der Mythe fängt auch diese Dinge, dies Haus und dies Fenster zu umhüllen an.

Draußen im Park zu Charlottenburg, in dem weihevollen aber bescheidenen Mausoleum, das die Liebe des Gemahls der Königin Luise widmete, das Rauchs Genius zu einem Heiligthum der Kunst weihte, wird der erste Kaiser des neuen Reichs die letzte Ruhestätte finden. Zu den Füßen des geliebten Elternpaares wird nach seinem Wunsche der große Sohn ruhen. Er erfüllte die Welt mit seinem Ruhm und begehrte schließlich nur diesen stillen Platz des Friedens. Dort ruht er nun aus von seiner Königsarbeit. Nur wenig konnte dem neunzigjährigen Greise, den schon die Unsterblichkeit umwehte, der Tod nehmen; er wußte, daß er sterbend in das ewige Leben des Nachruhms eingehen werde, und sah sein Werk in Sohn und Enkel, in der Einmüthigkeit der deutschen Fürsten und Stämme gesichert. In seinem Werke darum wollen wir sein Andenken ehren und erhalten; Jedem von uns ist ein Theil seines Erbes zugefallen, uns und allen, die nach uns kommen und deutschen Namen tragen, hat er auf Erden freie Bahn gemacht, eine Bahn zur Größe und Herrlichkeit in alle Zukunft hinein und so lange wir einig und stark und gut auf ihr wandeln, wird er immer unter uns sein.

„National-Ztg." v. 16. 3. (Morgens) 1888.



An Kaiser Wilhelms Gruft.

Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finst're Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geschlechtern aus,
Aber der Fürsten
Einsame Häupter leuchten erhellt,
Und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen
Als die ragenden Gipfel der Welt.

Noch einen Gang, noch einen letzten Gruß, noch einen Blick in die stille Gruft, und der Staub ist zum Staube zurückgekehrt. Der dumpfe Klang der ehernen Glocken, der letzte Donner der Kanonen mischen sich in das innige Lebewohl, welches aus Aller Herzen strömt, und Deutschlands ehrwürdiger Kaiser ruht an der Seite seiner königlichen Eltern. Sein Geist wird fortleben wie sein Gedächtniß, wenn ganze Geschlechter dahingegangen, und das Haupt des Patriarchen wird leuchten, die ragenden Gipfel der Welt, die einsamen Fürstenhäupter der Gegenwart an Glanz wie an Größe überragend.

Die klagende Germania verhüllt ihr Antlitz vor der Bahre des Vaters des Vaterlandes. Wenn Treue gegen den hohen Beruf des Lebens, wenn Ernst und Gewissenhaftigkeit des Strebens, wenn Opferfreude und Selbstüberwindung die besten Herrschertugenden sind, so hat Kaiser Wilhelm ein Anrecht auf ein goldenes Blatt in der Geschichte. Wie wenige Sterbliche kann Kaiser

Wilhelm der Thäter seiner Thaten heißen. Nicht spielend hat er das Glück gewonnen; jeder Erfolg war die Frucht eiserner Arbeit. Und hätte ihm selbst der Erfolg gemangelt, er zählte zu den größten Fürsten der Zeit, nicht ob dessen, was er erreicht, sondern was er gewollt hat. Denn in maßloser Hingebung an sein Volk, an den nationalen Gedanken, hat Kaiser Wilhelm alles sein Dichten und Denken jederzeit nur in den Dienst des Vaterlandes gestellt, um ihm Ansehen und Selbständigkeit, Freiheit und Wohlfahrt zu sichern in alle Zukunft.

Ein Friedensfürst sinkt mit ihm in die Gruft, mit ihm, dem siegreichen Krieger in zahlreichen Schlachten. Die geschichtliche Nothwendigkeit drückte ihm das Schwert in die Hand; denn Deutschland war nicht zu einen ohne Blut und Eisen. Daß aber der Herrscher seine große Pflicht erkannt hat, als noch in den deutschen Landen die Bundes-Zentraluntersuchungs-Kommission den alten Jahn auf die Festung brachte, weil er die „höchst gefährliche Lehre von der deutschen Einheit erfunden" habe, als auch der Sänger des Liedes „Deutschland, Deutschland über Alles" seines Amtes enthoben wurde, und daß er die richtigen Mittel zu dem guten Zwecke zu finden wußte, das ist sein Verdienst, ein Denkmal, das die Jahrhunderte überdauert. Der Glanz der Hohenstaufenkrone ist vor der Hohenzollernkrone verblichen. Die Sage vom Kyffhäuser, in welcher der nationale Einheitsdrang der Deutschen sinnigen Ausdruck fand, wurde durch Kaiser Wilhelm Wirklichkeit. Die Raben fliegen nicht mehr um den Berg; nicht Barbarossa scheuchte sie von hinnen, Kaiser Weißbart erlöste die Jungfrau Germania aus dem Zauberschlafe.

Darum trauert die deutsche Nation an dem offenen Grabe um ihn, der, vergessend der Greisenjahre, die Mühen und Entbehrungen des Feldlagers nicht scheute. Schöpfer des deutschen, schlachtengewaltigen Heeres, sein Leben lang Förderer der deutschen Wehrkraft, war Kaiser Wilhelm frei von Streitlust und Eroberungssucht. Immer galt ihm der Krieg als ein nationales Unglück; aber immer auch stand ihm über der Friedensliebe die Ehre und Selbständigkeit seines Volkes. Heute, da der letzte Anblick der Züge des verblichenen Herrschers die fremden Fürsten mit dem Gefühle der Wahrheit erfüllt, heute, da sich die streitenden Völker über dem Grabe des Heldenkaisers die Hände reichen und das Eis von ihren Herzen zu schmilzen beginnt, scheint Kaiser Wilhelm noch im Tode Segen über sein Volk bringen und dem Welttheil die Wohlthaten des Friedens sichern zu sollen. Denn heute ist allenthalben die Erkenntniß lebendig, daß Kaiser Wilhelm und seine Staatsleitung von keinem anderen Gedanken beseelt waren als — Frieden in Ehren, ein Vermächtniß, das heilig gehalten werden wird.

Aber es ist nicht nur der siegreiche Gründer des Reiches, der im Herzen der Mitwelt leben wird; es ist der liebeerfüllte Landesfürst, der in Gradheit und Einfachheit das Beste seines Volkes erstrebt hat, der fürsorgliche Staatsmann, der ein warmes Herz hatte für alle Nothleidenden und Enterbten, der weitblickende Herrscher, der in den entscheidenden Fragen die Werkzeuge für seine Pläne zu finden wußte, der hochsinnige und erleuchtete Geist, der Künsten und Wissenschaften gegen alle Anfechtung die Freiheit ihrer Entwickelung unverschränkt erhalten. Und auch die persönliche Selbstüberwindung wird unvergessen bleiben, mit welcher Kaiser Wilhelm, um seinem Vaterlande die Grundlagen seiner Kraft zu sichern, mancher lieb gewordenen, von Alters her überlieferten Anschauung entsagte, um die deutsche Politik in die Bahnen zu leiten, welche allein zum Segen führen. Im Thun wie im Lassen ein Muster

der Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue bis in seine letzten Lebenstage, fährt Kaiser Wilhelm in die Grube, durch sein edles Beispiel seinem Volke ein unschätzbares Erbtheil hinterlassend.

Groß als Staatsmann und Feldherr, als Staatengründer und erster Bürger des Staates, war Kaiser Wilhelm — um oft Gesagtes an diesem letzten Tage nochmals zu bezeugen — nicht minder groß als Mensch. Die Liebe, welche er seiner Umgebung bewährte, die Wärme, mit der er geleistete Dienste anerkannte, die Zuthunlichkeit gegen den Geringsten im Volke waren eben so menschlich schön wie die Sittenreinheit seines Familienlebens. Wer wollte nicht die rührende Treue bewundern, mit welcher Kaiser Wilhelm seine verdienten Rathgeber und Helfer ebenso an sich fesselte wie seine Diener alle. Wer hätte nicht sein Herz höher schlagen fühlen bei der Freundlichkeit, mit welcher der alte Kaiser die Grüße zu erwidern nicht müde wurde, die ihm die Bürgerschaft unablässig entbot, und wer empfände nicht, wenn er jetzt an dem historischen Eckfenster vorüberschreitet, eine schmerzliche Leere, an die sich das Herz nur schwer gewöhnen will. Dankbar gedenken wir des Vertrauens, welches Kaiser Wilhem seinem Volke auch damals erhielt, als ruchlose Hände sich gegen ihn erhoben hatten. Es geht eine Trauer durch das Volk, wie um einen Vater, und wenn sich über den sterblichen Ueberresten des ersten deutschen Kaisers die kühle Gruft geschlossen hat, werden seine Bürger zu ihm pilgern wie zu einem Tempel, das Gelöbniß der Liebe und Treue zu erneuern.

Liebe und Treue und Dankbarkeit folgen ihm über das Grab hinaus, und sein Geist wird lebendig bleiben in seinem Volk. Das letzte Lebewohl an den Heldenkaiser, der als Jüngling den tiefsten Fall des Vaterlandes gesehen, als Greis den höchsten Glanz des Reiches geschaffen, verbindet sich mit dem inbrünstigen Vorsatze aller deutschen Stämme, den Herrscher in seinem Werke zu ehren, treu und fest zu stehen zu Kaiser und Reich, immer kriegsgerüstet, doch immer friedliebend, immer einig und unzertrennlich vom Memel bis zum Bodensee, vom Fels zum Meer. Kaiser Wilhelm wird dem deutschen Volke alle Zeit als die Verkörperung der nationalen Idee erscheinen, und es wird kommen, wie der Dichter von ihm gesungen,

. . . . . daß auf der Begeisterung Wogen
Stets hoch einherzieht Kaiser Wilhelms Namen!
Es gleicht die Ernte dem gestreuten Samen!

„Voss. Ztg." v. 16. 3. 1888.



Des Kaisers letzter Gang.

Wie ein heiliger Schauer geht es durch die ganze Welt, des Tages Pulse stocken, das Leben hält den Athem an, nach einer einzigen Richtung wenden sich alle Blicke, zieht es alle Herzen und Gedanken mit widerstandsloser Gewalt, Großes und Unbeschreibliches ereignet sich dort, dem zum Ende sich neigenden Jahrhundert geht sein Held voraus, der ihm den Inhalt und die Weihe gegeben — das deutsche Volk geleitet seinen Kaiser zu Grabe. Der ganze Erdball ist in schwarzen Flor gehüllt, und verfinstert scheint die

Sonne, die dem Scheidenden unwandelbar auf dem Wege des Rechtes zum Sieg vorangeleuchtet. Ringsum des Todes düstere, hoheitvolle Majestät, des letzten Glanzes trüber Prunk und Pomp, er aber, dem dies alles gilt, schlummert auf seinem harten Bett, umhüllt von dem schlichten grauen Mantel, in dem er sein Leben lang Posten gestanden für die Wohlfahrt und Größe seines Volkes und den Frieden der ganzen Welt.

Dreimal ist der Friedfertige dieselbe Straße hereingezogen in seine jauchzende Hauptstadt als Sieger aus blutigem Krieg, die heut ihn hinausfährt auf Nimmerwiederkehr in die stille Gruft, den Sohn zu den geliebten Eltern. Aber des Gerechten Werke gereichen Allen zum Segen, stets hat er den Sieg auch für den Besiegten errungen und sie zur Dankbarkeit verpflichtet, während er ihnen die Bewunderung abnöthigte, und wie viel er auch zurückgelassen, ein Feind hat ihn nicht überlebt. Voll und rein, wie hehrer Glockenklang, tönt sein Andenken zu der Nachwelt hinüber. Alle haben sie ihm gehuldigt, die Größten und Mächtigsten der Welt, in dem sie den vollendetsten Ausdruck, den erhabensten Hüter und Wächter aller Größe und Macht verehrten, alle haben sie ihn geliebt, die Kleinen und Geringen, die Armen und Bedrückten, zu dem sie emporblickten, wie zu dem Hort aller Gerechtigkeit, Milde und Güte, und ihr Vertrauen zu dem Vater auf Erden war nicht minder fromm, als ihr Gebet zu dem himmlischen Vater.

Und sie Alle folgen in seinem Zuge, die mit dem Diadem Geschmückten wie die Fröhner der Dornenkrone, die ruhmreichen Gefährten seiner Waffenthaten, die Gehilfen seiner Friedenswerke, sein ganzes Volk und Sendboten der gesammten Welt. Er ist Allen gestorben, der erste deutsche Kaiser.

Aber unmittelbar hinter seinem Sarge schritt eine Gestalt einher, Licht und Glanz über alles ausstrahlend, den schönsten aller Kränze hielt sie über dem Haupte des Todten, als habe er sich aus den Wolken herniedergesenkt und schwebe wie ein heiliges Wahrzeichen zwischen Himmel und Erde. Bitterer Ernst lag auf ihren verklärten Zügen, aber aus dem Schatten der Wehmuth trat ein zuversichtliches Lächeln gleich einem lichten Strahl hervor. Und hat ihn auch kein sterbliches Auge erblickt, das deutsche Herz ahnte und fühlte es, daß er den deutschen Kaiser auf seinem letzten Gange geleiten werde, den er auf jeden Schritt geführt und behütet, der Genius der deutschen Nation. Ein Trauriger, aber kein Leidtragender. Er hat den deutschen Kaiser nicht aus dieser Welt der Wirklichkeit gerettet, um ihn in eines Felsens Spalte einzuschließen und neben dem geborgenen Kleinod sich selbst zum langen Schlummer hinzustrecken, entgegenträumend fernen Zeiten, welche die versunkene Herrlichkeit zu neuem Leben erwecken werden.

Der Genius der deutschen Nation lebt und wacht, der todte Held war es, der ihn aufgeweckt aus dem Schlaf langer Jahrhunderte, der, ein reiner Ritter, mit der gottbegnadeten Zaubergewalt seines unfehlbaren Schwertes das Felsenthor gesprengt und die deutsche Kaiserkrone wieder im Sonnengold des hellen Tages vor der geblendeten Welt erglänzen ließ. Mitten unter seinem Volke wird er gebettet, sein Grab ist ein Wallfahrtsort für alle Deutsche, aber er hat seine Krone nicht mit hinabgenommen, sein Schwert liegt nicht zerbrochen auf seinem Wappenschilde — der deutsche Kaiser lebt, nicht wie ein heimlicher, schöner Hoffnungstraum, nein, eine unzerstörbare Wirklichkeit in der Fülle gebieterischer Kraft und Macht. Er lebt in den Herzen des deutschen Volkes und im Deutschen Reiche, das mit dem edelsten und heiligsten Blute deutscher Herzen aufs Neue zusammengefügt ist, und diesmal für die Ewigkeit.

Das ist des Todten Werk und Vermächtniß. Voll Ehrfurcht und Trauer hat der Genius der deutschen Nation die Fackel gesenkt, aber hoch und stolz erhebt er sie wieder zur Leuchte des Friedens und der Freiheit für sein Volk und für die ganze Welt!

Du aber, todter Kaiser, der uns all dies Herrliche geschaffen und verlassen, schlummere sanft! Viele Liebe und endlose Dankbarkeit hat Dich gebettet, fast reicht sie an die Größe Deiner Thaten und Deines Ruhmes hinan. Auch unsre Augen, die heiße Thränen Dir nachgeweint, werden sich schließen, auch unsre Herzen, die mit unerschütterlicher Anhänglichkeit und freudiger Bewunderung für Dich geschlagen, werden brechen, und von Allen, die Deines Wandelns und Wirkens Zeugen gewesen, wird bald kein einziger mehr übrig sein. Du aber wirst ewig leben und von Geschlecht auf Geschlecht mit Deinem Namen Deinen Segen vererben. Du, dem kein Lebender widerstanden, hast selbst den Tod überwunden, auch Dein letzter Gang durch Dein treues Volk war ein Siegeszug —

ein Siegeszug in die Unsterblichkeit!

„Freisinnige Ztg." v. 16. 3. 1888.



Zur Gruft!

Fast siebzehn Jahre sind verflossen, seit zum letzten Male unter der glorreichen Regierung des Monarchen, den wir heut zur ewigen Ruhe geleiten, die Linden im Glanz der Via Triumphalis strahlten.

Der Krieg, welchen Frankreich der deutschen Nation aufgezwungen, war von dieser unter Führung des greisen Königs von Preußen, dem alle Fürsten Deutschlands treu zur Seite standen, von dem begeisterungsvollen, todesmuthigen Volk in Waffen siegreich zu Ende geführt worden.

Deutschland war geeint, König Wilhelm von den deutschen Fürsten aus eigener, freiester Initiative zum Kaiser ausgerufen und als solcher in seine Hauptstadt zurückgekehrt.

Der erste deutsche Reichstag hatte eine Session beendet, welche bewiesen, daß die herrlichen Thaten der deutschen Heere innigen Dank im ganzen Lande gefunden, ohne daß dieses durch den Kriegsruhm und die politischen Erfolge berauscht worden wäre.

Am Tage nach dem Schlusse der Session erfolgte der Einzug der Truppen, bei welchem alle Truppentheile des deutschen Heeres vertreten waren. An der Spitze der Armee ritt Kaiser Wilhelm, umgeben von seinen Mitkämpfern und Rathgebern, welche damals noch vollzählig waren: dem Kronprinzen, unserm heutigen Kaiser, und dem Prinzen Friedrich Karl, den der Tod im besten Mannesalter ereilt, dem bei der Eröffnung des Reichstages, welcher auch der Festlichkeit beiwohnte, gefürsteten Bismarck, dem Feldmarschall Moltke und dem Grafen Roon und so vielen anderen Männern, welche ihre Namen in die Tafeln unserer Geschichte eingezeichnet haben.

In freudigem, hellem Farbenschmuck prunkte die Straße, blähten sich Fahnen und Velarien, und die Häuser selbst schienen, reich geschmückt und reicher belebt von jubelnden Zuschauern, an dem Feste theilzunehmen, das seinen Abschluß mit der Enthüllung der Reiterstatue Königs Friedrich Wilhelm III., des Vaters Kaiser Wilhelms, im Lustgarten fand.

Im Lustgarten, wenige Schritte vom Dom, von welchem heute in der Mittagsstunde des 16. März sich ein unendlicher Trauerzug ergießt, der den Sohn des Monarchen, welcher sein Preußenvolk in den Befreiungskriegen geführt, durch eine stille, florumwehte Trauerstraße zum Brandenburger Thor geleitet, der Siegesgöttin entgegen, unter deren Wagen der todte Held so oft in seine Hauptstadt zurückgekehrt ist, und weiter, an der goldenstrahlenden Siegesgöttin, welche auf dem Metall der von ihm und seinen Heeren dem Feinde im blutigen Kampfe genommenen Spolien mit gewaltigen Fittigen schwebt, vorüber durch den noch vom Winter in eisigen Banden gehaltenen Thiergarten nach der endlichen Ruhestätte, dem Mausoleum, in welchem der Sohn Friedrich Wilhelms III. und der unvergeßlichen Luise, deren kühnste Hoffnungen er weit über alles menschliche Ermessen erfüllt hat, an der Seite seiner vielgeliebten, frommgeehrten Eltern seinen Platz finden wird.

Wer ist im Stande auszusprechen, was in diesen feierlichen, ernsten Augenblicken die Hunderttausende beseelt, welche an dieser Trauerfeierlichkeit Theil nehmen: Herrscher fremder Staaten, Vertreter anderer, die Bundesfürsten, Alles was Deutschland an hervorragenden Männern in Krieg und Frieden besitzt, bis zu dem einfachen Soldaten, welcher an jeder Stelle des langen Zuges erscheint, und der Jugend, die durch Studenten und Turner neben dem Manne der bürgerlichen Arbeit im Spalier, das dem Trauerzuge seine ruhige Entfaltung sichert, an bescheidener Stelle dem theuren Todten ihre letzte Huldigung darbringt.

Ein Leben von mehr als neunzig Jahren, eine Regierung von mehr als einem Vierteljahrhundert, endlich diese letzten siebzehn Jahre, seit der Kaiser an der Spitze des sieggekrönten deutschen Heeres in seine Hauptstadt wieder einzog, ihr und dem ganzen Lande eine Aera des Friedens und des Wohlergehens bringend, an deren Dauer damals wohl kaum Jemand zu glauben gewagt hätte und für die er unermüdlich gearbeitet und gewacht, an der Spitze seiner Truppen, im stillen Arbeitskabinet, im Sommer, wenn er in stärkender Luft und heilkräftigen Bädern Erholung suchte, ja selbst auf dem Kranken- und Leidensbette, auf das ihn ruchlose That geworfen — Alles das wird an dem geistigen Auge von Hunderttausenden naher, Millionen ferner Theilnehmer vorüberziehen, für Jeden im Vordergrunde dasjenige, was ihn selbst am Nächsten berührt hat.

Vor dem Höchsten verschmilzt in Eins, was der schwache Mensch sich nur als Gegensätzliches zum Bewußtsein zu bringen vermag: Glück und Unglück, Furcht und Hoffnung, Freud und Leid, Jubel und Schmerz. Nicht von einer Höhe des Glücks in einen Abgrund des Elends sind wir von jener Jubelfeier des 16. Juni 1871 zum heutigen Tage, dem 16. März 1888 gestürzt, sondern es ist Alles ein großes Eins, eng zusammengeknüpft durch das, was menschlicher Wille und menschliche Thätigkeit unter dem Einfluß unerforschlicher höchster Bestimmung und Ordnung erreicht, und der heutige Tag nur ein Abschluß, wie ihn die Vergänglichkeit alles Irdischen mit sich bringt.

Ein Tag der Trauer, in dem aber Alles in dem hellsten und edelsten Glanze erstrahlt, was der gewaltige Herrscher, den wir heut zu Grabe tragen, für sein Volk und vornehmlich für Alle, die das Glück gehabt, mit ihm zu leben, gethan hat. Trauer, tiefe, ehrfurchtsvolle Trauer schulden wir dem großen Monarchen, der so eben zu seiner letzten Ruhestätte geführt worden ist, seinem Andenken schulden wir den festen Entschluß, in unablässiger Arbeit, selbstlos, einig, unveränderlich das Ziel vor Augen zu halten, sein Werk, das

große, mächtige, geachtete Deutsche Reich ungeschmälert zu erhalten, und, Thränen im Auge, mahnen wir selbst uns, doch die Herzen nach oben zu richten: Sursum corda!

Die „Post“ v. 17. 3. 1888.



An dem heutigen Tage, wo der lange Trauerzug sich nach Charlottenburg, der Heimstätte der Eltern, bewegt, bereitet sich in allen deutschen Gauen, ja, in allen Theilen der Welt, wo Deutsche wohnen, eine Kundgebung vor, wie die Geschichte ihresgleichen nicht kennt. Man hat den geschiedenen Kaiser mit Cäsar, mit Karl dem Großen, mit Napoleon verglichen. Die Fehler all dieser historischen Haftpunkte wurzeln in dem Wandel der Zeiten. Jedes Geschlecht ist ein Kind des Jahrhunderts, das es großzieht, und die Römer Cäsars, die Germanen des großen Karl und die Franzosen Napoleons I. waren durchaus anders geartet als die Deutschen, welche unter Führung des Kaisers Wilhelm ihr Herzblut für den Gedanken eines geeinigten Deutschlands verspritzten. Das neunzehnte Jahrhundert ist gesäugt mit der Milch der Aufklärung, die den Deutschen weit inniger und tiefer durchdrungen hat, als ihre Erfinder und Verbreiter, die Franzosen. Das deutsche Volk hat sich durch Bürgerkriege und tiefgreifende Wirren durchgerungen zu der Freiheit, die seiner Entwicklung gebührt, und diese Freiheit hat es in die Form der constitutionellen Monarchie gekleidet. Die urwüchsige Kraft der Halbbarbaren, welche Karl der Große gängelte, bedurfte des festen Zaunes, den sein ausschauender Geist ihnen anlegte; um das Deutschland unserer Tage durch Kampf und Sieg zur Einigkeit zu führen, um das durch Blut gekittete Band im Frieden zu härten, dazu war ein anderer Mann noth, und einen solchen schenkte die Vorsehung dem deutschen Volke in seinem ersten Kaiser. Wilhelm I. sagte nicht wie der französische Ludwig: der Staat bin ich; er hatte den Wahlspruch Friedrichs des Großen zu dem seinen gemacht, der nichts sein wollte als der erste Diener seines Staates, und er hat diese Richtschnur den Aenderungen und den Entwicklungen der Zeit entsprechend, in der er lebte, umgestaltet, denn Kaiser Wilhelm ist in Wahrheit der erste Diener seines Volkes gewesen. Unser Kaiser Wilhelm war wie kein anderer ein Kind unseres Jahrhunderts, er ist als gelehriger Beobachter dem aufstrebenden Ringen des deutschen Volksgeistes gefolgt, er hat dessen Bedürfnisse mitempfunden und er selbst, wir alle wissen es, rechnete es sich zur höchsten Ehre an, daß er berufen war, diesem Sehnen endlich Form und Gestalt zu geben. Dieses gegenseitige vertrauensvolle Verständniß war es, was die Bande zwischen dem Fürsten und dem Volke so fest geschlungen hat, so unzerreißbar fest, daß sie fortan Alldeutschland nicht nur an die Person des Herrschers, sondern an den deutschen Kaiserthron für alle Zeiten fesseln. Darin liegt auch das große Herrschergeheimniß, welches er seinen Nachfolgern vererbt hat; es ist auf seinen erhabenen Sohn Kaiser Friedrich übergegangen, und jeder Deutsche lebt des festen Vertrauens, daß es nachwirken wird bis auf die fernsten Geschlechter.

„Kölnische Ztg.“ v. 16. 3. 1888.



Am Tage der Beisetzung.

Kaiser Wilhelm wird heute um die Mittagsstunde zu seinen Vätern versammelt. Alldeutschland hat sich zu diesem Tage in eine Stätte der Trauer verwandelt. Unsere Städte und Dörfer haben Trauerschmuck angelegt, von den Giebeln wehen schwarze Fahnen, Glockengeläute ruft die Bürger zum Gotteshause, unserer Jugend, die so Großes miterleben durfte, wird an der Stätte ihrer täglichen Arbeit das Bild des Heldenkaisers in die Seele geprägt. Unsere Dichter und Redner wetteifern im Preise des Dahingegangenen. Wo deutsche Herzen schlagen, hat heute kein anderer Gedanke Raum als das Gedächtniß des theueren Entschlafenen. Was ist es, das dem Kaiser Wilhelm eine so unbegrenzte Liebe gewonnen hat, der es nun Bedürfniß ist, in allen erdenklichen Kundgebungen der Trauer sich zu erschöpfen? In der Persönlichkeit, deren sterblicher Theil heute beigesetzt wird, hat sich das Ideal eines deutschen Kaisers verkörpert, wie selten ein Ideal auf Erden sich verwirklicht. Genau so, wie er lange, lange in den sehnsüchtigen Träumen der Deutschen lebte, ist er zur rechten Stunde seinem Volke erschienen. Vergebens würde man sich besinnen, welcher Zug etwa fehlte zum Bilde des Herrschers, von dem wir die Wiederaufrichtung unseres Kaiserthums erhofften. So waren die Kräfte und Tugenden in ihm gemischt, daß er Allen ohne Ausnahme, den Großen und Geringen, Jung und Alt, dem Kriegsmann, dem Bürger, dem Mann der harten Arbeit als der rechte Held und Vater des Vaterlandes erschien. Vor Allem ein gewaltiger Herrscher, ein Mann des Krieges und Sieges, aber zugleich ein Friedensfürst, der die gewaltige Macht, die er seinem Reiche errungen, nur dazu gebrauchte, die friedliche Arbeit seiner und aller Völker zu schirmen. Ein Herrscher voll kraftvoller Majestät bis ins höchste Greisenalter, unter seinesgleichen neidlos als der erste verehrt, aber zugleich ein freundlicher, gütiger Herr, einfach in seinen Lebensgewohnheiten, anspruchslos, streng gegen sich selbst, demüthig, ein Freund der gedrückten Leute, denen zu helfen zuletzt sein fast ungeduldiger Ehrgeiz war. Der mit seinen Rathschlüssen über die Geschicke des Welttheils zu entscheiden hatte, war in seinem Wesen von einer schlichten Einfachheit, die jedem Bürger verständlich, selbst unseren Kindern vertraulich war. Unbeugsam, wo er wußte, daß sein Wille gleichbedeutend war mit der Rettung des Vaterlandes, kam er zugleich den Forderungen der Zeit weise entgegen, und unter ihm erhielt Deutschland eine Verfassung, die es mit einem Mal den freiesten Völkern gleichstellte. Wenn man von irgend einem Menschenleben sagen darf, daß es vollkommen war, so war es das unseres ersten Kaisers, — vollkommen auch darin, daß ihm dem Sterblichen ein volles Maß von Herzeleid zugetheilt war. Vollkommen aber auch in dem Sinne, daß es ihm vergönnt war, ganz sich auszuleben und die Aufgabe, die ihm in der Geschichte gestellt war, zur Bewunderung seiner Zeitgenossen zu Ende zu führen. Vollkommen endlich in dem Sinne, daß er noch die Früchte seines Wirkens sehen durfte, erfahren durfte, daß das Werk, das nicht ohne Waffengewalt durchzuführen war, seine feste Begründung erhielt in der Liebe unseres Volkes und in der Achtung aller Völker. Ein Reichthum von Segen ist von diesem Menschenleben ausgegangen und bleibt ein beständiger Antrieb zu dankbarem Gedächtniß. Nur Wenigen aus unserer Heimath ist es heute vergönnt, an den letzten Ehren für den todten Kaiser Theil zu nehmen: den Vertretern unseres Königlichen Hauses und des Heeres, Abgesandten unserer Landeshauptstadt, der Stadt Ulm, unserer akademischen Jugend. Mit ihnen aber sind die Herzen des ganzen schwäbischen Volkes!

„Schwäbischer Merkur" v. 16. 3. 1888.

„Lebe wohl!“

Und ist es noch dieselbe Welt, wie sonst,
Die jetzt im schwarzen Pomp des Todes prangt?
Noch steht auf seiner Höh' der große König,
Vom Brandenburger Thore eilt der Fremde
Zum Haus, das Jedermann in Deutschland kennt,
Zum Fenster, das mit seinem lieben Bild
Schon Jeder sah, war's nicht in Wirklichkeit,
So doch im Traum. Doch dieses ist verhängt,
Die Purpurfahne weht nicht mehr vom Dach,
Und ernst ist jede Miene rings umher;
Noch einmal fährt der Kaiser hier vorbei.
Doch nicht allein: im feierlichen Zug,
Von seinen Treu'n begleitet, seinen Theuren,
Und noch einmal grüßt ihn sein treues Volk,
Und mancher denkt der Tage, die dahin,
Sie leben all' noch einmal vor ihm auf,
Und zu sich spricht er: Ist es wirklich wahr,
Erlebt' ich Alles dies? Noch seh' ich sie,
Wie sie vom fernen Schleswig wiederkamen
Und nach so langen deutschen Schmerzensjahren
Des Dänen Uebermuth bezwungen war.
Noch seh ich sie, wie sie von Böhmen kehrten,
Den König hoch zu Roß, im Silberhaar,
Doch noch ein Jüngling, wie er freundlich grüßte,
Und des bekehrten Preußenlands sich freute,
Das herzlich schwer ihm diesen Sieg gemacht,
Weit schwerer, als der tapf're Feind es konnte.
Und wieder war ein Riesenkampf gestritten,
Gab's einen Kaiser weniger auf Erden,
Ein unheilvoller Name war verklungen,
Der einst Luisens zartes Herz gebrochen.
Doch, Heil! ein neuer Kaiser war gekommen
Ein Jüngling-Greis, der Deutschen rechter Fürst,
Sinnbild von unserm neugebor'nen Reich,
Das dennoch alt. Was für ein Tag war dies!
O daß von oben ihn die Väter sah'n,
Held Blücher diesen Jubelruf vernahm,
Des „Vorwärts!“ endlich an sein Ziel gelangt.
Doch wechselvoll bleibt Menschenschicksal stets,
Dem frohen Tage muß der düst're folgen,
Das laute Jauchzen wird zum stillen Weinen,
Und Stolz zur Reue! O wie bangend stand
Das Volk im stummen Schmerz um dieses Haus,
Ob Gott noch einmal wolle gnädig sein,
Die Wunde heilend, welche Bosheit schlug,
Damit so Großes nicht geschehen möge,
Ohn' daß es Theil hätt' an dem Erdenloos,
Undank zu ernten statt erhofften Danks.

Und Gott war gnädig. Und es kam die Stunde,
Da flatterten die Fahnen wieder froh,
Da scholl ein brausend Jauchzen durch die Straßen,
Der greise Kaiser stand auf seinem Thron,
Verwundet zwar im argen Krieg der Zeit,
Doch aus vernarbten Wunden fließt kein Blut.
Ein Quell der Wohlthat und der Liebe wurden
Sie seinem Herzen. O ihr stummen Häuser,
O ehr'nes Denkmal, alte Lindenbäume,.
Wie viel könnt ihr der Nachwelt einst erzählen,
Wie viele Menschen habt ihr doch geseh'n,
Die stolz und glücklich waren, und aufschauend
Zum Helden, welchen sie den Ihren nannten,
Sich Deutsche fühlten und doch Preußen waren,
Sich preußisch fühlten und doch Deutsche hießen,
In einem Ruf verschmelzend ihre Seelen,
Des Volkes bestem Ruf „Heil Kaiser Wilhelm!"
Nun wird der große Ruf nicht mehr erschallen,
Und wenn er selbst sich auf die Lippen drängt,
Es läßt der Schmerz ihn nicht zu Worte kommen,
Als könnt' im Schlafe stören er den Helden.
Es spricht allein die Thräne; was sie sagt,
Ist kurz und doch unendlich viel: Lebwohl!
Schlaf sanft nach Deiner Arbeit, großer Kaiser,
Du bist der Gründer uns'res Reichs gewesen,
Sei denn in Zukunft sein verklärter Schützer,
Sei unser Held, bei dem wir Alle schwören,
Sei Deutschlands Hort in alle Ewigkeit.
Einst trugst Du blut'ge Wunden für Dein Volk,
Dein Volk ist selber nun für Dich verwundet,
Daß es von seinem Kaiser scheiden muß.
O möcht' ihm seine Wunde gleich gedeih'n,
Wie einst sie Dir zu unserm Segen ward;
Ein Quell der Wohlthat werd' uns dieser Schmerz,
Daß uns're Liebe daran wachsen möge
Zu Gott, zum Vaterlande und zum Kaiser.
Und geh'n in Zukunft einst wir diesen Weg,
Den heut' der Kaiser zieht zum letzten Mal,
O denkt bei diesem Denkmal, diesem Haus,
Denkt, wenn die Linden wieder fröhlich grünen,
Welch' einen Kaiser Ihr besessen habt
Und was Ihr Euch an diesem Tage schwort,
Und pilgert dann zu jenem Heiligthum,
Wo der gekrönte Greis zum Kind geworden
Und wo das Kind die Mutter wiederfand.

„Deutsches Tagebl." v. 17. 3. 1888. Hans Herrig.





Kaiser Wilhelms Leichenbegängniß.

Freitag, den 16. März 1888.

(Nach dem Berl. Börs.-Courier, der Nordd. Allg. Ztg., der National-Ztg. und dem Reichs-Anzeiger.)

Noch einmal zieht er dem Volke voran,
Voran seinem trauernden Heere,
Das einst er geführt am Tag von Sedan,
Am Tage schmachlöschender Ehre. — —
Nun decket den Alten der schweigende Schrein;
Noch einmal hebt laut sich die Klage.
Ja, klage, mein Volk, schwer leidest du Pein;
Ja, klage, doch nimmer verzage! — —

Der Wipfel zerbrach, doch die Eiche steht
Mit eisernen Wurzeln im Grunde.
Noch rauschen die Blätter, ein Raunen geht
Von kommender Siegeskunde.
Du lebst noch, mein Deutschland, das Mark unverdorrt,
Treibst neue und blühende Reiser,
Du lebst noch und mit dir lebt fort und fort
Dein Kaiser, dein herrlicher Kaiser.

„Tägl. Rundschau" v. 16. 3. 1888. J. K.

VALE SENEX IMPERATOR!

Auf dem schwarzumhüllten Siegesbogen des Brandenburger Thores, der so oft den Eingang einer Sieges- und Triumphesstraße, diesmal den Abschluß der Trauerstraße bildete, die des Reiches Hauptstadt ihrem scheidenden Kaiser errichtet hatte, leuchtete hoch oben in kolossalen weißen Lettern auf schwarzem Grunde weithin sichtbar die ergreifende Inschrift:

VALE SENEX IMPERATOR!

„Fahre wohl, greiser Kaiser!" Ganz Deutschland rief die Worte dem Verewigten nach, ganz Deutschland hatte Herz und Aug' an diesem Tage nach Berlin gerichtet.

Der 16. März, heißt es in der Betrachtung des „Berl. Börsen-Courier", ist bestimmt, in der Reihe großer, ernster Gedenktage der Stadt Berlin einen der hervorragendsten Plätze einzunehmen. In den zwei Jahrzehnten, die sich Berlin nun im Mittelpunkte europäischer Politik und öffentlichen

Lebens behauptet, hat die Hauptstadt des Deutschen Reiches manch großen, bedeutsamen Tag gesehen, hat sie mehr als einmal die Blicke der gebildeten Welt auf sich vereinigt. Aber niemals noch schien alles Blut der Residenz so sehr nach dem Herzen der Stadt, nach den Linden zu drängen, niemals noch stockte aller Athem so vollständig, vereinigte sich alles Leben so ganz auf diesem einen Punkte wie an diesem Tage. Eine Vereinigung von Fürsten und ihrer vornehmsten Vertreter zog die Linden entlang, die Beherrscher der meisten deutschen Bundesstaaten, die künftigen Kaiser von Oesterreich, Rußland, die Könige von Rumänien, Belgien, die Thronfolger einer Reihe anderer Staaten, sammelten sich hier um den Sarg des ersten Kaisers im neuen Deutschen Reich. Noch nie hat ein Schmerz in der Welt eine gleiche Theilnahme gefunden, und das verlieh ihm eine Erhabenheit, die Alle mit Weihe und Würde erfüllte. Der 16. März 1888 gehörte im ganzen weiten Europa der Stadt Berlin, die Theilnahme aller Nationen gehörte der Feier der Beisetzung des ersten deutschen Kaisers.

Der Ausdruck der Gemüthserregung, — berichtet die „Nordd. Allg. Zeitung" von dem Tage — welcher sich der hauptstädtischen Bevölkerung bemächtigt hatte, seitdem die Trauerkunde in's Land gedrungen, daß der erste starke Schirmherr des Deutschen Reiches sich zur ewigen Ruhe begeben, des tiefsten Seelenschmerzes, welcher die Einwohnerschaft Berlins darniederbeugte, schien kaum noch einer Steigerung fähig. Und doch: Die Erregung, welche sich an diesem Tage in allen Schichten der Berliner Bürgerschaft geltend machte, übertraf alles bis dahin Dagewesene. Man muß das an diesem Tage gänzlich veränderte Bild der Millionenstadt selbst gesehen haben, um einen Begriff von dem Grade der Liebe zu erhalten, mit welchem die Bürger der deutschen Reichshauptstadt, Groß und Klein, Vornehm und Gering, an ihrem Kaiser hingen; man muß die bekümmerten Mienen, die zitternde Erregung der tief in Schwarz gehüllten Menschenmassen gesehen haben, um zu erkennen, wie unauslöschlich die Dankbarkeit ist, welche die Berliner dem hohen Verblichenen über's Grab hinaus weihen. Das Bewußtsein, daß ein großes, herrliches Leben zu Ende gegangen, daß eine erhabene, weltgeschichtliche Persönlichkeit, eine hehre Herrschergestalt zu den großen Ahnen des Hauses Hohenzollern einkehren sollte, beherrschte ganz die Gemüther der vielen Tausende, welche es für ihre selbstverständliche Pflicht hielten, dem unvergeßlichen Monarchen die letzte Ehre zu erweisen und seinem unter blüthenreicher Pracht verschwindenden Sarge mit schmerzerfüllter Seele den letzten Thränenblick nachzusenden. Nicht Neugierde und die Sucht nach Schaugepränge zog diese gewaltigen Volksmassen herbei, sondern tiefer, alle Volksschichten gleichmäßig durchdringender Schmerz und Ehrerbietung gegen den großen Todten. Ganz Berlin glich einem gewaltigen Todtenhause, die Berliner Einwohnerschaft einer großen Trauerfamilie, welche sich um den Sarg ihres Oberhauptes drängt, um in Wehmuth von ihm Abschied zu nehmen. „Es ruht die Stadt in Schweigen, ihr Tosen ist vorbei,

verstummt der Freude Reigen und stumm ihr Schmerzensschrei!" Jedes geschäftsmäßige Werkeltagstreiben war verbannt, feierliche Ruhe über das gesammte Erwerbsleben gebreitet. In allen öffentlichen Bureaux war der Dienst aufgehoben, die Schulen geschlossen, die Geschäfte verödet, die Arbeit in den Werkstätten ruhte, — der Tag gehörte ausschließlich dem dahingegangenen Kaiser.

In eine „Straße des Todes" war der Weg verwandelt, auf welchem der Kaiser zu seiner letzten Ruhe geleitet wurde, zu einer Trauerstraße umgeschaffen, deren düsterer und ergreifender Schmuck in erhebender Weise zu dem Ernst der Stunde stimmte. Es war die letzte Huldigung, die Berlin seinem größten Wohlthäter brachte. In diesem Werke, in dem sich das Leid Berlins in ergreifender Weise aussprach, in der wirklich großartigen und würdigen Form, in welcher diese Riesenaufgabe von der Stadtgemeinde durch den Berliner Architektenverein in bereitester Opferwilligkeit seitens aller Mitwirkenden in zweimal vierundzwanzig Stunden gelöst war, hat die Stadt in würdigster Weise zugleich sich selbst geehrt. Es war ein Weg, wie ihn liebevolles Empfinden erdacht, wie ihn die von begeisterter Hingabe an ihre Aufgabe beschwingten Hände allein herzustellen vermochten. Eine genaue Schilderung im Einzelnen muß des beschränkten Raumes wegen unterbleiben, auch wäre die eingehendste Schilderung nicht im Stande, ein anschauliches Bild zu geben dem, der diese ergreifende Trauerstraße nicht mit eigenen Augen geschaut, noch weniger aber, den herzbewegenden Eindruck derselben wiederzugeben: „Es ist der Weg des Todes, den wir schreiten, mit jedem Schritt wird meine Seele stiller." — Schwarz, wohin das Auge schaute, schwarzwallende Fahnen und schwarze Wimpel, schwarzbehangene Altäre mit rauchenden Opferbecken, hochragende thurmartige Aufbauten mit Traueremblemen und Inschriften, Trauerkapellen und Baldachine, Alles in düsteres Schwarz gekleidet, dazu der ganze lange Weg mit grünen Tannenreisern, wie mit einem Teppich bedeckt; die grünen Tannengewinde um die schwarzen Säulen, die Silberstreifen und Borten, die von dem dunkeln Hintergrund sich abhebenden schneeweißen Initialen des heimgegangenen Kaisers, sie alle trugen dazu bei, den Grundton und die Grundfarbe desto wirksamer hervortreten zu lassen. Das durch Flor gedämpfte Licht der am hellen Tage brennenden Laternen, die vom Winde bewegten züngelnden Flammen der Feuer, dazwischen das milde Licht der elektrischen Lampen, die qualmenden Säulen der Theerbecken, deren Rauch sich wie eine Trauerwolke schließlich über das Ganze lagerte: das alles in seiner Gesammtheit übte eine Wirkung, rief eine Stimmung hervor, die durch Worte nicht zu beschreiben ist. Und hierzu nun die lebendigen Menschenmauern, tief in Schwarz; zunächst dem Trauerwege, diesen abgrenzend in schnurgeraden Linien, die Abordnungen der Genossenschaften, der Korporationen, der Studentenschaft, der höheren Schulen, alle mit umflorten Fahnen und umflorten Emblemen. Hinter diesen wieder die Tausende und Aber-

tausende treuer Herzen, die ihrem geliebten Kaiser das letzte Lebewohl sagen wollten. Und auf allen Gesichtern ein heiliger, düsterer Ernst, der kündete, daß nicht die Neugierde, sondern Herzenstheilnahme alle zusammengeführt hatte.

„Auf den Häusern, auf den Herzen
Liegt ein Schleier schwarz und dicht."

Als der Trauerzug vorüberging, überall stilles Weinen, lautes Schluchzen, deutlich vernehmbare Lebewohls. Wie rollende Schollen klang der dumpfe Trommelwirbel der voraufmarschirenden Truppen, er mahnte immer von Neuem noch aus weiter Ferne als ein letzter entschwindender Gruß des zur letzten Rast gehenden Kaisers an seine, wie er oft gesagt hatte, alle Zeit getreue Stadt.

Statt jeder weiteren Schilderung und Beschreibung mag der Bericht des „Reichs- und Staats-Anzeigers" vom 16. März 1888 über die Bestattung des Kaisers im genauen Wortlaute folgen:

In feierlichster des erlauchten Todten würdiger Weise fand heute Mittag die Beisetzung Sr. in Gott ruhenden Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm statt.

Um 11 Uhr erklang das Geläute der Glocken, und ihre klagenden Töne verkündeten der tieftrauernden Stadt, deren Bewohner trotz des strengen winterlichen Frostes in dichten Schaaren nach der Trauerstraße strömten, den Beginn der ernsten Feier.

Im Dome, wo die Leiche unseres erhabenen Kaisers seit Sonntag ihre Ruhestätte gefunden, versammelten sich um diese Zeit die Obersten Hof-, die Ober-Hof- und Hofchargen, um ihrem entschlafenen Herrn die letzte Ehre zu erweisen, den letzten Dienst zu thun. Das Podium, auf dem der Sarg stand, hatte sich in einen blühenden, duftenden Garten verwandelt; herrliche Blumenspenden wölbten sich zu einem Hügel. Um den Sarg herum lagen auf Kissen von drap d'argent die sichtbaren Hoheitszeichen der preußischen Könige, ehrwürdige Symbole ihrer Macht, ihrer Größe, ihrer glorreichen Geschichte: am Kopfende rechts die Krone von Preußen, links das Reichsszepter, in zweiter Reihe rechts der Reichsapfel, links das Reichsschwert, dann rechts das Reichsinsiegel, links die Kette des Schwarzen Adler-Ordens, zuletzt rechts der Kurhut, links das Kurschwert. Hinter der Krone nahm Oberst-Kämmerer Graf zu Stolberg-Wernigerode Aufstellung, während die Minister hinter die übrigen Tabourets traten. Am Kopfende des Sarges hielt der kommandirende General des Garde-Corps, General der Infanterie von Pape, das ruhmreiche Reichspanier der Hohenzollern, rechts und links bewacht von den beiden General-Adjutanten des Hochseligen Kaisers, die Ihm in Seinen letzten Lebensjahren am nächsten gestanden: dem Grafen Heinrich von Lehndorf und dem Fürsten Anton Radziwill. Die General-Adjutanten, die Generale à la suite und die Flügel-Adjutanten Kaiser Wilhelms fanden ihre Plätze am Fußende des Sarges auf der untersten Stufe des Podiums. Den Abordnungen der preußischen Regimenter, des bayerischen, sächsischen und württembergischen Regiments, die seit älterer und neuerer Zeit in dem dahingeschiedenen Kaiser ihren Chef verehren durften, reihten sich die Adjutanten an; neben ihnen die Deputationen

der Regimenter, welche fremde Souveräne dem erhabenen Herrn im Laufe der Jahrzehnte verliehen hatten.

Als um 12 Uhr die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften im Gotteshause erschienen, fehlte unter denselben die erlauchte Frau, welche nahezu neunundfünfzig Jahre die treue Lebensgefährtin des Hochseligen Kaisers gewesen, Sein Glück und Sein Leid mit Ihm getheilt hat: Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Augusta. Kummer und Schmerz sowie die Rücksicht auf die eigene schwankende Gesundheit nöthigten die erhabene Fürstin, einer Pflicht zu entsagen, deren Erfüllung Ihr sicher innerstes Herzensbedürfniß war. In der Loge links vom Altar gruppirten sich um Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Victoria Ihre Majestät die Königin Elisabeth von Rumänien, Ihre Kaiserliche und Königliche Hoheit die Kronprinzessin, die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, die Prinzessinnen Victoria, Sophie und Margarethe, die Großherzogin von Baden, die Kronprinzessin von Schweden, die Landgräfin von Hessen, die Prinzessin Luise, die Prinzessinnen Friedrich Karl und Albrecht, die Herzoginnen Wilhelm und Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, die Prinzessin Irene von Hessen, die verwittwete Erbprinzessin von Anhalt, die Erbprinzessin Reuß j. L. und die Prinzessin Friedrich von Hohenzollern.

Vor dem Altar zog sich auf schwarzem Untergrunde eine Reihe von Sesseln hin, auf denen sich die Fürstlichen Herren ordneten. Der vornehmste Leidtragende dieser erlauchten Gruppe, Se. Majestät der Kaiser und König Friedrich, fehlte; Sein schweres Leiden und der dringende Rath Seiner Aerzte, Sich so viel wie möglich zu schonen, der Familie und dem Volke zu erhalten, hielten Ihn von der Feier, der gerade Er, der treue Sohn des besten Vaters, so gern beigewohnt hätte, fern. So bildete den Mittelpunkt der nunmehrige Thronfolger, Se. Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz, umgeben von Ihren Majestäten den Königen von Sachsen, der Belgier und von Rumänien. Nach rechts und links folgten ihrem Range gemäß die Prinzen des Königlichen Hauses und die zur Trauerfeier erschienenen Herren aus souveränen Häusern. Zu den ersteren zählten die Prinzen Heinrich, Friedrich Leopold, Albrecht, Georg und Alexander. Ihnen reihten sich an der Kronprinz Rudolf von Oesterreich, der Großfürst Thronfolger und die Großfürsten Nikolaus und Michael die Aelteren von Rußland, der Prinz von Wales mit dem Prinzen Albert Victor und dem Herzog von Cambridge, die Kronprinzen von Schweden, Griechenland, Italien und Dänemark, der Prinz Wilhelm von Württemberg mit dem Prinzen Nikolaus und dem Herzog Albrecht, der Prinz Georg von Sachsen mit dem Prinzen Friedrich August, der Prinz August von Portugal, Herzog von Coimbra, der Graf von Flandern, die Prinzen Ludwig und Leopold von Bayern mit den Herzogen Ludwig und Max Emanuel in Bayern, der Großherzog von Baden mit den Prinzen Wilhelm und Karl, der Großherzog und der Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar mit den Prinzen Hermann, Ernst und Gustav, der Großherzog und der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg Schwerin, der Großherzog von Hessen, mit dem Erbgroßherzog und den Prinzen Alexander und Heinrich, der Großherzog von Oldenburg mit dem Erbgroßherzog und dem Herzog Georg Ludwig, der Herzog und der Erbprinz von Anhalt, der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, der Herzog und der Erbprinz von Sachsen-Meiningen mit den Prinzen Ernst und Friedrich, der Herzog von Sachsen-Altenburg mit dem Prinzen Albert, der Prinz Christian zu Schleswig-Holstein, der Herzog Friedrich von Glücksburg, der Fürst von Hohenzollern mit dem Erb-

prinzen und den Prinzen Carl und Friedrich, die Fürsten Reuß älterer und jüngerer Linie, der Erbprinz Reuß jüngerer Linie, die Fürsten zur Lippe, von Schwarzburg-Rudolstadt, von Waldeck, der Erbprinz von Waldeck, der Fürst zu Schaumburg-Lippe mit dem Erbprinzen und dem Prinzen Adolf und endlich der Landgraf von Hessen-Philippsthal-Barchfeld.

Eine Reihe fremder Fürstlichkeiten bezeugten durch Absendung eines Offiziers oder Würdenträgers ihre herzliche Theilnahme an dem Trauerfall. So vertraten die Königin-Mutter von Bayern der Ober-Hofmeister Graf Pappenheim, den Landgrafen von Hessen dessen Adjutant, Rittmeister von Strahl, den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin der General-Lieutenant von Brandenstein, den König der Niederlande dessen General-Adjutant Vize-Admiral Jonkheer van Capellen, die Königin von Sachsen deren Ober-Kammerherr Graf Vitzthum von Eckstädt, den König von Schweden dessen Flügel-Adjutant Oberst-Lieutenant Uiqvist, die Königin-Regentin von Spanien der Gereral-Kapitän Don Quesada Marquis de Miravallès, den Sultan der türkische Botschafter in Wien, Sadullah Pascha, die Königin von Württemberg deren Oberst-Hofmeister Baron von Reischach, den Präsidenten der Französischen Republik der General Billot. Die drei freien Städte des Deutschen Reichs waren durch ihre regierenden Bürgermeister vertreten.

Das Schiff der Kirche füllte eine auserlesene Trauergemeinde. Leider fehlte der Reichskanzler Fürst von Bismarck*); anwesend waren der Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürst Hohenlohe, und die Ritter des Schwarzen Adler-Ordens. Zahlreich waren die landsässigen fürstlichen Häuser durch ihre Chefs vertreten; weiterhin wohnten der Trauerfeier bei: die Generale der Infanterie und Kavallerie, die Bevollmächtigten zum Bundesrath, die Präsidenten des Reichstages und beider Häuser des Landtages, die Ober-Präsidenten, die General-Majors, die Räthe erster Klasse, die Obersten und die in Regiments-Kommandeurstellung befindlichen Offiziere, die Räthe des Haus-Ministeriums, die Königlichen Kammerherren, die Deputationen der Reichs- und Landesbehörden, die Deputationen der sonst geladenen Körperschaften, die prinzlichen Hofstaaten und die Kammerjunker. Die Abordnungen der verschiedenen Offizier-Korps fanden hier gleichfalls ihre Plätze. Gegenüber der Königlichen Loge befanden sich auf der Tribüne die Mitglieder des diplomatischen Korps.

Als sich die Trauerversammlung geordnet hatte, begann die gottesdienstliche Feier, indem nach längerem Orgelpräludium der Geistliche Psalm 90, 2. 3. 10. 12 und Ev. Joh. 11, 25. 26 verlas. Der Domchor sang: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, „Christus, der ist mein Leben“. Der Geistliche verlas sodann Psalm 91, 14—16; 2. Tim. 4, 7. 8 und fuhr fort: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an!“ Darauf der Domchor: „Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ Nunmehr wurde das Eingangsgebet gesprochen, und die Trauergemeinde sang das trostvolle Lied: „Was Gott thut, das ist wohlgethan“. Dem Ober-Hofprediger D. Kögel fiel die Aufgabe zu, hier an geweihter Stätte die nachstehende Gedächtnißrede*) zu halten:

---

*) Der Fürst war durch Unwohlsein gehindert an der Feier theilzunehmen.

**) Diese Predigt, wie alle am Sterbelager und an der Bahre von D. Kögel gehaltenen Ansprachen und Reden überhaupt sind in einem besonderen Büchlein zusammen veröffentlicht worden unter dem Titel: „Am Sterbebette und Sarge Seiner Majestät des

„Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, der die Auferstehung ist und das Leben, die Liebe Gottes, der ein Gott ist nicht der Todten, sondern der Lebendigen, und die Gemeinschaft des heiligen Geistes, der ein Tröster ist der Leidtragenden, sei mit euch Allen! Amen! Lukas 2, 29—30: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen."

Wehklagend haben in diesen Tagen die Glocken von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf es angesagt, und jedes Deutschen Auge steht voll Thränen: der Vater des Vaterlandes, der Stolz und die Wonne unseres Volkes, der Schirmherr des Friedens, Deutschlands ritterlicher ruhmgekrönter Kriegsherr, unser gesegnet segnender König, des neu erstandenen Reiches erster Kaiser ist von uns geschieden. Mit der vereinsamten Kaiserin, die noch mit ihrer schwachen Hand die Hand des Sterbenden hielt und stützte und auf die der letzte Blick des Scheidenden gerichtet war; mit dem Kaiserlichen Sohn, der trotz eigenen Leidens aus der Ferne in unsere Mitte zurückgeeilt ist; mit der Tochter, die eben von der Todtenbahre ihres Sohnes sich erhob, um hier mit zu tragen, mit zu trösten; mit dem Königlichen Hause trauert mitverwaist ein ganzes Volk, in Lieb und Leid eine einzige Familie. Der 22. März, sonst ein heller Freudentag für unser ganzes Land, liegt nun umflort vor uns. Doch der hier ruht, wehrt unseren Klagen. Das Antlitz richtet er verklärt nach oben, Simeons Schwanengesang ist auch der seine: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.

Durch wie viel Unruhe der Zeit, durch welche Gegensätze ist der Vollendete hindurch gegangen! Groß gewiegt in der eisernen Wiege der Noth und der Gefahr und dann durch Dienst zu zwiefachem Diadem berufen; einst schmerzvoll verkannt, und zuletzt Deutschlands volksthümlichste Gestalt, für welche allenthalben eine freiwillige via triumphalis, ein königlicher Weg der Liebe und Verehrung offen stand — oder gewahrten wir es nicht? war's nicht seit Jahren vor dem Palais des Kaisers täglich wie eine Huldigung voll Dank? war's nicht täglich ein besorgtes Abschiednehmen? Um mehr denn ein Jahrzehnt die Altersgrenze überschreitend, die vorhin der Psalm als höchste zog, und sich doch nicht überlebend, sondern einem Moses gleich, dessen Auge nicht dunkel geworden, dessen Kraft nicht verfallen war, rastlos thätig bis in die letzten Tage, bis zur letzten Unterschrift, ein Vorbild der Zucht, der Arbeitsfreudigkeit, der Pflichttreue mit dem Spruch: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein"; fast ein Jahrhundert lang der Unsere im Lauf der preußischen, der deutschen Geschichte, die er mit neuem Glanz umgab und die ihn leuchtend krönte: nach doppeltem eisernen Kreuz mit einem goldenen Friedensabend gesegnet; und in alledem je begnadigter, um so schlichter, und je schlichter, um so begnadigter — — —: das einheitliche Band all dieser wunderbaren Gegensätze war das Bewußtsein: Ich darf ein Werkzeug in der Hand des Höchsten, ich soll ein Diener meines Gottes sein, sei's im Dulden der dritten Bitte: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe! sei's im Vollbringen großer Dinge und im Danken: Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung!

„In Frieden lässest du deinen Diener fahren." Ja, ein Mann des Friedens ist der hohe Entschlafene gewesen, so freudig der Held die Fahnen seines treuen Heeres rauschen hörte. Nicht Durst nach blutigen Trophäen hat ihn erfüllt. Sein Herz war ein mildes, leutseliges Herz, ebenso kindlich, wie mannhaft, doch um des Friedens willen hat er ein starkes Volk um sich sammeln wollen, ein Volk in Waffen,

---

Kaisers Wilhelm. Ansprachen und Reden vom 8. bis zum 22. März 1888 von D. theol. Rudolf Kögel", Bremen und Leipzig 1888. Der obige Text ist von uns genau verglichen und in vielen Einzelheiten nach diesem Buche berichtigt worden.

das seiner selbst gewiß und mächtig wäre! So hat er, wie der Dichter sagt, in heißen Schlachten das Recht uns heimgekauft, das stolze Recht, uns selbst zu achten.

Ein Mann des Friedens! Nie trug er mehr Leid, als wenn Hader das errungene Gut der Einheit anzutasten drohte. Nie war er dankerfüllter, als wenn die Zeichen sich mehrten, daß die Söhne Einer Mutter einträchtig beieinander wohnen wollten, Ein Herd, Ein Herz. Bei diesem auch dem Auslande Ehrfurcht gebietenden Haupt, das umgesunken ist zur letzten Ruhe, bei diesen treuen Heldenaugen, die so lange für uns gewacht und sich nun auf immer geschlossen haben, bei diesem Sarge, der für Gelübde wie ein Weihaltar dasteht, schwört Deutschland Treue, Treue dem Kaiserlichen Erben, den es liebt, dem es vertraut, Treue dem Vermächtniß der Einheit.

„Meine Augen haben deinen Heiland gesehen" — das ist der Grund der seligen Heimfahrt eines Simeon, das ist die Friedenskraft zum Heimgang auch unseres geliebten Kaisers und Herrn gewesen. Als er im Sterben diese Worte vernahm, wiederholte er sie mit deutlicher Stimme: „Meine Augen haben deinen Heiland gesehen", und fügte nach einer Pause hinzu: „Er hat mir mit seinem Namen geholfen." In herzlicher Gottesfurcht, in schlichtem Christenglauben hat er sich zu seinem Herrn und Heiland bekannt, und sein Heiland hat sich, wie so manches Mal! in Noth, Gefahr und Bedrängniß zu ihm bekannt, bekannt noch in der Sterbestunde, als unser Kaiser im Frieden eines Kindes Gottes sich zurecht legte, nicht lebensmüde, wohl aber sterbensfreudig einschlief, wie ein Patriarch. Zu Häupten seines Sterbebettes das Kreuz — es war kein leerer Schmuck, Erfahrung des Herzens war's ihm und Bekenntniß des Mundes. Hat er es doch einst erzählt, daß in Königsberg, als er die Krone vom Altar nehmen und sich aufs Haupt setzen sollte, sein Herz erbebt, seine Hand gleichsam zurückgewichen sei vor der an der Krone haftenden schweren Verantwortlichkeit, bis ihn der Blick auf die Dornenkrone seines himmlischen Königs gestärkt und ermuthigt habe. „Gott die Ehre!" und „An Gottes Segen ist Alles gelegen," — das war sein Wahlspruch. „Wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein, so reiß mich aus den Aengsten kraft deiner Angst und Pein," — das war das Lied seiner Hoffnung in dem Hause seiner Wallfahrt. Wo der Heiland ist, da ist Vergebung der Sünden, und wo Vergebung der Sünden ist, da ist Frieden, Leben und Seligkeit.

Nun geht der stille Zug nach Charlottenburg. Der Sohn kommt zu seinen Eltern, wie er so oft das Heiligthum betrat mit stillem Grüßen, mit wehmuthsvollem Gedenken, mit bangem Fragen, mit froher Danksagung. Und wie lautet heute in jener Gruftkapelle die Meldung? „Mutter, die du sterbend den Dreizehnjährigen gesegnet hast, dein Segen hat mich begleitet; Vater, der du mir ein ernstes Vorbild warst, der Kampf ist gekämpft, der Lauf ist vollendet, das Werk ist gethan. — Nun komme ich, um nicht mehr fortzugehen, sondern um an eurer Seite zu ruhen, in Hoffnung auf eine gnadenvolle Auferstehung durch Jesu Hand!"

Vater unseres Herrn Jesu Christi, wie reich hattest du uns in diesem Kaiser und König gemacht! Wir danken dir gemeinsam, daß du uns dieses edle Kleinod so lange gelassen hast. Du giebst, du nimmst, dein Name sei auch unter Thränen gelobt! Laß das Gedächtniß des Gerechten im Segen sein bei uns und unseren Nachkommen. Tröste mit deinen Friedensgedanken unsere geliebte Kaiserin, die mit dem Heimgegangenen durch das Band einer neunundfünfzigjährigen Ehe verbunden war in Lieb und Leid, einander und dem ganzen Volke zu unaussprechlichem Segen. Tröste den Sohn und die Tochter, die Schwiegerkinder und Enkel, insonderheit auch die in der Ferne weilende einzige Schwester des Kaisers. Lege schützend, helfend deine Hand auf Haupt und Herz unseres Kaisers und unserer

Kaiserin, unseres Kronprinzen und unserer Kronprinzessin. Nimm in deinen barmherzigen Schutz das ganze Königshaus, unser preußisches Volk, das deutsche Vaterland. Erfülle uns Alle mit Ewigkeitsgedanken, mit Treue, mit Glauben, mit Geduld, mit Dank, mit Hoffnung. Dir, dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geist gebührt Lob, Preis und Anbetung in Ewigkeit. Amen."

Mit dem Vaterunser schloß der Geistliche, dessen Rede einen tiefen Eindruck auf Alle machte, die sie anhörten. Die Gemeinde sang nunmehr: „Wenn ich einmal soll scheiden" und hierauf der Chor der Sing-Akademie aus Grauns „Tod Jesu": „Wie herrlich ist die neue Welt, die Gott den Frommen vorbehält". Dann ertheilte Ober-Hofprediger D. Kögel den Segen, und der Domchor schloß die Trauerfeier mit dem Vortrage von: „Heilig, heilig ist der Herr rc."

Als der Geistliche den Segen über die sterbliche Hülle unseres heimgegangenen, unvergeßlichen Kaisers sprach, erdröhnten drei Salven, welche von der in Parade stehenden Infanterie abgegeben wurden. Es war ein feierlich ernster, tief wehmüthiger Augenblick, und Aller Augen ruhten auf dem Sarge, der so viel Liebes, so viel Ruhmreiches und Großes einschließt!

Hiermit war die kirchliche Feier beendigt. Nunmehr traten die zwölf dazu bestimmten Obersten hervor, um den Sarg von dem Podium nach dem vor dem Dome harrenden Leichenwagen zu tragen, und es bildete sich nach dem Programm der Trauerzug, der sich unter dem Geläute aller Glocken der Stadt in Bewegung setzte. Die schwermüthigen, ernsten Weisen der Musik erklangen, die Truppen erwiesen ihrem heimgegangenen Kaiser noch einmal die militärischen Honneurs, tief senkten sich die Fahnen, und gedämpfter Trommelwirbel erklang. Es war eine Reihe historischer Monumente aus dem ruhmvollen Leben der Hohenzollern, an denen sich der Kaiserliche Leichenzug mit seiner düsteren Pracht vorüberbewegte: zunächst fiel der Blick auf das Denkmal Friedrich Wilhelms III., des erlauchten Vaters des dahingeschiedenen Kaisers, mit der dunklen Masse des Königsschlosses im Hintergrunde; dann, nachdem derselbe sich über die prächtige Schloßbrücke und vorbei am Zeughause, wo so zahlreiche Trophäen aus den Kriegen Kaiser Wilhelms prangen, weiter bewegt hatte, gegenüber auf das einst so schlichte Haus, in welchem vor nahezu einundneunzig Jahren der erhabene Kaiser das Licht der Welt erblickte; rechts und links die Standbilder der großen Feldherren aus den Befreiungskriegen, deren Kriegskunst und Tapferkeit dem jungen Prinzen Wilhelm einst voranleuchteten; dann aber — wohl der wehmüthigste Augenblick in dieser traurigen Stunde — auf das Heim unseres theueren Hochseligen Kaisers, auf das Eckfenster, das schon bei Seinen Lebzeiten den Namen des „historischen" trug, sowie die Reihe der von Ihm einst bewohnten Räume; endlich das Denkmal des großen Königs, auf dem das Auge des todten Helden so oft geruht hat.

Die Reichs-Hauptstadt Berlin hatte den Weg, den der Kaiserliche Trauerzug vom Dom bis zum Brandenburger Thore zurücklegte, in würdigster Weise geschmückt. Auf den Plätzen am Zeughause und an der Oper erhoben sich vier Pavillons, welche mit Flor und Tannenreis geschmückt waren; zwischen ihnen ragten schwarze Masten empor, die durch Tannenreis verbunden waren. Die ganze Promenade der Linden entlang waren Trauer-Obelisken errichtet, zwischen denen lange Tannengewinde und Florstreifen hingen: ein stimmungsvoll düsterer Anblick. Am Eingang und am Ausgang der Linden erhoben sich schlanke, haushohe Obelisken, und am Kreuzungspunkt der Friedrichstraße

war ein mächtiger, von der Kaiserkrone überragter Pavillon aufgebaut, durch den sich der Zug hindurchbewegte. Die Dekoration der Häuser war eine dem tieftraurigen Tage entsprechende: ganze Façaden hüllten sich in Flor, mächtige Trauerfahnen senkten sich in die Tiefe; an zahlreichen Palästen waren Balkone, Gesimse und Säulen schwarz umzogen; auch die angezündeten Straßenlaternen waren umflort.

Vom Lustgarten bis zur Siegesallee bildeten auf beiden Seiten Korporationen Spalier: vor Allem die Kriegervereine, die tapferen Männer, welche unseres Kaisers Schlachten geschlagen und welche aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes herbeigeeilt waren, um noch einmal, das letzte Mal, ihrem Kaiser Wilhelm die Honneurs zu erweisen; neben den Kriegervereinen eine überlange Reihe von Körperschaften, Innungen, Gewerken, Studenten, Künstlern, Turnern, Schützen, Feuerwehren und Anderen, alle mit umflorten Bannern. Hinter diesem lebendigen Spalier stand das getreue Volk, das seinen Kaiser beweinte; dieselben Männer und Frauen, dieselbe Jugend, die ihm so oft zugejauchzt hatte.

Den großartigsten Abschluß der Trauerdekoration bildete das Brandenburger Thor, völlig in Schwarz gehüllt, von schwarzen Fahnen umrauscht. Zum letzten Male fuhr der todte Kaiser durch das ragende Thor Seiner Hauptstadt Berlin, Seiner Vaterstadt.

Als der Leichenzug die Siegesallee erreichte, bestiegen die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften die vom Dom dorthin bestellten Wagen und folgten dem Leichenzuge nicht weiter, sondern begaben Sich, soweit Dieselben der Feierlichkeit im Mausoleum beiwohnen wollten, auf anderem Wege dorthin.

Truppen des Gardecorps bildeten auf der Straße nach und durch Charlottenburg Spalier. Am Luisenplatz in Charlottenburg angekommen, machte der Leichenzug einen kurzen Halt, und die Obersten Hof- und die Ober-Hofchargen verließen die Wagen, um dem Leichenwagen bis zum Mausoleum vorzutreten, woselbst die Leib-Kompagnie des 1. Garde-Regiments z. F. aufgestellt war. Die Suite stieg vom Pferde und folgte zu Fuß. Die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften, soweit sie in Charlottenburg weilten, erwarteten die Ankunft des Leichenzuges im Mausoleum, woselbst die Beisetzung erfolgte.

„Gott segne Deinen Ausgang!“



Des todten Kaisers Roß.*)

„Lustig ist dein Stall, schön geschmückt dein Haus,
Ging dir in der Krippe je das Futter aus?
Wardst du nicht getränkt, wardst du nicht genährt,
Was dein Herz verlangt, ward's dir nicht gewährt?
Sprich, du Kaiser-Roß, sprich du stolzes Thier? —“
„Was mein Herz verlangt, — Alles gabt Ihr mir.“
„Kaiser-Roß, so sprich, was so schwer dich kränkt?
Warum stehst du stumm, tief das Haupt gesenkt?
Sprich, wo blieb dein Wiehern, das den Morgen weckte,
Wenn dein Leib im Sprung übers Feld sich streckte?
Wo das kühne Auge, das so feurig blickte?
Wo der stolze Nacken, der gebietend nickte?“
„Nimmer wiehr' ich mehr, Gram mein Herz zernagt,
Weil mein Herr und Kaiser nicht mehr nach mir fragt.
Was verbrach ich denn —? Warum bleibt er fern?
Schon ein langes Jahr trug ich nicht den Herrn. —
Heute, früh am Tag, traten sie zu mir,
Schmückten wie vor Zeiten mich mit stolzer Zier,
Legten auf den Rücken Sattel und Schabracken,
Schlangen mir das Zaumzeug um den stolzen Nacken;
Leise wiehernd frug ich: Führt Ihr mich zum Kaiser?
Und da war ein Stallknecht, ein weißhaarig greiser,
Der vom Auge schluchzend sich die Thräne strich;
„Ja zum Kaiser,“ sprach er, „und ich führe dich.“
Und zum weiten Platze hat man mich geleitet,
All' die Männer sah ich, die uns einst begleitet,
Wenn beim Trommelwirbel und beim Hörnerklang
Unter meinem Kaiser übers Feld ich sprang.
Ungeduldig schnaubend harrt' ich meines Herrn —
Alle kamen, Alle, — er allein blieb fern.
Und es ward ein Rasseln, wie von Grabesschollen,
Einen Wagen sah ich durch die Menge rollen,
Schwarz verhang'ne Rosse zogen, acht an Zahl,
Von den Thürmen riefen Glocken allzumal.
Und man hieß mich schreiten hinterm Wagen her —
Aber er blieb ferne, und mein Sattel leer.
Und ich ging im Zuge Schritt für Schritt für Schritt,
Tausend standen seitwärts, Tausend zogen mit,
Tausend, Abertausend — Keiner sprach ein Wort,
Endlos, ohne Ende, ging die Straße fort.
Als zum Thor wir kamen, blieb ich zürnend stehn:
Will nicht ohne Reiter länger mit Euch geh'n!
Einst in alten Zeiten, wenn ich kam ans Feld,

*) Altem Brauche gemäß wurde bei der Bestattungsfeier des 16. März 1888 des Kaisers Leibpferd „Alexander“ gesattelt und gezäumt hinter dem Sarge des entschlafenen Herrn von einem Stallknecht geführt.

Schwang in meinen Sattel sich mein Herr und Held;
Wenn der Staub dann aufflog unter meinen Hufen,
Kam vom Feld herüber tausendstimmig Rufen:
„Sei gegrüßet Kaiser!“ jauchzend rief sein Heer,
„Seid gegrüßt Ihr Alle!“ also sagte er.
Heut' auch wird er kommen, wie in alter Zeit,
Heut' auch wird er fragen: „Ist mein Roß bereit?“
Forschend wird sein Auge suchen dann nach mir —
Laßt mich meines Kaisers warten, laßt mich hier!
Von der Hand des Führers zürnend ich mich riß,
Grimmig schäumend faßt' ich Stange und Gebiß,
Sieh', da kam der Stallknecht, der den Hals mir klopfte,
Dem von grauen Wimpern Thrän' auf Thräne tropfte;
Und er sprach: „Sei ruhig, allzu stolzes Thier,
Denn dein alter Kaiser, er ist nah' bei dir.“
Und er konnte schluchzend nicht ein Wort mehr sagen,
Stummen Hauptes nickend wies er nach dem Wagen.
Rasselnd ging der Wagen rastlos seinen Gang,
Rasselnd schlugen Trommeln rastlos dumpfen Klang;
Weiß nicht, was so plötzlich da ins Herz mir stach,
Weiß nicht, was so plötzlich alle Kraft mir brach;
Wo die andern gingen, ging ich lautlos mit,
Rastlos ohne Ende, Schritt für Schritt für Schritt. —
Luftig ist mein Stall, schön geschmückt mein Haus,
Niemals ging mir Futter in der Krippe aus;
Was mein Herz verlangt, habt Ihr mir gewährt, —
Sagt mir, wann mein Kaiser endlich wiederkehrt?
Steigt er nie mehr nieder aus dem hohen Schloß?
Schwingt er nie sich wieder auf sein treues Roß?
Steht Ihr alle stumm? Ohne Laut und Wort?
Warum schluchzt und weint Ihr fort und fort und fort?“
„Still, du Kaiser-Roß, laß dir nimmer sagen,
Was die Thränen sprechen, würdest es nicht tragen.
Laß den Nacken hängen tief herab zum Grund;
Scharre mit den Hufen nicht die Erde wund,
Denn die heil'ge Erde deckt die Todten zu —
Weck' die müden Todten nicht aus ihrer Ruh'.“

„Deutsche Rundschau“ vom Mai 1888. Ernst von Wildenbruch.





Im Mausoleum zu Charlottenburg.

Horch! Durch den Schloßpark schreitet leise
Ein andachtsvoller Todtenzug! —
Der Schmerz Alldeutschlands folgt dem Greise,
Der hehr des Reiches Krone trug.
Die düstern Tannen ragen schweigend,
Von Gram umflort in Winternacht,
Schwermüthig Zweig und Wipfel neigend,
Des Kaisergrabes Ehrenwacht!
— — — — — — — —

„Willkommen, Sohn, im Heimathhause,
Wo betend Du so gern geweilt,
Ein frommer Siedler in der Klause,
Dem Lärm, der Hast der Welt enteilt!
Hier schöpftest Du den Muth zum Siegen,
Zu sühnen all mein Weh und Leid.
Am Mutterherzen sollst Du liegen,
In waldumrauschter Einsamkeit.“ — —

Die Wipfel schauern, Thränen rinnen,
Ob sich das Männerauge wehrt,
Zum Seufzer schwillt das stille Sinnen:
„So ist der Kaiser heimgekehrt“.
— O Pantheon der Grabkapelle,
Der Deutschen Wallfahrt wirst Du sein!
Der fernsten Zukunft Sonnenhelle
Sei Deines Friedens Wiederschein.

„Berl. Börs.-Cour.“ v. 16. 3. 1888. Emil Taubert.

Die Trauerfeier im Mausoleum.

An den Pomp des öffentlichen Leichenzuges reihte sich — wir geben hier den verkürzten Bericht der „National-Ztg." vom 16. März 1888 — die einfache stille Schlußfeier im Mausoleum des Schloßgartens zu Charlottenburg. Einsam im Winterkleide lag um die Mittagszeit der weite Schloßgarten. Nur wenige Gruppen in Trauer Gekleideter sammelten sich an einzelnen Punkten, wie auf der Innenseite der Durchgangspforte der Orangerie und am Haupteingange des Schloßgartens, an. Der Eintritt bis in die unmittelbare Nähe des Mausoleums war nur Wenigen gestattet. Im Mausoleum waren an den Wänden zahlreiche prachtvolle Kränze aufgehängt. Vor den beiden Denkmälern der Königin Luise und Friedrich Wilhelms III. war ein auf Stufen ruhender schwarzverhängter Aufbau angebracht. Die Leibkompagnie des ersten Garderegiments zu Fuß unter Hauptmann Graf v. Kanitz hatte längs der Tannenallee auf deren linker Seite Stellung genommen. Um 2 Uhr kündigte das Geläute aller Glocken Charlottenburgs die Ankunft der Kaiserleiche an der Grenze der Gemeinde an; später wurde der dumpfe Wirbel der Trommeln, dann der Klang der Trauermusik vernehmbar. Um 3 Uhr betrat der Leichenzug den Garten. Am Mittelfenster des Kuppelsaales erschien in dem Augenblicke, als der Zug das Schloß passirte, ernsten Antlitzes Kaiser Friedrich, um dem Sarge nachzublicken, bis derselbe zwischen den Tannen der Allee verschwand. Der Zug, der jetzt nur noch aus den nahverwandten Leidtragenden, den hohen Würdenträgern, den fremden Fürstlichkeiten, militärischen Deputationen &c. bestand, wurde von Trauermarschällen eröffnet, hinter welchen der Leichenwagen fuhr. Als der Zug sich dem Mausoleum näherte, präsentirte die Leibkompagnie das Gewehr, und Aller Häupter entblößten sich. Der Sarg wurde nun von Unteroffizieren auf die Schultern gehoben und ins Innere des Mausoleums gebracht. Es war 3 Uhr 30 Minuten. Nur die nächsten Angehörigen und Verwandten und die anwesenden Fürstlichkeiten begaben sich in das Innere des Gebäudes, wo der Sarg auf dem schwarzumhüllten Aufbau niedergestellt und mit Kränzen und Blumen geschmückt wurde. Und zu gleicher Zeit erdröhnte draußen durch die kalte, klare Winterluft laut der Donner der Geschütze, welche die Salutschüsse abgaben. Wiederum präsentirte die Leibkompagnie das Gewehr, und abermals entblößten sich sämmtliche Häupter. Bald darauf verließ die Trauerversammlung den geweihten Raum. Um 4 Uhr lag das Mausoleum wieder einsam da in seinem Tannendunkel. —

Ungehindert konnten nun die wenigen Zeugen, welche nicht selbst dem Zuge angehört hatten, das Innere des Heiligthums betreten und sich in stiller Andacht um den Sarg des todten Kaisers schaaren.

Würdig schön, wenn auch ohne jeden Prunk, war die Stätte bereitet, mit immer grünen Pflanzen, mit Blumen und Kränzen geschmückt. Und

über den Kaisersarg, wie über die Marmorbilder der Königin Luise und ihres Gemahls, goß das von der Kuppel des Gewölbes herabfallende magische blaue Licht einen Schein der Verklärung. Welche Fülle mächtiger Geschichtsbilder entrollte dieser Anblick vor dem inneren Auge! Man sah den zärtlichen Sohn am Halse der Mutter hängen, sah die Jahre schwerster Prüfung vorübergleiten, sah die Zeiten entscheidungsvollen Ringens und die herrliche Zeit der Erfüllung; und nun war dieser zärtliche Sohn, dieser geprüfte, aber in seinem festen Muthe unerschütterte Mann, den in den Jahren, wo andere zu leben aufhören, das Glück zu seinem Liebling erkor, dieser Wiederhersteller des Reichs, welcher in ernsten Tagen der Entscheidung so gerne hier an der Schlummerstätte der Eltern in stiller Sammlung die Weihe der That suchte und empfing, selbst für immer eingezogen in diese Stätte des Friedens: eine Heimkehr in die Arme der Eltern nach langer, langer Fahrt des Lebens.

Das Mausoleum in Charlottenburg ist, seit es die irdischen Reste Kaiser Wilhelms birgt, ein Symbol des aus Schmerz und Kampf, aus Duldung und festem Muthe geborenen deutschen Reiches selbst geworden. Eine schönere Ruhestätte konnte der Begründer des letzteren, konnte unser Kaiser Wilhelm nicht finden.

Des Kaisers Ruhestätte.

Für diejenigen Leser, welche das Mausoleum und seine Geschichte nicht kennen, will es uns angemessen erscheinen, hier gleich nach der Darstellung der „National-Zeitung“ das Wissenswertheste anzufügen:

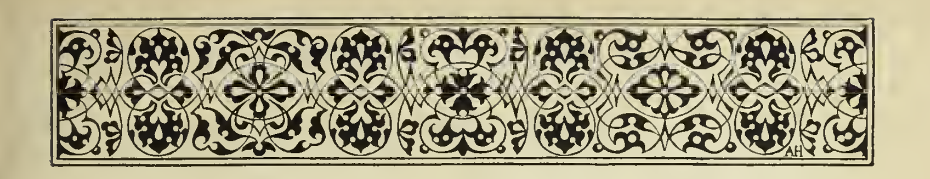
„Das Mausoleum zu Charlottenburg, jetzt schon eine Wallfahrtsstätte für Tausende, welche alljährlich zu den Füßen Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise Minuten stiller Erinnerung feiern, wird nun, wo der erste deutsche Kaiser hier beigesetzt ist, in alle Zukunft eine geweihte Stätte für alle Vaterlandsfreunde sein. Wie zog doch das Herz des guten Kaisers Wilhelm nach diesem Denkmal der Pietät! An jedem 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise und an jedem 7. Juni, dem Sterbetage Friedrich Wilhelms III., sah man den Kaiser und die Glieder der königlichen Familie zu dieser einzigen Grabstätte wallfahren; hier verweilte Kaiser Wilhelm in stillem Gebet, als ihm der fränkische Uebermuth die Waffen in die Hand drückte, hierher lenkte er zuerst seine Schritte, als neben dem Lorbeer auch die Kaiserkrone seine Stirn schmückte. Und hier, an der Seite seiner Eltern soll der siegreiche Held nun die ewige Ruhe finden! Hier ist bekanntlich auch das Herz Friedrich Wilhelms IV. beigesetzt worden, auch Prinz Albrecht schlummert hier und die Pietät Kaiser Wilhelms hatte auch die Beisetzung der Fürstin Liegnitz, als dieselbe 1873 starb, angeordnet. Das Mausoleum hat seine Geschichte, über welche aus der jüngst erschienenen „Chronik der Stadt Charlottenburg von Dr. Ferd. Schulz“ hier folgende Daten ihren Platz finden mögen. Das Mausoleum, welches in der Zeit, wo noch die Hand Napoleons schwer auf Preußen lastete, erbaut worden war, hatte zwar ungefähr die heutigen Formen; die Façade war indessen nur von Sandstein aufgeführt worden. Diese sollte

nunmehr von edlem Gestein hergestellt werden. Der von Schinkel im Jahre 1826 entworfene Plan wurde vom König angenommen und zur Ausführung gebracht. Die Säulen des Eingangs sind aus einem Granitblock hergestellt, welcher sich auf der Feldmark Trampe des Grafen v. d. Schulenburg vorfand und dem Könige zu dem pietätvollen Werke überlassen wurde. So erhielt das Mausoleum seine jetzige Gestalt und es entstand jener weihevolle dorische Tempelbau am Ausgang der schwermüthigen Tannenallee im Schloßpark. Der Eindruck des Innern ist geradezu überwältigend. Säulen von grünem Marmor mit weißen Kapitälen auf rothen Marmorsockeln und Wandpfeiler von sizilianischem Jaspis, welche den oberen Raum von dem unteren scheiden, empfangen den Eintretenden. Die grünen Säulen sind sehr alt. Sie sollen aus dem Orient nach Rom, von da nach Polen und endlich an König Friedrich I. gekommen sei, der sie im Schlosse zu Oranienburg aufstellte. Das eindringende bläuliche Licht wirft magische Strahlen auf das Marmorbild der Königin Luise, welches im Jahre 1813 von Rauch geschaffen wurde. Herrliche Sprüche zieren die Flächen unterhalb des Gesimses der Apsis und der Wände. Ein Altarbild in der Apsis stellt den König und die Königin dar, wie sie ihre Kronen dem Heiland überreichen. Das Bild ist ein Meisterwerk des Professors Pfannschmidt; die Kandelaber, mit Parzen und Horen geschmückt, sind von Rauch und Tieck, das Kruzifix von Achtermann in Rom. — Die Grabschrift der Königin Luise lautet: „Hier ruhet in Gott, Luise Auguste Wilhelmine Amalie, Königin von Preußen, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. März 1776, gest. auf Hohen-Zieritz, den 19. Juli 1810, ihrem Wahlspruch getreu: „Wie es der Herr gewollt, so ist es geschehen." — Die Grabschrift des Königs lautet: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott! Hier ruhet in Gott, in Hoffnung einer fröhlichen Auferstehung Weiland S. Majestät König Friedrich Wilhelm III., geb. d. 3. August 1770, gestorben am heiligen Pfingsttage, d. 7. Juni 1840. Im 43. Jahre seiner glorreichen Regierung." — Dieses aus dem dunklen Tannengrün hervorragende Denkmal ist zweifellos die würdigste und weihevollste Ruhestätte auch für den von seinem Volke so viel beweinten Kaiser Wilhelm, den Siegreichen."

„Nun ruh in Frieden, Friedwart, Reiner, Weiser,
Du Ruhmeshort, Du deutscher Ehre Schild!
Hier schläft des einigen Deutschlands erster Kaiser —
In Ehrfurcht schweigt, ihr Völkerstürme wild! —
Die Zeit war groß, die Dir vergönnt zu schauen,
Die Zeit wird hart sein, die nach Dir anhebt;
Doch soll uns vor dem neuen Tag nicht grauen,
So lang Dein Geist in unsrem Volke lebt."

„Zur guten Stunde", 1888, Nr. 31. E. v. Wolzogen.





Nach dem letzten Gange.

Nachrufe und Betrachtungen III.

„Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz.“
v. Schenkendorf.

Nach der feierlichen Beisetzung Kaiser Wilhelms brachten die öffentlichen Blätter noch einmal Nachrufe, in denen sie des Abgeschiedenen in würdigster Weise gedachten und an seinen Heimgang Betrachtungen über Deutschlands Zukunft und zum Theil die Mahnung an das deutsche Volk knüpften, im Geiste des Dahingeschiedenen weiter zu wirken und mit dem geweihten Haupte, das nun zur ewigen Ruhe gebettet, auch den Hader der Parteien für immer in die Gruft zu senken. Auch von diesen mögen hier einige folgen:

Nun haben wir den Kaiser zu Grabe getragen. Den Vielgeliebten nannte man ihn, da er unter den Lebenden wandelte, der Vielbetrauerte ist er geworden, als er uns für immer verließ.

Die Stadt, der er ein Förderer gewesen, der Staat, den er befestigte, das Reich, das er begründete, Europa, das seinen heilsamen Einfluß empfand, die Welt, die ihn bewunderte, trauerten an seinem Sarge.

So lange die Welt steht, hat sie ein Schauspiel wie das heutige nicht gesehen. Was Befehle, Wünsche, Anordnungen nie hätten zu Wege bringen können, die freie Liebe hat es veranlaßt: Das heutige Geschlecht von Ozean zu Ozean, hoch aus dem Norden, weit her aus dem Süden, Fürsten und Völker entsendeten ihre Vertreter zur heiligen Feier. Und Deutschland, das man um seiner Siege willen achten und fürchten gelernt hatte, beneidete man heut um seinen großen Todten. Und selbst in der Stunde der tiefsten Ergriffenheit und Wehmuth empfinden wir es mit Stolz: ja, er war unser.

Durch einen Weg, den nur die Liebe so stimmungsvoll in die Attribute der Trauer zu kleiden vermochte, mit gesenkten Fahnen, die einst zum Siege voraufflatterten, im Angesicht einer Menge, die den Verlust des Vaters des Vaterlandes heute noch zwingender empfand als vorher, schied Wilhelm I. auf immer von seinem trauernden Volke.

Als er zuletzt durch das Spalier der Zehntausende zog, die seinem Anblick zujubelten, da zog er in unsere Stadt ein, heute verläßt er sie. Es war derselbe Weg, dieselben Gewerke, dieselben Fahnen. Aber die Richtung ist

die entgegengesetzte und die Banner, die damals fröhlich im Winde flatterten, sind aufgerollt und der leichte Flor scheint allzuschwer an ihnen zu hängen.

Als der Kaiser dahin schied an jenem Winter-Freitag-Morgen, an welchem die Natur selbst ihr düsterstes Gesicht zeigte, erfaßte unendliche Trauer die Stadt. Aber die Größe des Verlustes ist erst am heutigen Tage zu vollem Bewußtsein, zum wehmüthigsten Empfinden gekommen in der Stunde des letzten Abschiedes.

„National-Ztg." v. 16. 3. 1888.



So ist es denn vorüber: für immer ist unsern Blicken entschwunden, was von Kaiser Wilhelm sterblich war, aus Tausenden von Herzen rang sich schmerzliches Schluchzen und die Augen der wetterhärtesten Männer wurden feucht, als der Sarg des Kaisers vorübergeführt wurde und ihm die letzten wehmuthsvollen Liebesgrüße seines Volkes dargebracht wurden.

Die erste Kaisertrauer, von der das deutsche Volk betroffen wurde, ist eine sehr harte; — wer möchte das vor ihm selber verhehlen, wer es nach Außen verbergen wollen! Seit Tagen kommen deutsche Männer nicht zusammen, ohne daß ernste Rede zwischen ihnen ginge über die Schwere der Gegenwart und die Ungewißheit der Zukunft. Niemand weiß zu sagen, wie lange der Engel des Todes, der im Hohenzollernhaus soeben den Stamm und kurz vordem ein so herrliches Reis gebrochen hat, nunmehr fernbleiben werde. Mit dem innigsten Gefühl des Beileids und der Liebe richtet sich der Blick nach der erhabenen Frau, die jetzt Wittwe des edelsten und mächtigsten Mannes ist, den unser Jahrhundert kannte, und angstbeklommen fragt der Freund den ihm begegnenden Freund: Wie geht's dem Kaiser?

Zwei Thatsachen aber sind — abgesehen von dem, was unserm Herrscherhause und unserm Volk an Kraft und Zukunft in sich gesichert ist — erhebend und tröstlich zugleich: die erste, so bittere Kaisertrauer hat das deutsche Volk aller Stämme nur noch fester und inniger aneinander geschlossen, — und die sämmtlichen Völker des Erdballs haben angesichts der Bahre des Kaisers Wilhelm bekundet, wie rückhaltlose tiefe Achtung ihnen das Volk abgerungen hat, dessen Blüthe und Krone Kaiser Wilhelm gewesen. Groll und Haß der Besiegten, Mißgunst und Neid der Nebenbuhler verstummen am Sarge dieses Mannes, und die gesammte Welt huldigt der Größe des Charakters und der Herrschertugenden des deutschen Kaisers, dessen sterbliche Hülle soeben an der Seite seiner Mutter gebettet wurde. Man mag zurückblättern in der Geschichte aller Völker und Länder: niemals ist am Sarge eines Mannes, der in so furchtbaren Schlachten, wie Kaiser Wilhelm sie geschlagen, Sieger geblieben war, so wenig Haß und so viel Liebe und Verehrung laut geworden, wie an dem Sarge, der heute in Charlottenburg versenkt wurde. Die hohe Achtung und Bewunderung, die Kaiser Wilhelm sich in der ganzen Welt errungen durch seine Standhaftigkeit in jeder noch so schweren Prüfung und seine Bescheidenheit nach den glorreichsten Erfolgen, durch seine nie ermüdende arbeitsvolle Pflichttreue, durch die Fürsorge für sein Volk und dessen Glück, Größe und Zukunft, durch die Lauterkeit seines Wesens, das schier von jeder menschlichen Unvollkommenheit und Schwäche frei war — diese Achtung und Bewunderung sind auf sein Volk mit übergegangen, dessen hehre Aufgabe es sein wird, sich das kostbare Erbtheil ungeschmälert zu erhalten. Es beruht auf

unserer Friedfertigkeit und muß getragen werden von unserer Einigkeit und Macht.

Tausende und Abertausende haben sich die letzten Tage und Nächte hindurch trotz der Unbill der Witterung unter Lebensgefahr zusammengedrängt, um der Leiche des Kaisers Wilhelm für einen kurzen Augenblick ansichtig zu werden, unzählbar sind die Menschenmassen, die aus den verschiedensten Theilen des Reichs und aus allen europäischen Ländern nach der Reichshauptstadt geströmt sind, um dem ruhmvollen Herrscher auf seiner letzten Fahrt den Abschiedsgruß bringen zu können; alle Fürsten und Staaten hatten glänzende Abordnungen entlassen, die hinter dem Todtenwagen einherschritten: — das alles sagt uns, wie mächtig die Jahrhunderte nach uns erfüllt sein werden von der Größe des ersten deutschen Kaisers.

„Kölnische Ztg." v. 17. 3. 1888.



Der neunte März 1888 wird uns ein Tag der Trauer bleiben, wie ihn ein Volk nicht in Jahrhunderten erfährt; denjenigen jedoch, welchen der Tod den Eingang zum Leben bedeutet, ein Tag der Erhebung zugleich, die in die Ewigkeit hinüber reicht.

In unauslöschlichen Zügen haben uns des Kaisers letzte Stunden eingeprägt, was das Apostelwort uns sagt: Sterben ist mein Gewinn; Gewinn in dem, daß die Seele, von den Banden der Sündlichkeit befreit, den Frieden endlich findet, den sie längst gesucht; Gewinn auch darin, daß den Zurückgebliebenen in Tönen, die nicht von dieser Erde sind, in das Gewissen klingt: Was der Mensch säet, das wird er ernten.

Wer hinüber geht, wie Kaiser Wilhelm hinüber gegangen, ist ein Kind des Lichtes, und niemand wird ihm seine Krone rauben; hienieden nicht, denn auf dem weiten Erdenrunde ist nur eine Stimme, daß einer der Besten uns verlassen, den die Erde trug; und droben nicht, denn wir glauben fest, daß Gott die unendliche Fülle seiner Gnade über den ausschütten wird, der die Macht, über die er hier gebot, und alle Kräfte seines Daseins nur dazu gebraucht hat, Gerechtigkeit walten zu lassen und Liebe zu üben.

Darum wird er mit gesegnetem Andenken unter uns bleiben als unseres Volkes und Landes guter Geist. Wenn immer die Tage des Haders und der Zwietracht über Deutschland hereinbrechen mögen, die Erinnerung an den Friedenskaiser wird sie besiegen helfen; das walte Gott.

Wie die Staaten entstehen, sagt ein bekanntes Wort, so leben sie weiter. Das deutsche Reich ist auf dem Schlachtfelde geworden, wie alle großen Reiche dieser Welt von Anbeginn geworden sind; doch seines ersten Herrschers milder frommer Sinn hat es zu einem Reich des Friedens werden lassen. Dem Frieden war des Kaisers letztes Erdenwallen geweiht. Dieses heilige Vermächtniß wird Deutschland, auch wenn es zum Schwerte greifen muß, im Herzen tragen nun und alle Zeit.

Des Helden Leib ist in die Gruft gesenkt. Dort wird er ruhen, bis einst ihn sein Erlöser weckt. Nie werden ihm wieder irdische Augen begegnen, und das Gesetz der Leiblichkeit bedingt, daß des Tages Last und Hitze weiter geht, als wenn er nicht geschieden wäre. Doch aber bleibt er mitten unter uns, wenn wir selbst nur wollen, wenn wir sein gedenken, wie es seiner werth.

Was das ist, das sagt uns dieses Leben, das nun abgeschlossen vor uns liegt, und dennoch offen wie ein schönes Buch, das nichts verbirgt. Wer mag das von sich sagen? Hier ist alles ächt. Der ehrfurchtsvolle Sinn hat nichts zu bergen, braucht keinen Fleck zu tilgen, der die Größe mindern könnte. So sehen wir keinen wieder. Neunzig Jahre in Demuth und zugleich in Kraft.

Und er war unser. Aus seinem Edelsten hat ihn das Volk hervorgebracht, den Gottes Gnade an den Platz gestellt, wo so wenige stehen, die nicht straucheln, ehe sie ihr Werk vollendet. Er blieb getreu bis in den Tod; darum hat ihm der Herr erlaubt, sein Volk gleich Josua nach Kanaan zu führen, und seine Hülle deckt ein ungekanntes Grab.

Die Stätte, da er ruht, sie ist bestimmt, ein Wallfahrtsort zu werden, ein stilles Heiligthum, an dem kein Deutscher und kein Christ vorüber geht, der nicht mit dem Psalmisten spräche: Wohl dem, den Du erwählest und zu Dir lässest: der hat reichen Trost von Deinem Hause, Deinem heiligen Tempel!

„Neue Preuß. (Kreuz-) Ztg." v. 17. 3. 1888.



Nun hat man ihn zur ewigen Ruhe gebettet, den Einzigen, an dessen Bahre ein ganzes Volk in Schmerz gebeugt gestanden, um den die Trauer sich über das gesammte Erdenrund ausbreitete. Deutschland hat Abschied genommen von der sterblichen Hülle, die einem der Edelsten gehörte, welche es sein genannt, einen Abschied, so ergreifend und so thränenvoll, wie er nur bei der Trennung von einem theuren Anverwandten, von Denen, die dem Herzen am nächsten stehen, erfolgt. — Das Gedächtniß der Trauer um den dahingegangenen Monarchen wird unauslöschlich bleiben bis in die kommenden Geschlechter. So hat kaum jemals zuvor ein Volk seinen Fürsten geehrt durch die einmüthige Liebe, die ihm bis über das Grab hinaus für alle Zukunft erhalten bleiben wird. Wilhelm der Einzige ruht jetzt in dem stillen Hause im Charlottenburger Schloßpark neben seinen Eltern und seinem Bruder. Dem deutschen Volke aber ist er nicht gestorben, sondern lebt er fort als der Held und Befreier, dem es die höchsten nationalen Wohlthaten dankt: die Erinnerung an ihn bleibt geheiligt für alle Zeiten. Vieltausendmal sind Klagerufe gen Himmel gesendet worden über den Verlust des Fürsten, der in deutschen Landen wohl keinen Feind hatte. Was nur die Liebe ersinnen konnte, um dem Todten ein äußeres Zeichen als Unterpfand der Treue und der Hingebung zu weihen, das hat sie vollführt. Nicht bloße Huldigungen einer loyalen monarchischen Gesinnung, nein mehr als dieses, Angebinde der treuesten, rein menschlichen Verehrung und Herzensgemeinschaft waren es, in denen sich während dieser Tage der Trübsal das Schmerzgefühl Genüge zu schaffen suchte. Eine solche Einhelligkeit tief-seelischer Erregung, ein solches Aufgehen in der einen Empfindung des gemeinsamen Grams ist nur dort möglich, wo Fürst und Volk eine große Familie bilden. Und so ist es in der That bei uns der Fall gewesen, wo Jeder sich mit seinem Kaiser durch ein unsichtbares Band idealer Verwandtschaft vereint fühlte, welches die Dankbarkeit und das gegenseitige Vertrauen geknüpft hatte. Das deutsche Volk hat mit dieser großartigen Bethätigung seiner Treue und Anhänglichkeit nicht nur seinem dahingegangenen Kaiser ein unzerstörbares Denkmal gesetzt, sondern auch sich selber

geehrt und allen anderen Völkern ein leuchtendes Vorbild gereiften und festen Sinnes und unerschütterlicher Zuverlässigkeit geboten, das nicht ohne Eindruck auf die anderen Monarchien bleiben kann und nicht unerheblich zur Festigung zwischen den Regierenden und den Regierten beitragen wird. Denn überall schaut man mit Bewunderung und Ueberraschung der großartigen Bethätigung des monarchischen Volksbewußtseins zu, deren Zeuge Europa soeben gewesen ist. Aber auch das Andenken des geliebten Todten wird anderwärts segensreich wirken. Welcher Monarch wünschte nicht, daß dereinst auch ihm die Liebe des Volkes die Scheidestunde in so erhebender Weise verklärte? Welcher Fürst hätte nicht die Empfindung, daß das erhabene und durch den Tod geheiligte Vorbild edelster Monarchentugend anspornt und zur Nachfolge lockt?

Das Vermächtniß, welches Kaiser Wilhelm seinem Volke hinterlassen hat, die Liebe zum Vaterlande, die nationale Selbsterkenntniß und die arbeitsame Friedfertigkeit, wird ihm immerdar erhalten bleiben und wie ein köstlicher Schatz gehütet werden. Sein Geist wird unter dem Volke weilen und in demselben fortleben. Feiert derselbe doch in seinem Sohne, unserem vielgeliebten, von schmerzlicher Sorge umgebenen Kaiser Friedrich seine Auferstehung. Wer auch immer in den kommenden Menschenaltern den deutschen Kaiserthron einnehmen wird — das Andenken an Kaiser Wilhelm und seine Auffassung der Aufgaben eines Monarchen wird bis in die fernsten Zeiten die Richtschnur und den Kompaß für jedes ersprießliche Wirken bilden müssen. „Frieden nach innen und Frieden nach außen" — das werden wie bisher so auch in Zukunft die beiden Pole sein, um welche die politische Axendrehung sich wird bewegen müssen. Seinen Frieden hat er uns gegeben, seinen Frieden hat er uns gelassen. Möge dieses Vermächtniß auch insofern im Volke fruchtbar werden, daß es den Frieden unter den Parteien herstellt; nicht schöner könnte das Volk und seine politischen Wortführer das Andenken dieses edlen Monarchen feiern, als wenn sie sich heute über seinem Grabe die Hände zur Versöhnung reichten!

„Tägliche Rundschau" v. 17. 3. 1888.



Nach der Todtenfeier.

Eine Woche der außerordentlichsten Empfindungen liegt hinter uns. Der Gang des regelmäßigen Lebens schien stillzustehen und einem Strom ganz anderer Pflichten und Eindrücke gewichen zu sein. Sagte doch selbst ein ausländisches Blatt: „die europäische Politik scheine stillzustehen, wie man im Hause eines verehrten Todten, der noch über der Erde weilt, alle Arbeit unterbricht". Bevor wir jetzt in die Pflicht des gewohnten Lebens zurückkehren, ist es nothwendig, daß wir uns sammeln und die empfangenen Eindrücke ordnen, um sie desto tiefer zu bewahren.

Wir selbst empfanden gar tief, was wir an unserem Kaiser verloren. Aber diese Allgemeinheit der Theilnahme von Seiten der ganzen gebildeten Welt hat uns dennoch überrascht, wie sie uns erhoben hat. Er war unser, sagt zunächst die deutsche Nation mit allen den zahlreichen Angehörigen, die über die ganze Welt verstreut und, überall in den verschiedensten Berufen thätig, zum Theil glücklich und angesehen sind. Für diese unsere Nation hat

es ein ähnliches Fest gegeben vor nahezu dreißig Jahren, am 10. November 1859. Aber das damalige Fest, obwohl es die Form einer Freudenfeier trug, war eine Bekundung der Sehnsucht und des Schmerzes, daß ein Volk, welches solche Helden des Geistes wie den gefeierten hervorgebracht, mit seinem hohen Gefühl doch einer körperlos herum irrenden Seele, mit seinen berechtigten Ansprüchen auf staatliches Dasein doch einer schutzlosen Weise gleiche. Gestern, am Tage der Trauer und des Abschiedes von dem ersten Kaiser des wiedererstandenen Reiches, empfand unsere Nation mit dem Gefühle unaussprechlichen Dankes für den Abgeschiedenen das große heilige Besitzthum, das ihr durch ihn wiedergegeben worden: Neu ist noch immer der beglückende Zuruf: „Deutsches Volk, jetzt hast du ein Vaterland.“ Aus diesem Gefühle gingen die zahllosen Zeichen rührender Theilnahme hervor aus allen Orten der Welt, wo Deutsche wohnen, ging die Theilnahme aller Kreise der Deutschen in Deutschland hervor.

Aber es gab noch eine andere Familie, welche an diesem Sarge sprach: „Er war unser.“ Das ist die Familie aller Herrschergeschlechter in Europa und selbst in anderen Welttheilen. Denn dieser Todte ist nicht nur eine Zierde der Monarchie gewesen, er hat in der gebildeten Welt den Glauben an die Monarchie wieder erweckt, einen Glauben, der starke Erschütterungen erfahren in dem Jahrhundert, das, wie Einige meinen, mit Kaiser Wilhelms Tode abschließt. Es ist möglich, von Ehrfurcht und Liebe umgeben, ein großes Volk zu beherrschen, nicht bloß symbolisch und repräsentativ, sondern mit stark lenkender Hand bei Anweisung der nothwendigen Bahnen, und zugleich diesem Volk die freieste Regsamkeit aller geistigen Kräfte und diesen Kräften einen mitentscheidenden Antheil an den Geschicken des Ganzen zu überlassen. So nur kann die moderne Monarchie bestehen, aber so ist sie auch das stärkste Bedürfniß des Staatslebens großer Völker. Denn es ist unmöglich, daß in den großen Nationen bei der ungeheuren Mannigfaltigkeit des modernen Lebens jedes Glied die Erkenntniß des Ganzen und seiner Ziele in sich trage. Die Uebertragung der Regierungsweise kleiner Lokaldemokratien auf den Riesen-Organismus moderner Großstaaten ist eine der seltsamsten Ausgeburten unerfahrener Phantasie, die unsere Zeit hervorbringt. Die wahre Monarchie vermag es, indem sie Alle mit Einem verknüpft, Alle auch mit einander in deutlicher Empfindung, nicht bloß durch den unbewußten Einfluß des Ganzen, zu verknüpfen. Von der Möglichkeit der Erfüllung dieses erhabensten Berufes hat Kaiser Wilhelm das erste große Beispiel gegeben, und insofern ist er vielleicht eher der Anfänger einer neuen Epoche, in der man diesem Beispiel nachzuleben trachtet, als der Repräsentant einer abgeschlossenen.

„Die Post“ v. 18. 3. 1888.



In den Festräumen des Berliner Schlosses hängen die drei historischen Gemälde: die Krönung in Königsberg, die Kaiserhuldigung in Versailles, der Siegeseinzug in Berlin. Wie tiefergreifend für den Beschauer, der von diesen Fenstern aus gestern auf den weiten Platz herniedersah, auf welchem die sterbliche Hülle des Kaisers am Schloß seiner Ahnen vorüberzog. Und hinter seinem Sarge schritt nicht der Sohn und Nachfolger, den uns diese Bilder so kraftvoll und majestätisch an des Vaters Seite zeigen, sondern — innerlich aufs Tiefste ergriffen und erschüttert — der Enkel als der Vertreter

und Repräsentant Kaiserlicher Majestät. Hinter ihm schritt trauernd Europa in der Gesammtheit seiner Fürstenhäuser und Regierungen. Aber dieses Europa wird sich überzeugt haben, daß der Heimgang des großen Begründers des Deutschen Reichs wohl sein Volk in tiefste, schmerzlichste Trauer versetzen konnte, eine Trauer, die noch vermehrt ist durch die Krankheit Kaiser Friedrichs, daß aber die Grundlagen, welche Kaiser Wilhelm mit treuer und sorgender Hand gelegt, dadurch nicht berührt, sondern nur neu gefestigt worden sind. Weit über sein Leben und sein Sterben hinaus hält das Wirken des großen Kaisers sein Reich zusammen, und die Nation, welche sich seiner nicht mehr freuen darf, wird um so treuer zu seinem Vermächtniß, zu dem Werke seines Lebens stehen. Was dem deutschen Volk inmitten seiner aufsteigenden Bewegung vielleicht gefehlt hat, war das Läuterungsfeuer ernster Prüfung. Wir glaubten einem solchen in der Gluth neuer heißer Schlachten entgegengehen zu sollen, die Vorsehung hat es anders beschlossen; mitten in der Sorge um den Kronprinzen erlischt die Lebensflamme des Kaisers. Möge unser Volk diese Flammenschrift verstehen und sich namentlich davor hüten, die innere Zwietracht, den Hader der Parteien nun um so lebhafter zu entfesseln; das geweihte Haupt, das über Deutschland geleuchtet und in welchem uns die Sicherheit gegeben war, daß innerer Hader das Reich nicht zerstören werde, ist zur Ruhe gebettet, und je schwieriger die Regierungsverhältnisse sich gestalten, um so nothwendiger ist die Eintracht der Parteien, die mehr denn je zur patriotischen Pflicht wird. In diesem Zeichen werden wir über die schwere Prüfung siegen, welche Kaiser Wilhelms Heimgang uns auferlegt, aber auch nur in diesem!

„Hannover. Courier" v. 17. 3. 1888.



Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß auch in den englischen Blättern am Tage nach der Beisetzung die ersten Leitartikel sämmtlich dem Gedächtniß Kaiser Wilhelms gewidmet waren. Wir führen von ihnen die beiden folgenden an:

Die Woche der Trauer ist vorüber. Dennoch wird der Einfluß der großen geschichtlichen Szene, welche Europa in den letzten Tagen erblickt hat, viel langsamer vorübergehen, als der oberflächliche Beobachter glauben möchte. Sie wird in den Gemüthern der Menschen, nah und weit, haften, weil sie im Kaiser Wilhelm das Prinzip einer individuellen Mission, der Mission eines Mannes, der zur Ausführung einer großen weltgeschichtlichen Aufgabe berufen war, die Konzentrirung aller Wünsche und Bestrebungen eines Volkes in einer Hand und einem Herzen verkörpert sahen. Die Menschen haben gesehen, wie Nationen durch Einigkeit und Gehorsam stark werden, und wie das wirkliche Oberhaupt „der Diener Aller" sein muß. Sie sind Zeugen gewesen, wie Gerechtigkeit eine Nation erhöht und wie es keine wirkliche andere Quelle der Kraft giebt, als die Furcht Gottes, was keine Bigotterie oder Aberglauben, noch ein bestimmtes Glaubensbekenntniß bedeutet, sondern das Bewußtsein, daß die Erde und ihre Bewohner durch das Gesetz der Gerechtigkeit regiert werden. Aufs Neue haben die Völker gelernt, wie die Pflicht, welche der Leitstern des verstorbenen Kaisers war, auf direktem Wege zu Erfolg und Ruhm

führt, wenn es auch bisweilen den Schein hat, als ob sie nicht dahin führt. Wir erklären offen, daß Deutschland in seinem Schmerze um den entrissenen Kaiser der ganzen Christenheit ein erhabenes Vorbild gegeben hat, welches unmerklich, aber fruchtbringend sich in unzählige Herzen senken wird.

„Daily Telegraph.“



Vale Senex Imperator! So lauteten die rührenden Worte, mit welchen die Berliner Bevölkerung dem Souverän Lebewohl sagte, der ihre Stadt zur Hauptstadt des einigen Deutschlands gemacht hatte. Alles, was sterblich an ihm war, ist aus ihrer Mitte verschwunden, aber sein Geist und sein Werk bleiben ein unschätzbares Erbe für sie und das ganze deutsche Volk. Dieses verleiht der gestrigen Feier ihre tiefe geschichtliche Bedeutung. Es war kein reines Hofceremoniell, wie es das Begräbniß jedes gewöhnlichen Fürsten, der einen sicheren Thron bestiegen und ihn in Frieden und Glück ausgefüllt hat, mit Pomp und Prunk umgiebt. Nein, hier trauerte eine ganze Nation für einen Mann, der sich eins mit der Nation gefühlt hatte. Kaiser Wilhelm . . . . hatte die bei einem Herrscher unschätzbaren Gaben natürlichen Verstandes, Einfachheit des Charakters, unwandelbarer Treue gegen sein Land und unermüdlichen Pflichteifers. „Ich habe keine Zeit, müde zu sein,“ war eine seiner letzten Aeußerungen. „Mein Leben geht der Neige zu,“ sagte Friedrich der Große kurz vor seinem Tode, „die Zeit, welche ich noch habe, muß ich benützen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staat.“ In diesen beiden Aeußerungen zweier großer Hohenzollern haben wir den wahren Geist dieses Fürstengeschlechts, den Geist, welcher die Hohenzollern auf den preußischen und auf den deutschen Kaiserthron erhoben hat. Diesem Geiste bezeugte die ganze deutsche Nation gestern Ehrfurcht in ihrer Trauer für den dahingeschiedenen Kaiser. Sie erkannte in ihm den besten Repräsentanten ihres eigenen sittlichen Ernstes, ihres eigenen pietätsvollen Charakters, ihres Sinnes für das Reale, ihrer einfachen Integrität, ihrer Liebe zum Vaterlande, ihrer leidenschaftlichen Bemühungen um die Einigkeit der Nation, ihres geduldigen Ausharrens unter den Hemmnissen, Anfechtungen und Gefahren, welche das hohe Ziel mit sich brachte. Dies ist der Grund, weshalb die schrille Wehklage einer mächtigen Nation durch ganz Europa ihren Wiederhall gefunden, herzliche Entgegnung bei Allen gefunden hat, welche wahre Größe ehren und die Sorge eines Volkes achten.“

„Times.“



„Der Kaiser lebt.“

„Der Kaiser starb“, so tönt's von Mund zu Mund,
Und alles eilt in fieberhafter Hast
In seine Nähe, hin zu dem Palast.
Die Menge wartet bang und will's nicht glauben, —
„Den Kaiser kann uns selbst der Tod nicht rauben!“
Da öffnet sich das Thor, — man stürmt heran, —
Ein General — sie schreien Mann um Mann,
Sie fragen ihn, und jede Fiber bebt, —
Laut ruft er's ihnen zu: Der Kaiser lebt!

Und alles hofft: Leb' er noch manches Jahr!
Doch kaum der Morgen graute, ward es wahr, —
Kanonen donnern, Glocken läuten's ein:
Der Kaiser starb beim ersten Morgenschein.

O Kaiser, der Du unser Volk geführt
Von Sieg zu Sieg in wildem Weltgericht,
Des neuen Reiches erster Kaiser Du, —
Aus unseren Herzen drängt der Tod Dich nicht!
Der Du nach Krieges Sturm den goldenen Frieden
Beschirmt mit festem Sinn und starker Hand, —
Gleich warmem Sonnenlicht strahlt Dein Gedenken
Für immer über unserem Vaterland!

Der Kaiser lebt! — Ihr sagt, man trug ihn fort
Im Trauerpomp zur ewigen Grabesstätte,
Ihr saht ihn ruhen an dem heiligen Ort,
Im Sarg, dem prächtigen, und Todtenkränze
Sie schmückten ohne Zahl sein letztes Bette . . .
Ein langer Zug, durch schwarzbehängte Straßen,
Zog Euch vorbei, ein ungeheures Leid
Hat Euch gepackt, und Thränen ohne Maßen
Sind ihm geflossen . . . Stellt das Klagen ein!
Der Kaiser lebt und wird unsterblich sein!

„Deutsch. Tagebl.“ v. 1. 4. 1888. Felix von Stenglin.





Kundgebungen des Auslandes.

„An Deiner Bahre, großer Kaiser, reichen
Des Erdballs Völker trauernd sich die Hand;
Du, Held und Herrscher siegreich ohne Gleichen,
Des Ruhm durchfliegt die Meere wie das Land;
Von des Verlustes Schwere ganz durchdrungen,
Hält ein Gefühl des Grams die Welt umschlungen."

Westermanns Monatshefte, April 1888. A. Glaser.

Ein Hauch der Ewigkeit, ein Hauch des Friedens und der Liebe ist noch von Kaiser Wilhelms Bahre durch die Welt gegangen. Wie die Einheit der deutschen Stämme beim Heimgange ihres großen Begründers in der innigen Volkestrauer in allen deutschen Gauen in überraschender Weise, auch dem blödesten Auge sichtbar, von Neuem in die Erscheinung getreten ist, und, durch die heilige Läuterung des Schmerzes hindurchgegangen, gleichsam neugeboren als leuchtende Lichtgestalt, als der gute Genius des deutschen Volkes über diesem Sarge emporgeschwebt ist, uns selber ein Wunder, voller Verheißung für die kommenden Zeiten unseres Volkes; so hat dieser Sarg auch all die zerstreuten Kinder Germanias auf dem weiten Erdenrunde, denen vor 1870 das Heimathsgefühl so leicht abhanden kam, abermals einträchtig mit uns in rührender Weise verbunden, geeint mit uns in gemeinsamem Leid und gemeinsamer Liebe, wie die Glieder einer großen Familie, die ihr Haupt, ihren Vater betrauert. Ueber Länder und Meere haben sie uns die leidtragende Hand gereicht, wo sie nicht selber herbeieilen konnten, und zu den letzten Werken der Liebe überall in der Welt in gleicher Weise sich vereinigt.

Von überall her von den Deutschen im Auslande, von Weit und Nah, von den fernsten Zonen, aus Europa, Amerika, Afrika, Asien, Australien, von den Inseln des Weltmeeres, von überall, wo Deutsche wohnen, gelangten tagtäglich in Telegrammen und Adressen Kundgebungen der Trauer und des Beileids an das Auswärtige Amt in Berlin oder an die Vertreter der betreffenden Staaten zur Uebermittelung an Kaiser Friedrich und das deutsche Volk. So, um nur außereuropäische Länder zu nennen, von den Deutschen aus Adelaide (Australien), Bahia (Brasilien), Bogota (Venezuela),

Baltimore (Ver. Staaten), Bangkok (Siam), Canton (China), Chicago (Ver. Staaten), Cincinnati (Ver. Staaten), Guatemala (Mittel-Amerika), Havanna (Cuba), Hongkong (China), Jamaika (Korea), Mananga (Nicaragua), Mexiko (Mexiko), Melbourne (Australien), Mobile (Alabama, Ver. Staaten), Montreal (Kanada), New-York (Ver. Staaten), Padang (Sumatra), Peking (China), Pelotas (Brasilien), Puebla (Mexiko), Rio de Janeiro (Brasilien), Rio Grande (Brasilien), San Francisco (Ver. Staaten), Santiago (Chile), Toronto (Kanada), Valparaiso (Chile), Worelia (Mexiko), Yorktown (Ver. Staaten) und vielen anderen Orten. Abordnungen kamen von weither, um Kränze für die kaiserliche Bahre zu überbringen oder an der Beisetzungsfeierlichkeit des 16. März theilzunehmen, wie aus Amsterdam, Gablonz in Böhmen, Lodz in Polen, aus Moskau, Petersburg, Prag, Riga, Rotterdam, Warschau u. a. Orten. Blumen, Kränze und Palmen wurden durch Kabel aus weitester Ferne in Berlin bestellt, um an dem kaiserlichen Sarge niedergelegt zu werden; so, um wieder nur außereuropäische Länder zu nennen, aus Argentinien, Bolivia, Chile, Java, Indien, Kapland, Uruguay u. a. Ländern. Und an dem nämlichen Tage, da wir in Berlin Kaiser Wilhelm zu Grabe trugen, klangen überall in der gleichen Stunde die Glocken in den Kirchen der fernsten Zonen, wehten in aller Welt die Trauerfahnen, und Deutsche vereinigten sich zu gemeinsamer Todten- oder Gedächtnißfeier.

Aber nicht von dieser rührenden Theilnahme der Deutschen im Auslande allein oder vorwiegend sollte hier die Rede sein, wenn es auch gebührend ist, ihrer an erster Stelle zu gedenken, sind sie doch die Unsrigen — Kaiser Wilhelms Wirken danken wir es, daß wir es bereits als selbstverständlich hinnehmen, wenn deutsche Herzen, wo sie auch weilen mögen, des Deutschen Reiches Leid wie Freud gemeinsam mit uns tragen — nein, von der überraschenden und überwältigenden Antheilnahme des gesammten Auslandes überhaupt, von der allgemeinen Bezeigung des Beileids, das am Sarge unseres großen Kaisers in der ganzen Welt sich kundgegeben, wollten wir reden, von der Welttrauer bei Kaiser Wilhelms Heimgang. Ja, der Dichter hat Recht: „an seiner Bahre reichten des Erdballs Völker trauernd sich die Hand.“ Es war, als wenn dieser Tod die Völker der Erde, die gesitteten, zu einer großen Gemeinde vereinigt hätte; überall das Aufflammen der nämlichen Empfindungen, hier heller dort matter, überall die gleichen Beweise der Theilnahme, überall die gleichen Kundgebungen, in denen sich die Fürsten und die Völker der Erde vereinigten. Es waren nicht bloß die Höfe oder Regierungen, oder bloß die Stimmen der öffentlichen Blätter des Auslandes, die sich vernehmen ließen; von allen Seiten kamen die Berichte, daß die Theilnahme wirklich große Schichten der Bevölkerung erfaßt hatte, und die Kundgebungen der Parlamente, der Gemeindevertretungen und anderer Körperschaften bewiesen, daß Kaiser Wilhelm weit über die

Grenzen des deutschen Reiches sich die Herzen der Welt erobert hatte. Es ist etwas in der Geschichte nie Dagewesenes, diese allgemeine Theilnahme der ganzen Welt bei dem Tode eines Herrschers.

Die Gründe für diese seltene Erscheinung sind in der oben auf S. 76 wiedergegebenen Betrachtung der „National-Ztg." vom 12. März 1888, auf die wir deshalb verweisen, treffend ausgeführt. Mehr noch als der strahlende Glanz des großen Siegers und Begründers des Reiches, der höchstens kühle Bewunderung aber nicht warmen Herzensantheil wachrufen konnte, war es die fesselnde Kraft der eigenartigen Persönlichkeit, an der alles so schlicht und doch so groß, so rein und adlig war. Vor allem aber, mehr und mehr mit den Jahren war auch den andern Völkern das Bewußtsein gekommen, daß dieser große Sieger und Kriegsheld in Wahrheit der stärkste und festeste Hort des Weltfriedens war. Hatte er doch nicht nur Deutschland durch beinahe zwei Jahrzehnte den Frieden erhalten, sondern durch seinen mächtigen Einfluß in ganz Europa alle Friedensbestrebungen gefördert und so durch lange Jahre den Völkern das kostbare Gut des Friedens bewahrt. „Man sagte" — lautet ein Satz in dem Nachrufe des Pariser „Matin" — „man sagte: „So lange der Kaiser lebt, giebt es keinen Krieg," und die Mütter und Frauen Frankreichs, die dieses Wort hörten, hätten dem, der es aussprach, die Unsterblichkeit verleihen mögen." Darin liegt das Geheimniß. Mehr noch als die Dankbarkeit — in dem politischen Verhältniß der Völker zu einander überhaupt ein zweifelhafter Faktor — war es das Friedensbedürfniß der Welt, das sich hier aussprach, die tiefe Sehnsucht nach Frieden in der Welt, was bewußt oder unbewußt die Völker von Nah und Fern in gemeinsamer Trauer an diesem Sarge gleichsam zusammenführte. Es war der Friedenshauch, der wie von diesem Leben, so noch einmal, und da am lebendigsten, am ergreifendsten, am sichtbarsten, von diesem Sarge ausging über die Völker der Erde. Es war ein Hauch des Ewigen. — —

Aber um dies Bild der allgemeinen Theilnahme des Auslandes etwas anschaulicher und lebendiger werden, um die Erinnerung an das Einzelne in der Folgezeit nicht allzusehr erblassen zu lassen, wie das so leicht geschieht schon nach kurzer Zeit, sollen hier noch einige Einzelheiten im Besonderen hervorgehoben werden.

In Europa

giebt es wohl keinen Fürsten, keine Staatsbehörde und keine Volksvertretung, mit Ausnahme der französischen, die nicht in würdigster und sympathischer Weise durch öffentliche Kundgebungen ihrer Theilnahme an der Trauer um Kaiser Wilhelms Heimgang Ausdruck verliehen hätten, keinen Hof, der nicht mehrwöchentliche Hoftrauer angeordnet und aus seiner Mitte Abgesandte zur

Leichenfeier des 16. März nach Berlin geschickt, keine Regierung, die es unterlassen hätte, am Beisetzungstage öffentliche Feierlichkeiten in den Kirchen zu veranstalten, an denen sich die Mitglieder des Hofes und der Staatsbehörden, die Diplomaten und sonstigen Würdenträger und außer den Deutschen der betreffenden Orte auch die heimische Bevölkerung betheiligten.

Am wärmsten erklangen diese Kundgebungen aus dem uns stammverwandten und verbündeten Oesterreich und dem uns befreundeten Italien, wo sogar die Vertretungen vieler Stadtgemeinden ihre Sitzungen am Todestage schlossen, während andere Stadtgemeinden in eigens gefaßten Beschlüssen und Beileidsadressen oder Telegrammen öffentlich ihre Trauer bekundeten, noch andere, wie beispielsweise die von Graz in Steyermark, Linz a. D., Salzburg sogar Kränze und Blumenspenden am Sarge Kaiser Wilhelms niederlegten.

Der Magistrat der Stadt Berlin hat in einer besonderen, schwarzumränderten Beilage zu dem Gemeindeblatt Nr. 15 der Haupt- und Residenzstadt Berlin „die Depeschen und Zuschriften, durch welche österreichische und italienische Gemeinden der Stadt Berlin als der Hauptstadt des Deutschen Reiches den Schmerz ausgedrückt haben, welchen der Heimgang Kaiser Wilhelms auch in diesen befreundeten Ländern erregt hat, als Zeichen des Dankes für den wohlthuenden Ausdruck der Theilnahme" veröffentlicht und den einzelnen Stadtvorständen diese Beilage übersendet. Es sind dies die Stadtvorstände von Rom, Bologna, Genua, Neapel, Spezia, Giovinazzo, Melfetta, Pegli, Palermo, Castiglione, Reggio, Biancavilla, Mirabella, Modena, Terracina, Perugia, Troppau, Znaim und Mährisch-Ostrau.

Die Stadtvertretungen anderer italienischer und österreichischer Ortschaften richteten ihre Beileids-Adressen oder Telegramme an den Ministerpräsidenten Crispi oder an den italienischen Botschafter in Berlin oder an den deutschen Botschafter in Wien zur Uebermittelung an Kaiser Friedrich und das deutsche Volk, wie die Gemeinde- bezw. Provinzial-Vertretungen von Avellino, Bergamo, Catania, Fermo, Florenz, Mailand, Messina, Siena, Toscana, Ligurien, Neapel, Gastein, Hermannstadt, Teplitz u. a. O.

Was **Oesterreich** im Besonderen betrifft, so erschien in Wien gleich nach Bekanntwerden der Trauerkunde der Kaiser selber bei dem deutschen Botschafter, um sein tiefes Beileid auszudrücken, später der Kronprinz und sämmtliche Erzherzöge und hohen Würdenträger. Die Hoftheater wurden geschlossen, eine vierwöchentliche Hoftrauer angeordnet. In beiden Häusern des österreichischen Reichsrathes und des ungarischen Parlamentes vollzogen sich feierliche Kundgebungen, indem die Sitzungen durch bewegte Worte der Vorsitzenden eröffnet und dann alsbald geschlossen wurden. Dasselbe geschah in den Gemeinderathssitzungen in Wien, Graz und anderen

Städten Oesterreichs. Ebenso gab die gesammte Presse des Kaiserstaates der tiefen Antheilnahme der Bevölkerung in ehrenden Nachrufen und Betrachtungen den wärmsten Ausdruck; mit Ausnahme vielleicht des klerikal-feudalen „Vaterlandes", das es über eine halbverbissene Anerkennung nicht hinausbrachte, war sie einstimmig in dem Lobe des Verstorbenen, an dem sie nicht bloß seine denkwürdigen Waffenthaten, sondern auch seine Friedensarbeit und den edelen, großen Character pries. Aus den Stimmen derselben greifen wir hier eine heraus. Die „Wiener Allgemeine Zeitung" schreibt unter dem 9. März:

„Eine Rieseneiche, welche mehrere Generationen hindurch so fest und unwandelbar wie ein Gebilde aus Stein vor Augen stand, ist umgestürzt; ein gewaltiger Thurm, nach dessen Ziffernblatte bei auftauchenden politischen Schwierigkeiten Jedermann den Blick wandte, ist zusammengebrochen. Obschon auf den Tod Kaiser Wilhelms die Welt seit Jahren sich vorbereitet, tritt das Ereigniß, weil es über jede Menschenberechnung lange ausblieb, nun doch in der Gestalt einer Ueberraschung auf. Es gehört zu den Zeichen und Merkmalen einer großen Persönlichkeit, daß deren Hinscheiden, wenn auch längst erwartet, einen Effekt hervorbringt, den Niemand voraussah.

Es wäre überflüssige Mühe, die Fülle der Weltbegebenheiten beleuchten zu wollen, an welchen er theilgenommen, oder auf die gewaltigen Fußspuren hinzuweisen, welche der Gang dieses Mannes über unsere Erde zurückgelassen. Sowohl die Invasion des ersten Napoleon in Deutschland, welche seine Jugend umtobte, wie die Befreiungskriege und die Ereignisse der letzten Dezennien, die in der Gefangennahme Napoleons III. und in der Kaiserkrönung zu Versailles gipfelten, deren Wirkung noch fortwährend Europa in Athem hält — leben in Aller Gedächtniß. Doch fast unwillkürlich wenden sich die Blicke nach der weit klaffenden Lücke, die er zurückgelassen. Man sucht sich die Welt ohne sein Dasein zu vergegenwärtigen und hauptsächlich über den Verlust sich aufzuklären, den Europa und das Deutsche Reich durch seinen Tod erleiden. Nun, eine Friedensbürgschaft, ein die Ruhe Europas beschützendes Palladium ist mit ihm geschieden. An seine Friedensliebe glaubte alle Welt, Niemand besorgte, er werde muthwillig das Schlachtenglück von Neuem auf die Probe stellen. Und seine Gesinnung war von unermeßlicher Bedeutung. Sein hohes Alter, seine persönlichen Beziehungen, seine Erfolge gaben ihm ein ganz exceptionelles Ansehen unter den Fürsten Europas. Durch seinen Einfluß war es möglich, daß einem sich vorbereitenden Unheil noch im letzten Augenblicke Einhalt geschehen konnte. Ein Wort, ein Brief von ihm oder gar ein persönliches Dazwischentreten hätten unter Umständen die sich schon aufbäumende Kriegsfurie wieder zurückzuscheuchen vermocht. Eine Persönlichkeit von gleicher Geltung durch Position und ehrwürdiges Alter existirt jetzt in Europa nicht." —

Italien ist in der Wärme wie der Zahl der Kundgebungen, wie schon erwähnt, hinter Oesterreich nicht zurückgeblieben. König Umberto von innerem Herzensdrang getrieben, machte die weite Reise von Rom nach Genua, um Kaiser Friedrich bei dessen Heimkehr aus Italien zu umarmen und ihm persönlich die herzlichen Empfindungen seiner Theilnahme auszudrücken. Und wie der König, so empfanden alle Kreise der Bevölkerung den Wunsch, ihrer

Trauer öffentlichen Ausdruck zu geben. In Rom gab im italienischen Parlament Ministerpräsident Crispi in ergreifenden Worten den tiefen Schmerz der italienischen Nation kund — „wie .unsere eigene Trauer", sagte er u. a., „empfinden wir die Trauer Deutschlands" — und beantragte, dem neuen Kaiser Friedrich das aufrichtigste Beileid und die besten Wünsche für die Wohlfahrt und Größe des Deutschen Reiches auszusprechen. Die Kammer nahm den Antrag mit lebhafter Zustimmung an und schloß ihre Sitzung zum Zeichen der Trauer. Auch die Gemeinderäthe in Rom und in anderen Städten hoben ihre Sitzungen auf. In Rom, Mailand, Turin und vielen anderen Orten wurden viele Läden bei Bekanntwerden der Todesbotschaft geschlossen. Von dem Quirinal, den Staatsgebäuden und vielen Häusern wehten die Flaggen mehrere Tage lang auf Halbmast, ganz wie bei uns. Von den Beileidskundgebungen zahlreicher Stadtgemeinden ist oben schon die Rede gewesen. „Der Tod des deutschen Kaisers", sagt in der „Kölnischen Ztg." ein englischer Augenzeuge in Rom, „hat hier die tiefste Bewegung hervorgerufen. Seit dem Tode Victor Emanuels habe ich Aehnliches hier nicht gesehen."

Die Mehrzahl der italienischen Tagesblätter erschien mit Trauerrand, viele brachten Sonderausgaben mit den Bildnissen und Biographien des alten und des neuen Kaisers, die reißenden Absatz fanden. Die Blätter aller Parteien zeigten sich einig im Ausdruck der Trauer, einig auch in der Anerkennung für den Dahingeschiedenen. Aus der italienischen Presse mag hier nur der Nachruf des päpstlichen Blattes „Osservatore Romano" vom 9. März 1888 folgen, der in der Uebersetzung der Germania nach dem „Reichs-Anzeiger" vom 13. März 1888 also lautet:

„Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen, hat heute Morgen seine lange und ruhmvolle Laufbahn beschlossen. Nach einer Regierung mit tausend Wechselfällen, nach Erfolgen, wie sie nur sehr wenige Herrscher je zu verzeichnen gehabt haben, lebte er dann inmitten der ruhigen Bewunderung der Welt und der sicheren Zuneigung seines Volkes. Ein und neunzig Jahre alt, mit einer militärischen Laufbahn, welche mit der Schlacht von Leipzig begann und mit der von Sedan schloß, verwendete er von da an das unbegrenzte Ansehen seines Namens, seines Ruhmes, seines Alters, um seinen Deutschen und in Wechselwirkung auch Europa die Wohlthaten des Friedens zu sichern. Und wenn die Geschichte seiner Triumphe sich erinnert, wird sie sich auch erinnern, daß er zu rechter Zeit der Kriege genug hatte, und in den letzten Jahren seine Stirn mit dem Olivenzweige umkränzen wollte, die vorhin so herrlich mit dem Lorbeer geziert war. Die Geschichte wird sich erinnern, daß die Stimme des hehren Greises sich vernehmen ließ, so oft irgend eine Kriegsbefürchtung den europäischen Frieden bedrohte; sie wird sich erinnern, daß er mit diesem Verlangen nach einem materiellen Frieden das Verlangen nach einem moralischen Frieden vereinigte, und daß von ihm die Gesetze sanktionirt wurden, mit welchen das Einvernehmen zwischen Preußen und der Kirche wiederhergestellt wurde.

Der Mann, der heute verschwindet, war nicht ein Schatten, auch nicht

eine Erinnerung; in seinen Bemühungen um den Frieden stellte er noch eine jugendliche Kraft dar, welcher das sehr vorgerückte Alter in Gestalt des Prestiges das gewährte, was es ihm an jugendlicher Kraft entzog.

Deshalb ist der Tod des großen Monarchen nicht nur ein Ereigniß von geschichtlicher Natur; es ist ein politisches Ereigniß, welches durch die schmerzensreiche Lage, in welcher sich der ausgezeichnete Fürst, der ihm folgt, befindet, um so schwerwiegender gemacht wird.

Möchte Gott dem Kaiserlichen Nachfolger die volle Lebenskraft wiedergeben, und bewirken, daß sein Wille, gleichfalls in edler Weise friedlich, in den europäischen Berathungen die nachhaltige Achtung genieße, durch welche das Wort Wilhelms I. so mächtig war."

Zu **England** übergehend, geben wir hier statt jeder weiteren Hinweise einen Auszug aus den Mittheilungen des Londoner Berichterstatters der „Kölnischen Ztg." vom 12. März 1888:

Ganz England — heißt es unter dem 10. März — hat Trauer angelegt, als weinte es um einen der Seinigen. Allenthalben wehen Fahnen halbmast, ertönt das Geläute von Glocken, werden Trauergottesdienste angezeigt; die Zeitungen rücken mit langen Lebensbeschreibungen heran; und die „Times" drückt durch die schwarze Umrandung der achtzehn Spalten, die sie dem todten Kaiser widmet, die Ueberzeugung aus, daß der wichtigste Mann des Jahrhunderts gestorben sei. Diplomaten und Minister fahren in schwarzen Gewändern vor Buckingham Palast, Marlborough House und der deutschen Botschaft vor, um ihre Namen in das Buch der Leidtragenden zu zeichnen. Vor dem Palast sammelte sich eine große Volksmenge; und als die Königin gegen 4 Uhr ausfuhr, ward sie mit stummer Achtung begrüßt. — Der erste, der den Gesinnungen der Nation in einer Rede Ausdruck verlieh, war der Lord Mayor de Keyser, bei Beginn der Rathssitzung im Mansion House. Unter allen deutschen Gemeinden der verschiedenen britischen Städte herrschte die größte Aufregung. — In Liverpool stellten alle deutschen Häuser die Geschäfte ein und hißten, gleich den deutschen Schiffen in dem Mersey, die deutsche Flagge halbmast auf. — Von der englischen Presse darf man sagen, daß sie, einige unbedeutende radikale Blätter abgerechnet, für den todten Kaiser nur Worte der höchsten, ungemischtesten Anerkennung besitzt. An die Abendblätter vom 9. März schlossen sich heute die Morgenblätter, voran die „Times" mit zwanzig Spalten, in welchen sie die Vorgänge in Berlin und das Leben des Kaisers beleuchtete, und zwar in einem Tone, der bei dem ruhigen und abwägenden Charakter des Blattes kaum feuriger sein kann. Dann der „Daily Telegraph", den kein deutsches Blatt an Schwung und Wärme der Empfindung für den Kaiser übertreffen kann; der konservative „Standard", der den Gedanken vertritt, daß des Kaisers Größe den Nachgeborenen noch viel gewaltiger erscheinen wird als uns; und die radikale „Daily News", die den Kaiser zwar für keinen großen Mann an und für sich, aber doch für einen großen Herrscher erklärt. Was Ausführlichkeit der Berichterstattung anbetrifft, so gebührt die Palme dem Berliner Vertreter der „Times". Aus den $3^1/_2$ Spalten, die er seinem Blatte über des Kaisers Lebensende übermittelt, gewinnt der englische Leser ein rührendes Bild der Liebe, welche die letzten Augenblicke des sterbenden Herrschers vergoldete. In den darauffolgenden dreizehn Spalten erhalten sie eine umfangreiche, eingehende und nach Kapiteln wohlgegliederte

Geschichte des Kaisers Wilhelm. In dem Kapitel: „Persönliche Charakterzeichen“ bemerkt das Blatt:

„Für keinen Herrscher bestand je der Thron so aus den Herzen seines Volkes. Daß er geachtet, geehrt und geliebt war, ist nur die halbe Wahrheit. Er ward einfach angebetet. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß die Zahl seiner Büsten, Photographieen, Bilder, Medaillons und anderer Gedenkzeichen des Kaisers in Deutschland größer ist als die der Bibel. Sein hohes Alter, verbunden mit der Art seiner und seiner Paladine Thaten, welche die Einbildungskraft des Volkes in eins zusammenwarf, hatten ihn in seinen letzten Lebensjahren mit dem Glorienscheine eines mythischen Helden umgeben. Man kann kaum sagen, ob er als Monarch oder als Mensch mehr geliebt ward. In Preußen ist trotz aller verfassungsmäßigen Formen das königliche Amt nichts weniger als eine bloße Kopfzier; es ist vielmehr eine lebendige Machtwürde, und das preußische Volk hat mehr Vertrauen in seine Könige als in seine Parlamente. Es war zugleich ein Beweis für die Liebe, deren er sich als Mensch erfreute, und für das Vertrauen, das man gegen ihn als Herrscher hegte, daß er keinen Theil seines Gebietes besuchen konnte, ohne mit Bittschriften beregnet zu werden.“

Schließlich sei noch der folgende Absatz erwähnt:

„Der Kaiser hat niemals durch die geringste Handlung den Glauben seiner Unterthanen erschüttert, daß er die reine Quelle der Ehre und der Gerechtigkeit sei. Daß der König sich nicht irren könne, war in Preußen weniger eine verfassungsmäßige Voraussetzung als ein Volksglauben. Selbst in den Zeiten heißer politischer Kämpfe ward er nie der Gegenstand persönlicher Verunglimpfung. Es war eine parlamentarische Vorschrift, daß des Kaisers Name nie in die Erörterungen gezogen werden solle. Die Nation fühlte sich eben zur Dankbarkeit gegen einen Mann verpflichtet, der so viel für sie vollbracht. Die Nation freute sich, daß er die Wagschale des Friedens und des Krieges so lange in der Hand behielt; es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß die deutsche Hauptstadt von Soldaten aus allen Theilen der Welt besucht ward, aus der Türkei, Griechenland, China und Japan und den fernsten Inseln. Sie war stolz darauf, als Herrscher einen großen Greis zu besitzen, der ein körperliches Wunder war, der so gemüthlich und doch so würdevoll, so gütig, gerecht, heiter, ritterlich und ein so vollendeter Gentleman war; der seinen 90. Geburtstag feierte und den dritten Thronerben in unmittelbarer Reihenfolge im Arme hielt“.

Die Hauptwochenschriften in der Politik, der „Spektator“ und die „Saturday Review“, sind beide in ihrer Art anerkennend. Der „Spektator“ meint, daß des Kaisers Haupteigenschaft in seiner Einsicht in die menschlichen Fähigkeiten bestand, daß er eines jener seltenen Urtheile besaß, welches durch die Umgebung hindurch ins Herz der Sache drang und die dem Zwecke entsprechenden Mittel herausfand. Die „Saturday Review“ sagt zum Schluß ihres Artikels: „Abgesehen von den Diensten, die er Deutschland und schließlich auch der Sache des allgemeinen Friedens leistete, hat er allen Herrschern und Staatsmännern, die mit unweisen Volkswünschen zu rechnen haben, ein großes Beispiel gegeben.“

In **Rußland** entsprach die Trauer des Herrscherhauses der engen Verwandtschaft und der Freundschaft, welche der verstorbene Kaiser sein Leben hindurch für das russische Kaiserhaus gehegt und jederzeit an den Tag gelegt

hat. Die Trauer wurde seitens des russischen Hofes fast wie eine Landestrauer behandelt und die für dieselbe an den Hof und das Militär erlassenen Vorschriften unterschieden sich wenig von denen in Deutschland selber. Auch hier begaben sich der Kaiser und die Kaiserin und der Thronfolger in Person zu dem deutschen Botschafter, um ihre Theilnahme kundzugeben, auch hier wurden die Theater — in Petersburg, Warschau u. a. Orten — auf drei Tage geschlossen, die für den Geburtstag des russischen Kaisers (10. März) angesetzten Hoffestlichkeiten abgesagt, die Illumination abbestellt. Die Regierungsblätter erschienen mit Trauerrand und brachten warm empfundene Nachrufe mit gerechter Anerkennung der Thaten, Verdienste und Tugenden des Heimgegangenen. Auch die übrige russische Presse, die wenige Wochen vorher noch gereizt und erbittert gegen Deutschland geschrieben hatte, zeigte jetzt eine im Ganzen würdige Haltung und hielt mit ihrer Anerkennung nicht zurück, obschon freilich in manchem der Blätter auch hier wieder „der asiatische Hochmuth und die asiatische Ueberhebung" sich nicht verleugneten. „Das neunzehnte Jahrhundert gehörte Frankreich und Deutschland", schließt ein Moskauer Blatt seinen Nachruf, „das beginnende zwanzigste wird, so glauben und hoffen wir, Rußland angehören!" — Wir Deutsche glauben und befürchten das nicht.

Aus dem Brüsseler „Nord", der als Echo der jeweiligen politischen Stimmung in Rußland gilt, möge hier der Nachruf vom 10. März 1888 folgen; wir geben ihn nach der „Tägl. Rundschau" vom 13. März 1888:

„Kaiser Wilhelm ist todt. Die schmerzliche Nachricht hat die Welt tief ergriffen. Der verewigte Monarch hatte sich überall Zuneigung erworben. Seine Eigenschaften als Mensch, als Soldat und Herrscher hatten ihm solche bis in die entlegensten Theile der Welt zugewendet, während sie ihm eine hingebende, unerschütterliche Liebe seines Volkes verschafften. Selten hat ein Fürst eine ähnliche Volksthümlichkeit genossen, und sicherlich war diese wohlverdient. Wenige Menschenleben sind so wohl angewendet worden, sein ganzes Leben, alle seine Anstrengungen waren dem Wohle seines Landes gewidmet. Es ist ihm beschieden gewesen, für dieses viel zu thun; er hat es zu einem unverhofften Grade von Macht emporgehoben, und wenn ihm die Bewältigung dieser Aufgabe die Mitarbeiterschaft bedeutender Männer erleichtern half, so darf man doch nicht vergessen, daß er sie auserwählt, sie gestützt und geschützt hat. Von dem Ruhme, den sie sich erworben, kommt ein ansehnlicher Theil ihm zu. — Das Andenken an Wilhelm I. wird lange Zeit in der deutschen Nation lebendig bleiben, in deren Geschichte seine Regierungszeit einen der glänzendsten Plätze einnehmen wird. Aber nicht bloß in Deutschland betrauert man den verewigten Kaiser; auch im Auslande gesellt man seine Trauer der des deutschen Volkes hinzu, namentlich aber in Rußland, wo man immer für den ruhmreichen Herrscher eine aufrichtige Freundschaft gehegt hat, in Vergeltung der zärtlichen Zuneigung, die er der russischen Kaiserfamilie bezeugte. Man kann dem neuen Reiche nur wünschen, daß es in den Bahnen Dessen, der soeben dahingegangen ist, sich weiter fortbewegen, und dem neuen Kaiser, daß er seinem erlauchten Vorgänger in Weisheit, Hingebung an das Vaterland und im Glück gleichkommen möge."

Selbst in **Dänemark** wurde die Trauerkunde am 9. März 1888 in beiden Häusern des Reichstages von den Vorsitzenden durch Ansprachen bekannt gemacht, während welcher die Mitglieder sich von ihren Sitzen erhoben hatten. Diese Ansprachen ehren das dänische Volk nicht minder als das deutsche. Sie lauten nach dem „Reichs-Anzeiger" vom 14. März 1888 in deutscher Uebersetzung also:

Im Folkething sprach Präsident Högsbro:

„Ich glaube die Sitzung heute nicht eröffnen zu dürfen, ohne der Kammer mitzutheilen, daß der Telegraph heute Morgen uns die Kunde von dem Tode des hochbetagten Kaisers von Deutschland gebracht hat. Die großen weltgeschichtlichen Ereignisse, mit welchen der Name des verstorbenen Monarchen verknüpft ist, lassen es natürlich erscheinen, daß dieser Todesfall überall hervorragende Beachtung findet. Schwere Erinnerungen knüpfen sich während des letzten Menschenalters an die Beziehungen des dänischen Volkes zu unserem mächtigen Nachbarn; aber gleich wie uns solches nicht hindern darf, einer großen weltgeschichtlichen Persönlichkeit die schuldige Anerkennung zu zollen, so ist es auch unsere Hoffnung, daß ein stets zunehmendes friedliches Einvernehmen mit dem deutschen Kaiser und Volke die Wunden heilen wird, welche die Vorzeit geschlagen hat. Ich bin überzeugt, daß die Kammer sich dieser meiner Auffassung anschließen wird."

Und die Sitzung des Landsthings wurde von dem Präsidenten Liebe mit folgenden Worten eröffnet:

„Die auf telegraphischem Wege hier offiziell verbreitete Nachricht, daß der bejahrte deutsche Kaiser sich seit heute früh nicht mehr unter den Lebenden befindet, ist ein so bedeutungsvolles Ereigniß, daß es nur natürlich erscheinen muß, wenn wir heute beim Beginn unserer Arbeiten bei demselben verweilen.

Von allen nationalen Verschiedenheiten und von peinlichen Erinnerungen abgesehen, wird in der Nähe wie in der Ferne überall tiefer Ernst die Gemüther bei der Nachricht erfüllen, daß ein Leben zum Abschluß gelangt ist, welches neben seiner über die gewöhnliche Grenze des menschlichen Daseins weit hinausreichenden Dauer, in vielen Beziehungen als ein einzig dastehendes erachtet werden muß, und welches von tiefeingreifender Bedeutung für die Weltereignisse gewesen ist. Wir müssen auch mächtig in unsern Gedanken bewegt werden, wenn wir die Aufgabe ins Auge fassen, welche dem so hart geprüften Thronfolger jetzt zufällt, dessen langwierige Krankheit in unserem Lande, sowie überall da, wo menschliche Empfindungen vorhanden sind, mit lebhafter Theilnahme verfolgt wird, eine Theilnahme, welche umsoweniger jetzt aufhören kann, nachdem Er noch die Bürde der Krone zu tragen hat."

Die **anderen europäischen Staaten** können hier nur kurz erwähnt werden. Es genüge darauf hinzuweisen, daß auch die Parlamente in Schweden und Norwegen, in Holland und Belgien, in der Schweiz, in Portugal, wie endlich in Rumänien durch feierliche Worte ihrer Vorsitzenden eröffnet, ihrer Theilnahme in den verschiedensten Formen Ausdruck gaben oder ihre Sitzungen schlossen; sowie daß die Presse aller dieser Länder sich in würdigster Weise verhielt. Doch gestattet der Raum es nicht, auch aus ihr ausgewählte Stimmen im Wortlaute anzuführen. Ebenso wenig

können wir auf sonstige Kundgebungen des Beileids in diesen Ländern im Einzelnen eingehen. Daß von einer Anzahl europäischer Fürsten auch Blumen, Kränze und Palmen an der Bahre des ersten deutschen Kaisers niedergelegt wurden, ist schon oben S. 97 erwähnt worden. Kurz, die Theilnahme der ganzen gesitteten Welt hat sich für unsern Kaiser kundgegeben.

So bleibt nur **Frankreich** übrig. Zwar die französische Regierung hat sich beeilt, hinter den anderen europäischen Regierungen und denen des fernen Asiens, hinter China, Japan, den Sultanen und den Inselkönigen des fernen Weltmeeres nicht zurückzubleiben mit dem offiziellen Ausdruck ihres Beileids. Aber das Amtsblatt, das „Journal officiel", das den Tod des großen deutschen Kaisers anzeigte, fand keine anderen Worte als den armseligen Satz: „Der Kaiser Wilhelm ist diesen Morgen um 8 ½ Uhr gestorben." In der Kammer wurde keine amtliche Mittheilung gemacht, noch die Sitzung aufgehoben. Die französische Volksvertretung hat durch diesen Mangel einer sonst von ihr beobachteten Rücksicht für uns nicht blos „den Beweis schlechter Erziehung und Mangels an Takt" geliefert, wie einer der Ihren, Cassagnac, ihr vorwirft, sondern gezeigt, daß ihr bereits das gesunde sittliche Urtheil Deutschland gegenüber abhanden gekommen ist. Jedenfalls haben sich die französischen Kammern zu der Höhe der Auffassung, von welcher die dänischen ein so ehrendes Beispiel gegeben haben, nicht zu erheben vermocht. Und die französische Presse hat zu einem Theile eine unglaublich rohe und niedrige Gesinnung an den Tag gelegt, indem sie in frivoler, cynischer und unehrerbietiger Weise den Tod unseres Kaisers Wilhelm besprach, wie das der „Radical", „L'Intransigeant", „La Lanterne", „Le XIX siècle", „Le Mot d'ordre" und andere Blätter gethan haben, deren Inhalt und Ton ebenso unfläthig war, wie die begleitenden Abbildungen. Dasselbe Volk, das sich immer seiner Bildung und Höflichkeit rühmt, das in eiteler Selbstbespiegelung in jenen selben Tagen beständig von der „französischen Großmuth", „von dem schönen, süßen und fast göttlichen Vorrechte" redete, welches „in seinem Nationalcharakter läge, angesichts des Unglückes nicht hassen zu können" („Gaulois"), das von der französischen Ritterlichkeit den Gegnern gegenüber salbaderte — „wir Franzosen", sagt der „Matin", „die wir sogar (!) unseren Feinden Gerechtigkeit widerfahren lassen" —, dasselbe Volk hat es nicht verhindert, daß ein großer Theil der Pariser Presse sich auch bei dieser Gelegenheit unseren schmerzlichen, heiligen Empfindungen gegenüber in ihrer ganzen bodenlosen Gemeinheit gezeigt hat. Mancher wird vielleicht wünschen, es wären diese Dinge auf diesen Erinnerungsblättern unberührt geblieben. Es giebt eine Seite im deutschen Gemüth, die geneigt ist, derartiges zu bedecken oder durch Schweigen abzuthun; vornehm mag das sein, männlich ist es jedenfalls nicht. Wir wollen dessen gedenken. Es sind Blätter der Erinnerung, ja, und dazu gehört auch, daß wir uns derer dauernd erinnern, die sich an unserem Heiligsten roh, frech und ungezogen vergriffen haben. Ob daß nur ein Theil

des Volkes gethan, ist dabei gleichgültig, es genügt, daß es überhaupt geschehen ist. Wir sollen und wollen das nicht vergessen.

Aber wir würden ungerecht sein, wenn wir verschwiegen, daß in einem anderen Theile der Presse diese Haltung ihrer Landsleute mit Unbehagen oder Unmuth empfunden ist, und daß diese sich bemüht hat, einen anständigen und taktvollen Ton anzuschlagen und den andern Eindruck zu verwischen. Aber auch in ihren Betrachtungen und Nachrufen redet mehr die Höflichkeit der Klugheit als die Höflichkeit des Herzens. Eine wahrhafte Würdigung der großen Bedeutung des Dahingeschiedenen, ein richtiges Verständniß darf man auch bei ihr nicht erwarten. Ein Bericht aus Frankreich in der „Kölnischen Zeitung" bespricht gerade diese Seite in treffender Weise. Er möge daher den Schluß bilden:

Die „Würdigung" des großen deutschen Kaisers, an dessen Grabe die Völker ihren Gefühlen Ausdruck geben, ist in Paris ein Stammeln oder ein unwilliges Brummen und Knurren; das treffende Wort im Brustton ist dem Franzosen nicht verliehen, und auch der Vergleich mit dem gewaltigen Römer, der die Cäsarenherrschaft gründete, hinkt so stark, wie der Vergleich mit Karl dem Großen nur scheinbar einige Anhaltspunkte bietet. Der erste Hohenzoller auf dem deutschen Kaiserthrone war eben einzig wie Friedrich der Große ein Mann aus einem Gusse, ein Preuße und ein Deutscher, der von dem Freiheitskriege hinüberführt zu dem neuen Deutschen Reiche, das seine Schöpfung ist, und zu dem erneuten deutschen Volke, das er geschaffen hat nach seinem Bilde, voran das deutsche Volk in Waffen, das er siegreich geführt und dann als eherne Mauer zum Schirm und Schutz für Fleiß, Gesittung und Bildung gegen Aberwitz und Frivolität wie gegen Barbarei und falschen Rassenschwindel aufgerichtet hat. Und wie sein Lebenswerk, so ist er stetig mit ihm gewachsen an Pflichttreue, Ausdauer, Beständigkeit und Bescheidenheit. Das ist eine Größe, die ganz zu begreifen dem Gallier schwer wird, zumal dem Pariser, es ist eine deutsche Größe, bei der dem Franzosen, wenn er sie ahnt, weh ums Herz wird, es ist eine weltgeschichtliche Größe, die nicht blindlings ins Zeug raste, um auf St. Helena Buße zu thun als gemeinschädliches Ungethüm, wie Napoleon I.; es ist die Größe, die Großes erkennt, wo es sich zeigt, mit ihm wirkt und als Arbeitskraft die Völker durchdringt, die zu ihr aufschauen und sich groß fühlen, indem sie in seine Größe aufgenommen, von seinem starken Arm emporgetragen werden zu Ehre und Gesittung; es ist die Größe, die von den feinsten Geistern der Zeit erkannt und verehrt, von den Massen bewundert und von allen Schichten der Bildung und des Berufes geliebt wird wie ein verwandter Geist, wie der bessere Theil im Herzen des Volkes. Das ist eine Welt, deren Bürger man sein muß, um sie ganz zu begreifen, den Franzosen eine fremde Welt, die den einen unheimlich oder wie ein romantisches Märchen erscheint, den andern wie ein Rausch, dem der Katzenjammer nicht ausbleiben könne, oder wie ein Frevel an den Nachbarn. Dabei kehrt dann immer der Gedanke wieder, daß, weil Frankreichs Herrlichkeit unter dem ersten und dritten Napoleon ein so jähes Ende nahm, auch das Deutsche Reich zerplatzen müsse wie ein aufgeblasener Frosch. Man vergißt: das Deutsche Reich ist der Leib deutschen Einheitsdranges, die Form, in der unter Kaiser Wilhelms Leitung, unter Bismarcks und Moltkes Mitwirkung das deutsche

Volk sich selbst erkannt, sich Bahn gebrochen und so gestellt hat, daß es den Nachbarvölkern zurufen kann: Hier stehe ich, hier bleibe ich; jeder lebe in seinem Lande, wie er will oder muß; ich bin friedfertig mit den Friedlichen, unerbittlich mit den Händelsüchtigen, ich erfülle meinen Beruf und thue meine Pflicht voll und ganz wie der große gute Deutsche, an dessen Grabe wir verhüllten Hauptes stehen und geloben: Wirken und walten wie er, jeder an seiner Statt, jeder in seinem Kreise, jeder fürs Kleine, fürs Große, fürs Ganze!

Bevor wir jetzt uns zu den Kundgebungen der anderen Welttheile wenden, möge uns, da wir gerade bei Frankreich weilen und von seinem Verhalten in unseren Schmerzenstagen reden, eine Abschweifung gestattet sein, die am passendsten hier nebenbei ihre Stelle findet. Es handelt sich um die

Hoffnungen der Franzosen beim Thronwechsel.

„Des Dichters Aug' in schönem Wahnsinn rollt."

Weil sie bedeutsam sind für die Geschichte der Trauertage des März 1888, die uns in diesen Blättern beschäftigen, und dem kommenden Geschlechte vielleicht völlig unbegreiflich erscheinen werden, müssen wir hier auf diese seltsamen, für jeden Deutschen unnennbar thörichten Hoffnungen und Erwartungen wenigstens hinweisen, die sich in Frankreich an Kaiser Wilhelms Tod und Kaiser Friedrichs Regierungsantritt knüpften. Die Franzosen glaubten in der maßvollen, friedlichen Sprache, die aus Kaiser Friedrichs Erlassen redet, allen Ernstes Grund zu dem Wahn zu haben, daß Kaiser Friedrich ihnen Elsaß-Lothringen zurückgeben werde, eine Hoffnung, die für jeden andern, der nicht Franzose ist, geradezu eine an den Wahnwitz streifende Erscheinung von pathologischem Interesse ist, die mehr als alles Andere beweist, wie weit die Verblendung und intellektuelle Zerrüttung in politischen Dingen bei diesem Volke schon gekommen sein muß.

Den beredtesten Ausdruck haben diese Hoffnungen in einer Dichtung gefunden, die François Coppée im Pariser Figaro dem Kaiser Friedrich gewidmet hat. Das „Wiener Tageblatt" hat eine gelungene Uebersetzung dieses — vom rein dichterischen Gesichtspunkte betrachtet ganz vortrefflichen — Gedichtes gebracht, das wir hier zur dauernden Erinnerung an die mannigfachen Stimmungen, Empfindungen und Erregungen, unter denen wir in den Märztagen des Jahres 1888 gestanden haben, meinen gleichfalls mittheilen zu müssen, um so mehr, als es vielen Lesern nicht bekannt sein dürfte. Wir geben es nach der Berliner Wochenschrift „Das Echo" Nr. 291 vom 29. März 1888, wo auch in Nr. 292 S. 424 als Antwort an den französischen Poeten ein Gedicht von Franz Hirsch abgedruckt ist, dessen Mittheilung wir uns aber des Raumes wegen versagen müssen.

An Kaiser Friedrich.

Von François Coppée im Pariser Figaro.

Sei, Cäsar, mir gegrüßt! Du, dem von finstern Mächten
Ich schon den Todtenkranz seh' um die Stirne flechten!
Den Tapfern kann der Tod nicht schrecken:
Du hast ihm einst getrotzt auf blutgetränktem Feld,
Und nun erharrst du ihn, ein Weiser und ein Held!
Er naht! . . . Kein Schild kann mehr dich decken!

Von Rußlands Steppen lebt, bis hin zu Frankreichs Küste,
Kein Mensch von Herz, der dich nicht gern genesen wüßte.
Aus Freundes wie aus Feindes Munde,
Wenn dich das Fieber quält auf deinem Leidenspfühl,
Erschwillt der bange Ruf in schauerndem Gefühl:
„O, daß der kranke Held gesunde!"

So ruft auch Frankreich aus; — wie heiß sein Haß auch glühte,
In ihm erstarben nicht die Großmuth und die Güte;
Es haßt nur halb; zu neuem Ruhme
Hüllt es in Waffen sich, gedenkend deines Siegs,
Doch zwischen Schwertern blüht — im Aehrenfeld des Kriegs —
Noch seines Mitleids blaue Blume!

Ja, Sieger von Sedan, ob auf den Gräbern allen
Von Frankreichs Söhnen, die von deinem Streich gefallen,
Das Gras noch Wurzeln kaum geschlagen . . .
Wir haben nur in dir den Leidenden geseh'n,
Den Gatten, Vater nur, um den die Seinen steh'n
Mit Schluchzen, ach, und bangen Klagen!

Da, plötzlich, losch er aus, ließ dir die Doppelkrone,
Der eiserne Soldat, der Nestor auf dem Throne,
Der Held, den Sagen schon umweben,
Er hat den Platz geräumt, fast ein Jahrhundert alt,
Und einen Sterbenden, sich sammelnd mit Gewalt,
Sah man zur Herrschaft sich erheben.

O, welch ein Trauerspiel! Stumm, mit verletzter Kehle,
Flohst du das Sonnenland, das Lied der Philomele,
Das blaue Meer, die grünen Borden,
Das schöne Land, in dem sich mildert jedes Weh,
Und zogst durch Wintersturm und durch der Berge Schnee
Nach deiner Kaiserstadt im Norden!

Du konntest sprechen nicht, als du die Kron' empfangen,
Um deine Kehle schlug das Unheil seine Zangen;
Doch du besiegtest deine Schmerzen,
Und „Friede!" schriebst du hin mit kühnem Federzug.
Das schöne Zauberwort nahm klingend seinen Flug
Zu uns aus deinem wunden Herzen.

Dem Wort des Sterbenden gehört der Glaube;
Der todeswunde Aar verwandelt sich zur Taube
Und will den grünen Oelzweig bringen!
Des Friedens Morgenroth erglänzt am Himmelssaum.
Und ich, Frankreichs Poet, ich hatte einen Traum . . .
Leih' mir dein Ohr — ich will ihn singen!

* * *

Ich träumte, daß du sprachst: „Ich, dem verwehrt, zu bleiben,
„Ich will ein Blatt ins Buch der Weltgeschichte schreiben,
„Wie sie noch keines fand auf Erden!
„Nur eine Losung theil' ich aus . . . doch Fried' und Glück
„Bringt sie der ganzen Welt für lange Zeit zurück.
„Sterbend . . . will ich unsterblich werden!

„Deutschland und Frankreich sind dem Wahnsinn preisgegeben,
„Ihr Gold und Wissen wird, ihr Denken und ihr Streben,
„Von diesem Blutwerk aufgesogen.
„Und morgen . . . nur ein Schuß, der an der Grenze fällt . . .
„Und durch Europa braust, mit Mord und Brand gesellt,
„Die Barbarei in wilden Wogen.

„Das will ich hindern! Ich! Noch leb' ich auf dem Throne,
„Noch bin ich Kaiser, Herr, noch trag' ich meine Krone,
„Noch wird vollzogen mein Begehr.
„Zerrissen sei der Pakt, der Unruh' nur geschaffen!
„Gebt Metz und Straßburg hin! Und nieder dann die Waffen
„Von Osten bis zu Frankreichs Meer!

„Gieb hin, mein deutsches Volk, die Beute sonder Klagen!
„Sie ist uns Wunde nur, die wir uns selbst geschlagen,
„Wer weiß, wie bald sie wieder reißt.
„Dem edlen Nachbar reich' die Freundesrechte lieber,
„Eh' dich, mein theures Land, verzehrt das wilde Fieber,
„Das du so leicht zu stillen weißt!

„Noch von der Wahlstatt dampft des Blutes ekler Brodem . . .
„Zu Lieb' und Frieden ruft euch auf mein letzter Odem
„Und meines Herzens letzter Schlag!
„Daß der Kanonen Erz, die sterbend ich zerbreche,
„In Monumenten einst doch für den König spreche,
„Der nur geherrscht hat einen Tag!"

* * *

Ich lauschte dir berauscht . . . und sah den Traum zerstieben!
Du bist ein Sterbender, von Krankheit aufgerieben,
Von Schmerz gefoltert und von Leid!
Den häßlichen Vertrag, du tratest ihn nicht nieder,
Und Metz und Straßburg, ach, und die getreuen Brüder,
Sie bleiben deutsch für alle Zeit!

Für alle Zeit? Wer weiß! ... Bald wird der Schlachtruf schallen!
Auf! Schürt das Feuer! Schmiedet Schwerter! Füllt die Hallen
Mit Waffen an! Herbei im Zug!
Die Regimenter zählt, ihr Völker! Die Schwadronen!
Wie? Dieses kleine Heer? Nicht mehr als fünf Millionen?
Zu wenig! Lange nicht genug!

Die jüngste Bombe? Nur zwölf Kilometer fliegt sie?
Hinweg! Und die Kanon'? Wie plump! Wie schwer doch wiegt sie!
Wir haben Besseres von Nöthen!
Und dies Gewehr! Für wie viel Kugeln Raum ist drinnen?
Für zwanzig nur? Auf beff're Waffen gilt's zu sinnen,
Die rascher noch und sich'rer tödten!

Das nächstemal muß man die Feinde ganz vernichten!
Die Noth verlangt's! Man muß das Volk durch Hunger sichten.
Den letzten Thaler flink heraus!
Der Streiter Einer nur darf bleiben nach dem Kampfe,
Wir oder sie! Wer siegte, hält im Moderdampfe
Des Opfers seinen Siegesschmaus!

O Gott, wie duldest du nur all' den Graus und Scheuel!
Dein Herz, du weiser Fürst, so heißt es, haßt die Greuel,
Du bist gerecht, dich schmerzt das Leid.
Hast du denn wirklich ihm den letzten Trost entwunden,
Dem armen Völklein, das mit Frankreich treu verbunden,
Hast du gesagt: „Für alle Zeit"?

Ich spreche heut zu dir wie von des Altars Stufen.
Der Richter, der dich bald vor seinen Thron wird rufen,
Glaubst du, er liebe Blut und Mord?
O denk an seinen Blick, sein fürchterliches Schweigen,
Wenn seinem Auge du nichts Bess'res hast zu zeigen,
Als deinen Lorbeer halb verdorrt!

Wie ruhig könntest du, o Fürst, vor ihm erscheinen,
Wenn Lothringen und Elsaß segnend dich beweinen,
Wenn, da dein letzter Hauch verweht,
Dort jede Mutter kniet, in Dank und heißen Klagen,
Und ihrem Kinde sanft, den Blick emporgeschlagen,
Die Händchen faltet zum Gebet!

Der Poet sagt selber: „Ich träumte" ... — Aus Träumen pflegt man, oft recht schmerzlich enttäuscht und unbehaglich ernüchtert, zur Wirklichkeit zu erwachen. So erging es auch diesem Traumdichter und seinen traumseligen Landsleuten eines Morgens, als sie den Erlaß Kaiser Friedrichs an die Reichslande vom 15. März 1888 lasen, der durch die Betonung der „unverjährbaren Verbindung Elsaß-Lothringens mit dem Deutschen Reiche" ihre kindlichen Einbildungen grausam zerstörte. Wer hieß Euch denn auch träumen? — —

Die außereuropäischen Welttheile,

zu deren Kundgebungen wir nach dieser Abschweifung übergehen, können hier nur obenhin berührt werden. Von den Deutschen auch im außereuropäischen Auslande ist ja schon oben die Rede gewesen. Im Uebrigen traten auch dort überall ähnliche Kundgebungen zu Tage, ähnliche Beweise der Theilnahme wie in Europa, die gleichen Sympathieen für den Entschlafenen und der Drang, sie öffentlich zu bekunden: auch in den fernsten Zonen ist unseres Kaisers mit Liebe, mit Ehrfurcht und Anerkennung gedacht worden. Auch von dort kamen zahlreiche Beileidstelegramme, bez. Beileidsschreiben, Adressen und Kundgebungen anderer Form von den Regierungen wie von Körperschaften, Vereinigungen und von Einzelnen. Auf sie genauer einzugehen geht hier noch weniger an, es genüge hervorzuheben, daß u. a. auch von den Herrschern von Japan, von China, von Persien, aus Tokio, Peking, Teheran, daß selbst von den Sultanen und den Inselkönigen der fernen Welt, wie von Hinterindien aus Singapore von dem Sultan Alubakar Jahore, aus Söul vom Könige von Korea, von den Tonga-Inseln in Polynesien aus Nukualofo von dem Könige Georg derlei Beweise der Theilnahme an Deutschlands Trauer eingegangen sind.

Und nun erst — um hiermit alle Länder der Erde zusammenzufassen — der Tag, da die irdische Erscheinung Kaiser Wilhelms I. für immer den Augen entschwinden sollte, der 16. März! Der Tag, da in Berlin das deutsche Volk seinen ersten Kaiser zur ewigen Ruhe bestattete, da in Hunderten und aber Hunderten von Städten und Ortschaften des Deutschen Reiches die Trauerglocken klangen, die Trauerschaaren zu den Gotteshäusern wallten, da dem theuren Entschlafenen in allen Kirchen die letzten Worte der Liebe nachgerufen wurden: derselbe Tag sah das Gleiche überall auf der weiten Erde, derselbe Tag vereinigte noch einmal auch die gesammte übrige Welt, in Europa wie in den anderen Welttheilen, in einer **Trauer- und Todtenfeier** wie sie die Welt nie geschaut, vielleicht nie wieder schauen wird: überall Gottesdienste und Gedächtnißfeiern, oder Glockengeläute und Flaggen auf Halbmast, oder der Donner der Geschütze, die den Trauersalut dem Todten nachsandten. In der ganzen civilisirten Welt gehörte der Tag dem Andenken des ersten deutschen Kaisers.

In allen Residenzen und größeren Städten haben, wie schon auf S. 137 und 139 erwähnt ist, feierliche Gottesdienste, Todten- und Gedächtnißfeiern in den Kirchen stattgefunden, an denen sich auch der Hof und die Behörden betheiligten. Zahllos war die Menge der Meldungen in den Zeitungen, die über diese in der ganzen Welt am 16. März 1888 abgehaltenen Trauerfeierlich-

keiten eingingen. So aus Athen (Griechenland), Amsterdam (Holland), Antwerpen (Belgien), Basel und Bern (Schweiz), Birmingham (England), Bologna (Italien), Belgrad (Serbien), Bombay (Indien), Bozen (Tirol), Braila (Rumänien), Brüssel (Belgien), Bukarest (Rumänien), Charkow (Rußland), Christiania (Norwegen), Cincinnati (Ver. Staaten), Crajowa (Rumänien), Drontheim (Norwegen), Dublin (Irland), Edinburg (Schottland), Fiume (Ungarn), Galatz (Rumänien), Graz (Steyermark), Hermannstadt (Siebenbürgen), Kairo (Aegypten), Kiew (Rußland), London (England), Madrid (Spanien), Marseille (Frankreich), Melbourne (Australien), Meran (Tirol), Montreux (Schweiz), Moskau (Rußland), Middlesborough (England), New-Orleans (Ver. Staaten), New-York (Ver. Staaten), Nizza (Frankreich), Odessa (Rußland), Paris (Frankreich), Pera-Constantinopel (Türkei), Pest (Ungarn), Petersburg (Rußland), Riga (Rußland), Rom (Italien), Stockholm (Schweden), Triest (Italien), Victoria (Brit. Columbia), Wien (Oesterreich), Windsor (England), Washington (Ver. Staaten). Noch an vielen, vielen andern Orten fanden solche Feierlichkeiten statt; wir müssen aber darauf verzichten, alle einzelnen Kundgebungen dieser Art hier zu verzeichnen; dieses halbe Hundert von Städten aus aller Welt Reichen mag als Beispiel genügen. Nur lasse der Leser seine Phantasie lebendig werden und wandere im Geiste von Athen nach Amsterdam, von da nach Basel, nach Bombay, Brüssel u. s. w., und vernehme auch dort überall die dumpfen Klänge der Glocken, sehe im Geiste die Trauerversammlungen in schwarzem Trauerkleide in den Kirchen, Kathedralen, Kapellen beisammen, wie sie aller Orten lauschen dem Preise des Entschlafenen; er höre wie in den Herzen der Tausende in der fernen Welt wiederklingt der Name Wilhelms, des großen deutschen Kaisers; er wandere im Geiste durch die Straßen all der Städte und sehe allüberall neben den Flaggen in den Landesfarben wehen die schwarzen Trauerfahnen: und diese todten Ortsnamen werden lebendig in seiner Seele und reden eine Sprache, so eindrucksvoll und gewaltig, als es Worte nimmer vermögen. Und nur darum haben wir uns mit den allgemeinen Angaben nicht begnügt, damit denen, die diese Welttrauer nicht miterlebt, damit auch dem kommenden Geschlechte der Eindruck in der Seele recht lebendig und gegenwärtig bleibe. Diese Namen sollen dazu helfen. — In anderen Städten, wo keine eigentliche Feier stattfand, waren doch die Flaggen auf Halbmast gehißt zum Zeichen der Trauer und wurden die Glocken geläutet, wie das aus vielen Städten Großbritanniens und den über die Welt zerstreuten britischen Colonieen gemeldet ist. In noch anderen Orten erdröhnten weithin die Geschütze der Festungen, der Marinestationen und der Kriegsschiffe. Von den Zinnen des Tower in London, von der Edinburger Burg, von den Forts in Dublin, der Citadelle in Dower, wie in Spezzia und auf den Marinestationen der Festungen von Gibraltar, Malta, Halifax in Neuschottland, auf Ceylon, Barbados, in Capstadt

und Hongkong wurden, entsprechend den 91 Lebensjahren des Kaisers, 91 Kanonenschüsse abgefeuert; ebenso in Kalkutta und allen Festungen Indiens überhaupt, ebenso in Melbourne und vielen anderen Orten Australiens, und sonst an vielen Punkten der weiten Welt ertönten die donnernden Abschiedsworte der Kanonen. So hat „irdischer Donner allenthalben das Verschwinden des größten Herrschers des Jahrhunderts" begleitet. So ist noch nie ein Herrscher betrauert, auch noch nie ein Fürst in diesem Sinne weltbeherrschend gewesen.

„Es kann die Spur von seinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn."





Der Dank des Deutschen Reichstages an das Ausland.

Der Reichstag, die gewählte Vertretung der deutschen Nation, hat bei seinem ersten Wiederzusammenkommen nach den Trauertagen, am Montag den 19. März 1888, in voller Würdigung der Bedeutung der in ihrer Art einzigen Antheilnahme der Welt an dem Tode des ersten deutschen Kaisers, es als seine erste Pflicht betrachtet, durch den Mund seines Vorsitzenden den Gefühlen des Dankes Ausdruck zu geben, von welchen die gesammte deutsche Nation durch diese sympathischen Kundgebungen im Auslande erfüllt worden ist, und dem Anerbieten des Reichskanzlers freudig zugestimmt, diesen Dankbeschluß zur weiteren Beförderung an die ausländischen Parlamente den betreffenden Regierungen übermitteln zu wollen.

Wir halten dies für so bedeutsam und der Erinnerung werth, daß wir auch hier einen genaueren Wortlaut der beiden Reden glauben mittheilen zu müssen. Wir geben ihn nach der „Nordd. Allgem.-Ztg." Nr. 136 v. 1888:

Präsident v. Wedell-Piesdorf: Meine Herren, bevor wir in unsere Geschäfte eintreten, möchte ich noch nach einer anderen Richtung hin Empfindungen Raum geben, die uns, wie ich glaube, Alle erfüllen.

In einer großen Zahl von außerdeutschen parlamentarischen Versammlungen ist die Trauer um den Heimgang Sr. Majestät unseres Hochseligen Kaisers und das Mitgefühl an dem Schmerz, welcher das deutsche Volk bewegt, zum wärmsten Ausdruck gelangt. Ich glaube von dieser Stelle aussprechen zu dürfen, daß die Zeichen der Verehrung für unseren aus dem Leben geschiedenen großen Monarchen und der Theilnahme an dem Geschick des deutschen Volkes, welche aus den Volksvertretungen befreundeter Nationen zu uns herüber erklungen sind, überall in Deutschland die tiefste Rührung und die lebhafteste Dankbarkeit hervorgerufen haben. Ich bin gewiß, daß ich in Ihrer Aller Sinne spreche, wenn ich dem innigen Danke des Deutschen Reichstags, als der Vertretung des deutschen Volkes, für jene wahrhaft wohlthuenden Kundgebungen hiermit Worte gebe. Meine Herren! Die erhabene Gestalt unseres geliebten Kaisers Wilhelm wird über sein Grab hinaus eine unvergängliche Wirkung üben. Möchte die Erinnerung an ihn vor Allem dazu beitragen, daß die Völker einander in Friede und Freundschaft die Hand reichen. (Allseitige Zustimmung.)

Reichskanzler **Fürst v. Bismarck**: Meine Herren, es wird mir zur großen Genugthuung gereichen, wenn ich mich als von Ihnen beauftragt betrachten darf, denjenigen fremden Regierungen, deren Volksvertretungen ihre Sympathie,

ihr Beileid, ihre Theilnahme bei der Trauer, die uns betroffen hat, kundgegeben haben, den Dank des Deutschen Reichstags zu übermitteln. (Lebhafter Beifall.)

Ich weiß nicht, ob ich Ihre Zeit damit in Anspruch nehmen darf, Ihnen obiter anzudeuten, wie ausgedehnt die Betheiligung allein in dieser Richtung gewesen ist. Ich spreche nicht davon, daß die Deutschen, unsere Landsleute, die sich ja auf jedem, selbst dem wenigst ausgedehnten Theile des Festlandes und der Inseln rund um das Weltall angesiedelt haben — ich glaube, ohne Ausnahme — hierher ihre Sympathieen telegraphirt haben mit einer Schnelligkeit, die in früheren Zeiten gar nicht möglich war. Die zuletzt eingetroffene ist die der Deutschen in Korea. Es sind aber auch aus allen fünf Welttheilen, aus den kleinsten Inseln, aus Ortschaften, die ich, obschon ich glaube in der Geographie so bewandert zu sein, wie mein Amt es mit sich bringt, doch mir habe aufsuchen müssen, rührende Beweise der Theilnahme eingegangen, zum Theil nur in Worten, zum Theil auch zugleich mit dem Bedürfniß von der anderen Hemisphäre, von den Antipoden, daß ihre Sympathieen durch hier zu beschaffende Kränze und Palmen auf dem Sarge zum Ausdruck gebracht werden sollten.

Etwas in der Geschichte schwerlich Dagewesenes ist die Theilnahme an dem Todesfalle eines Monarchen in dieser Ausdehnung. Es sind ja große Männer vorher gestorben, und wenn Napoleon I., wenn Peter der Große, wenn Ludwig XIV. aus diesem Leben schieden, so hat das gewiß in weiten Kreisen einen Wellenschlag gemacht; daß aber von den Antipoden und von den benachbarten Völkern Kränze und Palmen auf das Grab des verstorbenen Monarchen gebracht worden sind, das ist eine in der Geschichte noch nicht dagewesene Thatsache: so hochgefürstet ist noch kein Monarch gewesen, daß alle Völker der Erde, ohne Ausnahme, ihm beim Hintritt ihre Sympathie, ihre Theilnahme, ihre Trauer am Sarge zu erkennen gegeben haben.

Was nun meinen speziellen Auftrag, den ich von Ihnen übernehme, betrifft, so kann sich der ja nicht an alle Staaten der Erde richten; aber ganz besonders hervorgetreten sind die Kundgebungen in den uns näher benachbarten und befreundeten Ländern, wie in Oesterreich-Ungarn — ich darf Ihnen nicht wiederholen, was Sie Alle aus den öffentlichen Blättern wissen und kennen — in Italien, in Portugal, in dem Oberhause der Niederlande, in Schweden, in Belgien, in Dänemark. Die Beziehungen zu Deutschland haben in Dänemark manche trübe Erinnerung nothwendig hinterlassen müssen; die Persönlichkeit, die aus unserer Mitte geschieden ist, hat aber nach allen Seiten hin eine dergestalt heilende und versöhnende Wirkung geübt, daß auch von dort, von beiden Häusern der dänischen Vertretung, würdige und sympathische Aeußerungen an das deutsche Volk gelangt sind.

Ich bin Ihnen daher, meine Herren, dankbar, wenn Sie mich durch die That und Ihre öffentliche, durch den Herrn Präsidenten eingeleitete Kundgebung ermächtigt haben, diesen uns befreundeten Nationen, auf deren Sympathie der Friede der Zukunft fester ruht als auf geschriebenen Verträgen, Ihren Dank mit dem Danke der Kaiserlichen Regierung kundzugeben. (Lebhafter Beifall.)

In würdigster Weise hat dann, was hier anzufügen gestattet sein mag, der Reichstag am folgenden Tage, den 20. März, seine Sitzungen geschlossen mit dem einstimmig gefaßten Beschluß: „Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, dem Reichstage in dessen nächster Session eine Vorlage behufs Errichtung eines Denkmals für den hochseligen Kaiser Wilhelm, den Gründer des Deutschen Reiches, zu machen."



Dankerlasse Ihrer Majestäten der Kaiserin Augusta und des Kaisers Friedrich.

Die erhabenen Kundgebungen der Trauer und Theilnahme bei dem Hinscheiden Meines in Gott ruhenden Gemahls, des Kaisers und Königs Wilhelm Majestät, legen das letzte ergreifende Zeugniß dafür ab, was Er dem Vaterlande, was Sein vom Allmächtigen begnadetes Leben für die Welt gewesen ist. Die überwältigende Macht dieser weitumfassenden Liebe und Verehrung für unsern zur ewigen Heimath eingegangenen lieben Herrn läßt Mich, die Gefährtin Seines Lebens, an Sie die Bitte richten, den Dank für Alles öffentlich auszusprechen, was Ihm in der pflichttreuen gottesfürchtigen Erfüllung Seines verantwortlichen Berufs, was Mir nach Seinem friedlichen Scheiden in der Schwere Meines Leids an unzähligen Beweisen solcher ehrenvollen Gesinnung aus Deutschland und dem Auslande dargebracht worden ist. Die Worte versagen für die Tiefe Meines Schmerzes, wie für die Fülle Meines Danks. Möchten ihn Alle, die mit Mir trauern, so aufnehmen, wie Mein wundes Herz denselben Allen, vom Höchsten bis zum Geringsten, entgegenbringt! — Was Mir an Kräften verbleibt, soll dem Vorbild und dem Vermächtniß Dessen geweiht sein, Dem zur Seite zu stehen Mir vergönnt gewesen ist.

Berlin, den 18. März 1888.

Augusta.

An den Reichskanzler.

Die Worte trauernder Theilnahme des Magistrats und der Stadtverordneten der Haupt- und Residenzstadt Berlin, welche an der Bahre des großen Kaisers an Mich gerichtet worden sind, beantworte Ich durch den tiefgefühlten Dank Meines gebeugten Herzens. Wohl hatte kein Ort dieselbe Bedeutung für den Kaiser wie dieser. Wer in den letzten Jahren Seines Lebens Zeuge sein konnte des rührenden, alltäglichen Bildes, wenn Tausende des Augenblicks harrten, um Seiner ansichtig zu werden, der sah und fühlte wohl, daß mit allen Blicken alle Herzen Ihm entgegenflogen. Dieser Vorgang war wie ein täglicher Morgengruß des Volks zu seinem Fürsten, des Fürsten zu Seinem Volk, und beiden war es zur ungern entbehrten Lebensgewohnheit geworden. Mehr brauche Ich nicht zu sagen, um einer Gesinnung gerecht zu werden, die Mich hoffen läßt, daß wie Mein Leben einer Erinnerung fortan geweiht sein wird, Ich Mich auch von einem Andenken trostreich umgeben und getragen fühlen darf, in Ausübung des Berufes, der Mir noch verbleibt.

Berlin, den 19. März 1888.

gez. **Augusta.**

An den Magistrat und die
Stadtverordneten der Haupt- und Residenzstadt Berlin.

Der Heimgang Meines geliebten Herrn Vaters, weiland Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm, hat zu einer so überwältigenden Bewegung Anlaß gegeben, wie sie bisher kaum je erlebt worden ist. Um seinen ruhmvollen Kaiser trauert einmüthig das ganze deutsche Volk, das mit Ihm den milden und gerechten Herrscher, den weisen und kraftvollen Lenker seiner Geschicke, den Wiederbegründer seiner Einigung verloren hat. Fast alle fremden Nationen auf dem weiten Erdenrund nehmen Antheil an diesem Verluste eines Fürsten, in dem sie den sicheren Hort des Friedens erkannten. So zahlreich, so mannichfaltig sind die Kundgebungen liebevoller Theilnahme, daß es erst jetzt nach Wochen möglich gewesen ist, einen Ueberblick über die große Fülle der Spenden zu gewinnen. In allen Theilen Deutschlands, in ganz Europa, selbst in fernen Welttheilen, wo nur deutsche Herzen schlagen, ist gewetteifert worden, dem theueren Entschlafenen die letzten

Zeichen der Liebe und Verehrung, wie ſie Mein Hochſeliger Herr Vater im Leben ſo oft erfahren, nun auch im Tode darzubringen. Ein erhebendes Denkmal bildet die Sammlung von herrlichen Palmen, Blumen und Kränzen, welche in ihrer zum Theil kunſtvollen Herſtellung bei der feierlichen Aufbahrung der Leiche im Dom, wie an der Ruheſtätte im Mauſoleum zu einem beredten Schmuck wurden. In Adreſſen von geſchmackvoller, oft künſtleriſcher Ausſtattung haben Verbände, Gemeinden und Korporationen, wiſſenſchaftliche und Kunſt-Inſtitute, Vereine und Innungen ihrem Schmerze über das erſchütternde Ereigniß Ausdruck gegeben. Noch hat die Menge der Beileidsbezeugungen in Zuſchriften, Gedichten und Telegrammen nicht ihren Abſchluß gefunden.

Rührend und ergreifend ſind ſolche Beweiſe wahrer Trauer und inniger Theilnahme für das wunde Herz des Sohnes, dem ſie in dieſer Zeit des tiefen Leids lindernden Troſt und erquickende Stärkung gewähren. Sie ermuthigen Mich aber auch, an die ſchweren Aufgaben Meines Fürſtlichen Berufs als Erbe der Krone vertrauensvoll heranzutreten und als ein theueres Vermächtniß Meines unvergeßlichen Herrn Vaters nach Seinem Vorbilde an der Wohlfahrt des deutſchen Volkes mit allen Meinen Kräften fortzuarbeiten. In dieſen Empfindungen drängt es Mich Allen, welche durch ihre herzerhebenden Kundgebungen das theuere Andenken des dahingeſchiedenen Kaiſers geehrt haben, Meinen aufrichtigſten herzlichſten Dank auszuſprechen.

Ich beauftrage Sie, dieſen Erlaß zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Charlottenburg, den 4. April 1888.

Friedrich.

An den Reichskanzler.

Am Tage des feierlichen Leichenbegängniſſes Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters, weiland Sr. Majeſtät des Kaiſers und Königs Wilhelm, war die Straße Unter den Linden vom Dom bis zum Brandenburger Thor, durch welche ſich der Leichenzug bewegte, in eine großartige Trauerſtraße verwandelt worden. Ich habe gehört, daß die ſtädtiſchen Behörden eine beſondere Deputation eingeſetzt und mit der Ausſtattung des ganzen Weges beauftragt haben. Durch die vereinigten Kräfte der ſtädtiſchen Bauverwaltung und des Architekten-Vereins, welcher ſich der ihm gewordenen

Aufgabe wie bei früheren Angelegenheiten mit vollster Hingebung unterzog, durch das thätige energische Eingreifen sowohl der leitenden Meister wie aller Arbeiter ist es gelungen, in kürzester Zeit und trotz der Ungunst der Witterung nach einem einheitlichen künstlerischen Plane ein Werk zu schaffen, würdig des großen Todten, dem die Aufwendungen auf dem Gange zu Seiner letzten Ruhestätte galten. Noch einmal war dieselbe Straße, auf welcher der heimgegangene Kaiser in glücklichen Tagen so oft von Seinem Volke jubelnd empfangen und begrüßt worden war, zu Seinem Abschiede in ein festliches Gewand von traurig ernster Bedeutung gekleidet worden, noch zum letzten Male lieferte sie in ihrer sinnigen Ausstattung ein treues Bild von der hohen Verehrung und Liebe, mit welcher der theure Entschlafene sich in Seiner Hauptstadt von der gesammten Bürgerschaft umgeben wußte.

Mir Selbst war es zu Meinem tiefsten Bedauern nicht beschieden, die Ausschmückung der Straße persönlich in Augenschein zu nehmen; auf Grund der Mir von allen Seiten gemachten Schilderungen ist es Mir aber ein Bedürfniß des Herzens, Allen, welche an der wohlgelungenen Ausführung mitgewirkt haben, den städtischen Behörden, wie auch dem Architekten-Verein, Meine aufrichtigste Anerkennung und Meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Ich ersuche den Magistrat, dem Architekten-Verein von diesem Meinem Erlasse Mittheilung zu machen.

Charlottenburg, den 6. April 1888.

gez. **Friedrich.**

An den Magistrat
und die Stadtverordneten zu Berlin.





Reden zum Gedächtniß Kaiser Wilhelms.

Und breiten wird sich um des Helden Streit,
Um seinen Sieg der Sage buntes Leben,
Der reine Traum von großer, goldner Zeit,
Die er der Welt, die ihm die Welt gegeben; —
Verschollen sein wird Mühsal, Last und Noth,
Die redlich auch dies Heldensein getragen,
Von Glück und Glanz und Jugendgluth umloht,
Wird Kaiser Wilhelm in die Zeiten ragen.

Und doch dies Einst, so strahlend, hell und hehr,
Dies Bild, das schimmern wird in tausend Jahren,
Was wär' es uns? Denn haben wir nicht mehr
In schlichter Wirklichkeit an ihm erfahren?
Quoll warmes Leben nicht aus jedem Tag,
Den wir gesehn, beglückt zu tausendmalen,
Und wären unsre Herzen heut zu zag,
Mit tiefem Leid für hohes Glück zu zahlen? —

„Dresdener Journal." Adolf Stern.

Von den zahllosen, öffentlichen Gedächtnißreden, die aus Anlaß der Trauerkundgebungen auch in den fernen Ländern dem Andenken des großen Kaisers gehalten sind, soll hier wenigstens eine besonders hervorgehoben und mitgetheilt werden. Es geschieht dies wegen der Bedeutung, welche dieser Rede wegen der Stellung des Redners und seines Verhältnisses zu Deutschland und wegen der Versammlung selbst, in der diese Worte gesprochen sind, beigelegt werden muß.

Unter den Trauerfeiern für Kaiser Wilhelm I. in Amerika nimmt die, welche am 21. März 1888 in der großen Steinway Hall in New-York von den vornehmsten deutschen Vereinen, denen sich auch viele Anglo-Amerikaner, unter ihnen die Spitzen des Staates und der Stadt New-York, angeschlossen hatten, den ersten Platz ein. Der herrliche Saal war reich und prächtig geschmückt, ein lebensgroßes Bild des Kaisers aufgestellt, von wundervollen Blumenzierden umgeben, und die Klänge des Trauermarsches aus der „Eroica" leiteten stimmungsvoll die Gedächtnißrede ein. Der Redner des Tages war Carl Schurz.

Deutscher von Geburt, gehört er zu jenen Deutschen, die in den Jahren 1848—49 das Vaterland flüchtig verlassen mußten, um schweren

Strafen für ihre Betheiligung an der damaligen politischen Bewegung zu entgehen. Als Student nach der aufständischen Bewegung in der Pfalz und in Baden 1849, welche der damalige Prinz Wilhelm mit Waffengewalt energisch niederschlug, nach Amerika geflohen, ist er dort ein einflußreicher Staatsmann und Führer der republikanischen Partei geworden.

Die Gedächtnißrede, die er am 21. März 1888 auf Kaiser Wilhelm hielt, gab den Gefühlen der Trauer aller Deutsch-Amerikaner warmen und ehrlichen Ausdruck. Der Republikaner aus Ueberzeugung und Gesinnung, der Bürger der größten Republik der Welt, der in dieser Republik eine leitende Stellung einnimmt, der einstige politische deutsche Flüchtling, verkündet inmitten einer Versammlung von Republikanern das Lob des Monarchen, vor dem er einst über das Meer geflohen, preist diesen Monarchen als den großen Führer seines Volkes, dessen Leben wie ein Heldengedicht erscheine, der in seinem Volke gleich dem Kaiser Barbarossa noch nach Jahrhunderten fortleben werde. Gewiß ein schönes Zeugniß dafür, wie Kaiser Wilhelm sich die Herzen, auch die widerwilligen erworben, ein schönes Zeugniß auch dafür, wie auch auf dem republikanischen Boden Amerikas grade die monarchische Größe Kaiser Wilhelms in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung voll erfaßt und verstanden ist. —

Nun mag die Rede selber sprechen. Wir geben sie nach dem „Berliner Börsen-Courier" vom 12. April 1888.

Gedächtnißrede auf Kaiser Wilhelm I.

in der Versammlung der Deutschen Vereine zu New-York am 21. März 1888

gehalten von

Carl Schurz.

Meine Freunde! Auf den Wunsch der deutschen Vereine von New-York stehe ich hier, um den Gefühlen Ausdruck zu geben, welche der Tod des ersten Kaisers der wiederauferstandenen deutschen Nation in uns erregt hat.

Nicht zu einer Kundgebung politischer Glaubensbekenntnisse sind wir versammelt. Hier sehe ich vor mir geborene Amerikaner, denen das Deutsche Reich ein fremdes Land ist. Selbst das geehrte Haupt unserer nationalen Regierung, die Mitglieder seines Kabinets, die Vorsitzer der beiden Häuser des Kongresses, der Gouverneur unseres Staates, der Mayor unserer Stadt und, mehr noch, der Vater der amerikanischen Geschichtsschreibung und hervorragende Männer der Wissenschaft sind, wenn nicht persönlich, wenigstens mit ihrer ausgesprochenen Sympathie gegenwärtig. Und was uns Deutschgeborene betrifft, so sehe ich hier vor mir den strengen Republikaner und neben ihm den, der drüben ein eben so strenger Monarchist war. Ich sehe hier Ueberlebende von Denen, welche nach dem Jahre 1848, nach unglücklichem Kampf für ehrliche Ueberzeugungstreue, als Flüchtlinge die Gestade der neuen Welt suchten, damals

kaum glaubend, es könne der Tag kommen, an dem sie, ohne Untreue gegen sich selbst — denn der sich selbst achtende Mann scheut sich nicht, wahr und gerecht zu sein — mit dem jüngeren Geschlecht sich vereinigen würden, um einem der Fürsten, die sie ausgetrieben, ein feierliches Grabgeleit zu geben. Vor ihnen steht einer derselben, dem einst unter der eisernen Hand des jetzt Betrauerten mancher Freund fiel, und der selbst dieser eisernen Hand nur mit Müh' und Noth entging. Aber was auch unser Ursprung und unsere Vorgeschichte gewesen sein mag, hier sind wir in bunter Menge versammelt als Bürger des großen amerikanischen Freistaates, dem unsere treue Ergebenheit gehört. Wir erinnern uns wohl der alten und weisen Lebensregel dieser Republik, sich nie in die Angelegenheiten der alten Welt zu mischen; aber auch, daß es ihren Angehörigen unbenommen ist, einen warmen Antheil zu nehmen an den Schicksalen der Völker, denen sie entstammt oder in Sympathie verbunden sind.

Diese Trauerfeier, Tausende von Meilen von dem Lande, über welches das Scepter des gestorbenen Kaisers gewaltet, hat daher nichts von dem pflichtschuldigen Tribut der Huldigung, welchen gewöhnlich der Unterthan seinem Fürstenhause zollt. Auch sprechen wir hier die Sprache nicht, in welcher solche Huldigung sich regelrecht ausdrückt. Aber die Freiwilligkeit und Allgemeinheit des Gefühlsausbruchs hier ist guter Beweis von der Echtheit des Gefühlsausbruchs in des Kaisers Landen; und das einfachere Wort, welches von hier hinüberklingt, zeugt für die Wahrhaftigkeit der Trauer, welche dieses Mal drüben die förmlichere Rede durchwärmt. Ein gleiches Fühlen macht die ganze Welt verwandt.

Es ist dies hier eine seltene Bewegung. Wie viele Könige sind doch schon in diesem Jahrhundert gestorben, ohne daß auf amerikanischem Boden die Todesnachricht mehr als eine bloße interessante Neuigkeit gewesen wäre! Woher denn nun hier diese allgemeine Erregung bei Kaiser Wilhelms Tod? Woher hier diese Flaggen auf Halbmast, diese beredten Nekrologe, dieser allenthalben hervorbrechende Drang, dem todten Kaiser einen Kranz aufs Grab zu legen?

Er war doch gewiß kein Republikaner. Vor vierzig Jahren hatte er doch mit unnachsichtiger Gewalt die Erhebungen in Deutschland niederdrücken helfen, die hier in Amerika fast ungetheilten Anklang fanden. Seine strenge Behauptung des fürstlichen Gottesgnadenthums, seine Grundsätze über den Antheil des Volkswillens an der Regierung, seine Bevorzugung des militärischen Elementes im Staatsorganismus waren doch amerikanischen Anschauungen mehr als fremd. Die Entwickelung des constitutionellen Wesens in Deutschland unter seiner Herrschaft erschien doch der amerikanischen Denkweise nicht im Einklang mit dem Geiste des Jahrhunderts und der Kulturstufe des deutschen Volkes. Nicht wenige seiner Regierungsmaßregeln erfuhren doch auf amerikanischem Boden eine scharfe Kritik. Diese Dinge würden bei der Beurtheilung irgend eines anderen Fürsten hier maßgebend gewesen sein. Aber bei alledem war Kaiser Wilhelm hier unvergleichbar der populärste Monarch, den dieses Jahrhundert gesehen hat, ja mehr noch, ein wahrhaft populärer Mann.

Wir alle kennen den Grund. Unter seiner Aegide wurde die Sehnsucht gestillt, welche die Deutschen durch so viel Jahre des Unglücks und der Erniedrigung in ihren Herzen getragen, — die Sehnsucht, wieder ein einiges, großes Volk zu sein. So war er ein König und ein Volksführer zugleich. Mit unaus-

löschlichen Zügen steht sein Name auf dem Markstein geschrieben, der in der Weltgeschichte die Wiedergeburt einer großen Nation bezeichnet. Wie ein Heldengedicht erschien dieses gewaltige Ereigniß, welches die Mitwelt mit Staunen durchlebte und auf welches die Nachwelt mit Staunen zurückblicken wird. Und dieses Heldengedicht erzählt von diesem Krieger-König, wie er, den Schnee des Greisenalters auf dem Haupt, umgeben von seinen gewaltigen Paladinen, inmitten seines waffenkundigen Volkes zu Felde zog, und Sieg auf Sieg häufte; wie er dann heimkehrte, geschmückt mit der Kaiserwürde als Wahrzeichen der endlich geeinigten, nunmehr mächtigen und ruhmreichen Nation; und wie er, Friedrich Rothbart gleich, nach Jahrhunderten, eine vom Mythus umwobene Gestalt, fortleben wird in den Geschichten und Sagen des deutschen Volkes.

Das war der Kaiser Wilhelm, der, nachdem die eine große That seine ganze Vergangenheit überstrahlt, als sieggekrönter Nationalheld in das Herz des Deutschen einzog; den dieses Herz mit deutscher Treue und Dankbarkeit als einen ehrwürdigen National-Altvater gehegt und gepflegt hat; dessen Freud' und Leid, Hoffnung und Sorge das Volk wie seine eigenen empfand; gegen dessen Wünsche sich kaum ein Widerspruch ohne Bedauern erhob; vor dessen Fenster sich alltäglich die Menge versammelte, um noch einen Blick seines Angesichts zu erhaschen und seine alten Augen mit Zeichen der Anhänglichkeit zu erfreuen; dessen ehrwürdiges Bild, noch während seines Lebens einer alten Legende ähnlich, weit über Deutschlands Grenzen hinaus seinen Zauber übte, bis endlich die überschwere Last der Jahre ihn ins Grab zog. Und wenn man an diesem Grabe sagt, daß kein ihm gleicher Kaiser die Krone des Reichs nach ihm tragen wird, so ist das wahr in einem bedeutungsvollen Sinne.

In der That ist damit nicht gemeint, daß kein Nachfolger ihn an geistiger Kraft erreichen oder übertreffen könnte, denn seine Gaben waren ja nicht die des Genies. Doch besaß er die für einen Herrscher unschätzbare Gabe — eine Gabe des Geistes und Charakters zugleich — mit klarem Blick das Genie, die Klugheit und die Thatkraft Anderer zu erkennen, sich mit Bescheidenheit der Ueberlegenheit Anderer zu fügen und ihnen die Bahn des Wirkens und des Ruhmes zu öffnen — ja, ohne Eifersucht das Verdienst Derer, denen er befehlen konnte, in der Meinung der Welt über das eigene gestellt zu sehen. Im September 1870, nach dem Siege bei Sedan, brachte er im Kreise seiner Getreuen, aber gehört von der ganzen civilisirten Welt, diesen Trinkspruch aus: „Wir müssen heute aufs Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister v. Roon, haben das Schwert geschärft; Sie, General von Moltke, haben es geführt; und Sie, Graf Bismarck, haben Preußen durch die Leitung seiner Politik auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht.“ Und nun, wenn Roon, Moltke und Bismarck alles das gethan, wofür König Wilhelm ihnen vor aller Welt seinen Dank aussprach, was blieb dann übrig für den König selbst? Das Verdienst, das staatsmännische Genie Bismarcks, das organisatorische Genie Roons, das Feldherrngenie Moltkes hervorgezogen und in Wirksamkeit gesetzt zu haben; das Verdienst des gesunden Sinnes, welcher, Selbstgefühl und Vorurtheile opfernd, die Fähigeren gewähren läßt und zur höchsten Kraftleistung ermuthigt; das Verdienst der bei den Mächtigen so oft fehlenden Selbstlosigkeit, mit welcher er nach gewonnenem Erfolge Bismarck, Moltke und Roon sagte: „Ihr habt's gethan“. Dies machte ihn weder zum großen Staatsmann, noch zum großen Feldherrn, wohl aber zum erfolgreichen Herrscher und zum fähigen Haupt einer thatenreichen Regierung.

Indeß ist diese Geistes- und Charaktereigenschaft im Geschlechte der Hohenzollern keineswegs ohne Beispiel gewesen, und nicht ihretwegen kann gesagt werden, daß Kaiser Wilhelm auf dem deutschen Kaiserthrone nicht seines Gleichen haben wird.

Eigenthümlich war er, und eigenthümlich wird er bleiben, als das Bindeglied zwischen einer alten und einer neuen Zeit. Seine Kindheit sah die tiefste Erniedrigung des Vaterlandes. Mit seiner Mutter, der edeln Luise, Preußens Schmerzenskönigin, mußte er fliehen aus der von Napoleon eroberten Hauptstadt. Das französische Kaiserthum, welches Preußen zerschmettert und Deutschland unterjocht, war ihm nicht eine bloße fremde Macht, sondern das Produkt revolutionärer Ideen. Das Heil des Landes sah er, wie alle um ihn her, nur in einer starken Kriegsmacht den feindlichen Heeren, und in einer ungeschwächten, unbeschränkten Königsgewalt den revolutionären Ideen gegenüber. Das waren die Traditionen seines Hauses, das waren die herrschenden Anschauungen seiner Zeit, die einzigen, die ihn berührten. Unter ihrem ausschließlichen Einfluß wuchs er auf. So bildeten sich seine Grundsätze und seine Begriffe von Pflicht. Und an diesen Grundsätzen und Pflichtbegriffen hielt er sein langes Leben hindurch fest. Wie die andern Prinzen des Hauses wurde er als Knabe Soldat, aber mehr als die andern. Sein soldatischer Diensteifer und der Glaubenssatz, daß der König nach seinem Willen für das Wohl des Volkes zu sorgen habe, und daß dem König jeder Unterthan Gehorsam schuldig sei, füllten seinen Gesichtskreis aus. Als Jüngling sah er, wie die im Jahre 1813, in den Tagen der Volkserhebung gegen die napoleonische Fremdherrschaft gegebenen Versprechen repräsentativer Staatseinrichtungen unerfüllt blieben, weil diese gefährlich sein würden, — gefährlich für die öffentliche Ordnung, die ihm gleichbedeutend war mit der unbeschränkten Königsgewalt. Als Mann fand er sich den revolutionären Erhebungen der Jahre 1848 und 49 gegenüber, zu denen wiederum eine französische Revolution den unmittelbaren Anstoß gegeben. Der Soldat, der erste Unterthan des Königs, wie er sich nannte, wußte von keiner anderen Pflicht, als mit bewaffneter Hand den Aufstand niederzuschlagen. So zog er ins Feld, und mit Strenge that er seine Arbeit.

Endlich kam der Tag, da er selbst den Thron bestieg und sich mit eigener Hand die Krone aufs Haupt setzte, als ihm von Gott gegeben. Das war ihm keine blos überlieferte Redensart. Es war eine tief in ihm wurzelnde religiöse Ueberzeugung. Eine Constitution hatten allerdings die Jahre der Bewegung zurückgelassen; aber das Wesentlichste der Verfassung sah er doch in einer möglichst wenig beschränkten Königsgewalt. Es war sein ehrlicher, ja frommer Glaube, daß Gott ihn zum König gemacht und dazu bestellt habe, sein Volk nach bestem Wissen und Gewissen zu regieren, und daß es der Volksvertreter Pflicht sei, ihm dabei zu helfen; daß er seine eigene heilige Pflicht verletzen würde, wenn er sich eines wesentlichen Theils seiner von Gott verliehenen Königsmacht entäußerte, und daß derjenige sich einer Auflehnung gegen Gottes Gebot schuldig mache, der ihm diese monarchische Gewalt zu verkürzen suchte. Seine Armee war ihm das Schwert Gottes, der Schild der Weltordnung, und von allen menschlichen Schwüren kannte er wohl keinen heiligeren, als den Fahneneid. Unverantwortlich war der Staatsdiener nicht, aber politisch verantwortlich doch nur dem König. Unverantwortlich fühlte er sich auch selbst nicht, aber verantwortlich doch nur Gott und seinem eigenen Gewissen. Das war sein Constitutionalismus, ein Constitutionalismus freilich,

nur wenig mit den constitutionellen Begriffen anderer Länder übereinstimmend, aber keineswegs bei ihm den Herrschergelüsten einer despotischen Natur entsprungen.

In der That, kein größerer Gegensatz läßt sich denken, als der zwischen Kaiser Wilhelm und dem typischen Despoten, der, das Volk verachtend und bedrückend, in faulem, wollüstigem Luxus das Mark des Landes verpraßt. Der Kaiser lebte in einer frugalen Einfachheit, die sich mancher amerikanische Millionär zum Muster nehmen könnte. Als Jüngling hatte er zu seiner Confirmation ein Gelübde verfaßt, in dem sich diese Sätze finden: „Ich will nie vergessen, daß der Fürst auch Mensch ist, daß die allgemeinen Gesetze auch ihm vorgeschrieben sind. — Ich will ein aufrichtiges, herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die Geringsten — denn sie sind meine Brüder — bei mir erhalten und beleben. — Ich achte es viel höher, geliebt als gefürchtet zu werden, oder blos ein fürstliches Ansehen zu haben." Dies war nicht ein bloßer, schnell vorüberfliegender, jugendlicher Idealismus. Er hatte ein warmes Herz für das Volk und das war es, was ihn den Herzen des Volkes besonders nahe brachte. Er hatte tiefes Gefühl für die Entbehrungen und Leiden der Armen und Hilfsbedürftigen. Manche der Pläne zur Arbeitergesetzgebung sind wohl dieser Quelle entsprungen. Deputationen, die ihm von Noth und Elend erzählten, haben ihm oft Thränen entlockt. Der stolze Hohenzoller, der stramme, schneidige Soldat, der strenge Vorkämpfer der monarchischen Gewalt, der unnachsichtige Unterdrücker des Aufruhrs, der ruhmreiche Kriegsfürst, fühlte ein wahres Bedürfniß, populär, persönlich beliebt zu sein. Das war nicht ein bloßes Spiel vornehmer Laune, noch war es kalte Berechnung. Es war ein Gemüthszug. Es war ihm natürlich, selbst fremde Menschen, denen er begegnete, durch Freundlichkeit zu erfreuen. Um dem Wunsch der Menge zu genügen, die sich täglich vor seinem Fenster versammelte, zeigte er sich gern; aber auch, um sich selbst zu erfreuen der Zeichen der Anhänglichkeit, die er empfing. Wäre diese Menge verschwunden, es würde ihm, als Symptom der Gleichgültigkeit oder Abneigung des Volkes, ein Stich ins Herz gewesen sein.

Kein Fürst könnte zugleich seinen Begriff von Regierungspflicht ernster genommen haben, als der Kaiser selbst. Kein Schmied an seinem Ambos, kein Bauer auf seinem Acker, kein Kaufmann in seinem Comtoir kann in seinem Geschäfte gewissenhafter, unermüdlicher, emsiger gearbeitet haben, als der Kaiser arbeitete in seinem Regierungsgeschäft. Sich um Alles, Großes und Kleines, zu bekümmern, in Alles hineinzusehen, Alles zu leiten oder wenigstens leiten zu helfen, war ihm ein Bedürfniß des Pflichtgefühls; und wer nach einem Beispiel dessen sucht, was auf Preußisch „Dienst" heißt, der findet es in Kaiser Wilhelms täglichem Leben. Bis in die letzten lichten Augenblicke, bis in die Fieberträume seiner Todesstunde hinein verfolgte ihn der Gedanke an seine Amtspflicht, und mit der Stimme des Sterbenden gab er seinen Nachfolgern Rathschläge über die großen Interessen seines Landes. „Ich habe keine Zeit mehr, müde zu sein", sagte er, als er die letzte Stunde kommen fühlte. In seinem ganzen Leben hatte er sich zum Müdesein wenig Zeit gegönnt.

Nicht allein das Wohl des eigenen Volkes, sondern auch den Frieden Europas fühlte er auf seinen Schultern ruhen. Keine Meinung könnte falscher sein, als die, daß nach der Vollendung der deutschen Reichseinheit Kaiser Wilhelm und sein mächtiger Kanzler nach weiteren Eroberungen oder neuen

Waffenthaten lüstern gewesen seien. Die Deutschen sind ein militärisches, aber kein kriegliebendes Volk. Das deutsche Heer ist das ganze Volk in Waffen, und ein solches Heer wird nicht leichten Sinnes ins Feld geführt. Der dänische, österreichische und französische Krieg galten der Gründung deutscher National-Einheit, und so wurde diese große Aufgabe der Zeit gelöst. Das einige Deutschland ist die Friedensmacht Europas. Ohne Uebertreibung darf gesagt werden, daß es mehr Kriege verhütet, als es geführt hat. Wie groß darin das Verdienst des Kanzlers ist, weiß die Welt; aber sie weiß auch, wie der alte Kaiser selbst mit rastlos sorgendem Eifer jedes drohende Zerwürfniß bewachte und in persönlichen Zusammenkünften und Verhandlungen sein freundschaftliches Verhältniß mit anderen Monarchen Europas für den Frieden des Continents verwerthete. Und es ist gewiß, daß das beschwichtigende Wort des freundlichen und mächtigen Greises nicht selten schwer in die Wagschale fiel.

So hat er denn in innerer und äußerer Politik die Monarchenpflicht, welche er zugleich mit der Monarchengewalt vor Gott sich auferlegt fühlte, mit persönlicher Sorge und Thätigkeit eifrig zu erfüllen gestrebt. Dieser Begriff von monarchischer Macht und Pflicht war seine politische Religion, an welcher er mit der frommen Glaubensstärke seiner Natur festhielt und zu der er sich mit voller Aufrichtigkeit bekannte. Für diese Grundsätze trat er ein mit offenem Visir, und der Glorienschein der großen nationalen That seiner Regierung und die dankbare, gemüthwarme Anhänglichkeit des Volkes an den Altvater auf dem Kaiserthron halfen ihm mächtig, dieselben zu behaupten.

Nicht wunderbar ist es daher, daß unter seiner Herrschaft die Entwickelung constitutioneller Regierungsmethoden nicht größere Fortschritte gemacht hat, sondern eher, daß sie so weit gekommen ist. Er trat aus der alten Zeit in die neue herüber, den Geist der alten Zeit repräsentirend in der erfolgreichsten, ehrwürdigsten, gewinnendsten Gestalt. In der Natur der Dinge wird darin kein Nachfolger ihm gleich sein können. In ihm ist der Patriarch dahin geschieden, und mit ihm der Nimbus des patriarchalischen Regiments. Ein zweiter Patriarch gleich ihm ist nicht mehr möglich.

Als nach jener wunderbaren Laufbahn, von Unglück und Erniedrigung zu größter Macht, ungeahntem Ruhmesglanz und fast beispielloser Popularität, der alte Kaiser endlich die Augen für immer geschlossen, da stellte sich ein Schauspiel dar, wie es die Welt in Jahrhunderten nicht gesehen hat. Nicht der Pomp der Todtenfeier allein war das Außerordentliche; nicht daß mit dem deutschen Volk alle Mächte Europas den Sarg umstanden und selbst das einst von ihm schwer getroffene Frankreich zum Schmuck desselben seinen Kranz herbeitrug; sondern vielmehr, daß alle civilisirten Völker der Erde, wie überrascht von dem Jahre lang erwarteten Ereigniß, mit inniger Theilnahme aber auch mit fast ängstlicher Spannung auf jenen Trauerzug in der deutschen Hauptstadt hinüberblickten, und daß tausendfältig die Frage erklang: „Was nun?" Durch unzählige Gemüther ging der Gedanke: Was in diesem Sarge zu Grabe getragen wird, ist mehr als eine große historische Persönlichkeit; es ist die vornehmste Stütze einer historischen Regierungsidee. So wohnte die ganze Welt diesem Grabgeleite bei mit dem gedrückten Gefühl, welches der Mensch bei dem Anblick eines weittragend bedeutungsvollen Ereignisses empfindet.

Eine Theilnahme von seltener Allgemeinheit und Herzenswärme wendet sich des alten Kaisers Nachfolger zu. Der Name „Unser Fritz", den Kaiser Wilhelm zuerst aussprach und den das deutsche Volk mit Begeisterung aufnahm, ist durch alle Länder wie der Name eines Volkslieblings erklungen,

und in seinem Träger sah man einen Fürsten, der dem Denken und Empfinden des Bürgers näher stünde, als das bei Fürsten gewöhnlich ist. Mit tiefer Sympathie hat die ganze gesittete Menschheit sein furchtbares Leiden beklagt und ihm von ganzem Herzen Genesung und ein langes Leben gewünscht. Mit derselben Sympathie folgt sie seiner Anstrengung, in den unsicheren Tagen, die er seinem Leiden abkämpft, Kaiser Wilhelms großer Hinterlassenschaft die Signatur seines eigenen Geistes aufzudrücken.

Groß ist die Erbschaft wie wenige, die je ein Fürst der Nachwelt übertrug. Möge ein gütiges Schicksal über ihr walten. Wer das Leben der Staaten und Völker in langen Perioden aufmerksam betrachtet, der lernt sich hüten vor allzu dogmatischer Aburtheilung der Vergangenheit und vor allzu sanguinischen Plänen und Erwartungen für die Zukunft. Der weiß, daß das Neue sich auf das, was da Lebenskräftiges, Tüchtiges und Dauerhaftes aus der Vergangenheit hervortritt, aufbauen muß, um fest zu stehen. Er weiß, daß die geschichtliche Entwickelung sich nicht ohne Rückfälle in großen Sprüngen vorwärts bewegt; er weiß aber auch, daß sie nicht still steht. Dem Gesetz gehorchend, welchem alle irdischen Dinge untergeben sind, wird auch Kaiser Wilhelms Hinterlassenschaft sich fortentwickeln müssen, dem Charakter und Bedürfniß der Zeit gerecht. Niemand wird sich vermessen, klar in die Zukunft zu sehen. Eines aber ist unzweifelhaft: Das neue Deutsche Reich, das ihn als seinen Vater und sein erstes Haupt ehrte, wird um so fester stehen, je mehr es sich rühmen kann, das geschaffen zu haben, was der wahre Zweck aller Regierung ist: ein in Freiheit, Frieden und Fortschritt einiges, starkes und glückliches Volk."



Gedächtnißfeier am 22. März 1888.

Der 22. März 1888, mit dem wir hier die Darstellung der Ereignisse in den Trauertagen des März beschließen, der Geburtstag Kaiser Wilhelms, sonst Allen ein Tag hellster Freude, gefeiert wo immer Deutsche weilten, in diesem Jahre war er ein Tag wehmuthvollen Gedenkens. Noch einmal ging ein Hauch der Andacht und frommer Erhebung an diesem Tage durch die Herzen, es war, als fühlte Jeder, daß erst mit dem Kaisertage, an dem sonst ein Herzschlag das nationale Deutschland in Freuden bewegte, die Trauerwochen mit ihrer tiefen seelischen Erregung ihren weihevollen Abschluß finden könnten.

Auch diesmal prangten Städte und Dörfer im Fahnen- und Flaggenschmuck, aber es waren die Farben des Todes und der Trauer. Auch diesmal erklangen von den Thürmen die Glocken, aber es war statt Jubelklangs das klagende Todtengeläute. Auch diesmal einte sich Alles, was nationales Empfinden beseelte, den Kaisertag würdig zu begehen, aber es geschah im Gewande der Trauer. Auch diesmal erklangen in den Aulen der Universitäten und Akademieen, in den Hörsälen der höheren und niederen Schulen, in den wissenschaftlichen, politischen und anderen Vereinigungen, und an tausend anderen Orten die Worte der Redner dem Preise des großen Kaisers, aber aus den

Augen rann die heimliche Thräne. Auch diesmal war in den Tagesblättern des 22. März die erste Seite dem Kaiser gewidmet, aber es waren die Worte des letzten Abschiedes. Alles, wie sonst, seit einem Vierteljahrhundert, und anders Alles: über Alles der Flor der Betrübniß gebreitet und leidvollen Sehnens und Erinnerns. Nur eines nicht, wie sonst: ein schlichtes Haus — leer und verlassen, die Fenster verhängt, und draußen unermeßliche Oede, beengende Stille. — —

Er ist dahin, uns Lebenden bleibt sein Vermächtniß: das Werk seines Lebens, des Vaterlandes Größe und Einigkeit. Sein Werk zu wahren, in seinem Sinne auszubauen und zu gestalten, muß der Dank seines Volkes, muß das Gelübde sein, das wir an jedem 22. März, Seinem Tage, dem nichts Anderes gehören darf, wiederholen. Von Geschlecht zu Geschlecht, alljährlich wann er wiederkehrt, der 22. März, soll er künftig wieder uns sein ein Tag der Freude und des Dankes, daß Kaiser Wilhelm uns gegeben worden, der nationale Gedenktag des deutschen Volkes für alle Zeiten.

Auch von den Reden, die am 22. März 1888 dem Gedächtniß Kaiser Wilhelms I. gehalten sind, geben wir hier zum Schlusse zwei im Wortlaute wieder, die in der Berliner Universität und in der Akademie der Wissenschaften gehalten sind. Die eine derselben erhält ein besonderes Interesse durch die langjährigen persönlichen Beziehungen ihres Verfassers zum Kaiserlichen Hause, die andere durch die eingehenden Hinweise und Ausführungen über die Pflege und Förderung, welche die Universitäten und Akademieen, ihre wissenschaftlichen Institute und Unternehmungen unter der Regierung Kaiser Wilhelms I. erfahren haben.*)

Gedächtnißrede auf Kaiser Wilhelm I.

in der Aula der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin
am 22. März 1888
gehalten von

Ernst Curtius.

„Wir hatten uns angeschickt, den 22. März in diesen Räumen, wo wir so oft des Tages froh gewesen sind, in gewohnter Weise zu feiern. Gott hat es anders gewollt. Das Geburtsfest ist eine Todtenfeier geworden. Ganz Deutschland fühlt mit uns, was es heißt, ein theures Haupt vermissen, unter dem wir uns geborgen fühlten wie die Kinder im Vaterhause. Jedem

*) Noch verweisen wir die Leser auf eine Rede, in der die geschichtliche Größe Kaiser Wilhelms eine schöne Würdigung findet, auf die Rede von Alfred Dove „Kaiser Wilhelms geschichtliche Gestalt“, Gedächtnißrede gehalten in der Aula der Universität Bonn am 22. März 1888. Bonn, bei Emil Strauß.

ist zu Muth, als wenn er ein Eigenstes verloren, ohne das er nicht leben könne. Wenn wir uns aber heute hier vereinigen, so kann es nicht anders sein, als daß wir uns zu männlicher Fassung erheben, wie es allein dessen würdig ist, um den wir im Geiste versammelt sind. Ist er leiblich uns entzogen, soll Er geistig unser sein und unser bleiben, und auch der Trauertag wird zu einer Geburtstagsfeier, indem wir Gott von Herzen danken für Alles, was uns in Kaiser Wilhelm gegeben worden ist. Anstatt der Glückwünsche aber, mit denen wir Ihn von Jahr zu Jahr geleitet haben, ist es heute unsere Aufgabe dessen zu gedenken, was uns zu thun obliegt, damit der Schatz von Segen, den wir Kaiser Wilhelm verdanken, unserm Volke erhalten bleibe.

Welch ein Bild menschlichen Schicksalswechsels rollt sich vor uns auf, wenn wir auf Kaiser Wilhelms Leben zurückblicken!

Als des Knaben Bewußtsein erwachte, sah Er Preußen in scheinbar hoffnungsloser Erniedrigung; als König hob er es zu Macht und Ruhm, so daß des großen Friedrich Regierung, die man schon als eine glänzende Episode anzusehen sich gewöhnt hatte, nur als bescheidene Vorstufe erscheinen mußte.

Das durch die Freiheitskriege gerettete deutsche Vaterland mußte Er durch unerträgliche Mißverhältnisse, an deren Ueberwindung die besten Kräfte sich nutzlos aufrieben, in seiner Wohlfahrt fort und fort geschädigt sehen, bis unverhofft und rasch in voller Uebereinstimmung mit den ersten Vertretern des Gesammtvaterlandes die einzig mögliche Lösung erfolgte, die Uebertragung der Kaiserkrone an das Haus Hohenzollern.

Gedenken wir nun auch der persönlichen Erlebnisse des verklärten Herrschers, rufen wir uns in das Gedächtniß, daß es eine Zeit gegeben hat, wo Er, verkannt und verleumdet, das Vaterland meiden mußte, für das Er jeden Augenblick den letzten Blutstropfen hinzugeben bereit war, und wie derselbe Fürst dann inniger geliebt worden ist als irgend ein Monarch der Welt, wie eine zahllose Menge tagtäglich vor Seinem Fenster harrte, bis Sein Antlitz sich zeigte, wie eine Sonne, an deren Strahlen man sich erfreuen wollte. Als aber die Räume verhängt waren, wo Er in so harmloser Nähe Seines Volkes lebte, blieben die Bürger wie durch einen Zauber gebannt und schauten lautlos nach dem Kaiserhause, bis sie endlich zu Tausenden gedrängt bei Tage wie bei Nacht an den offenen Sarg pilgerten, um noch einmal das ehrwürdige Angesicht zu sehen.

Wahrlich, ein solcher Wechsel von Glück und Unbill, von geduldigem Ausharren und raschen Triumphen, von bitterer Verkennung und einer begeisterten Liebe, wie sie uns nur aus Märchenklängen bekannt war, ist selten durch ein Menschenleben gegangen, und doch ist Alles ein Ganzes, wie in dem Bilde eines Meisters, in welchem die Gestalten sich verworren durcheinander zu drängen scheinen, bis uns der Zusammenhang des Ganzen klar wird. Ja, dies Bild von Kaiser Wilhelms Leben in seiner Mannigfaltigkeit und inneren Einheit wird, so lange es eine Geschichte giebt, immer einer der inhaltreichsten und erhebendsten Gegenstände menschlicher Betrachtung sein.

Unverloren waren schon die Erlebnisse der frühsten Jugend. Der Eindruck einer bescheidenen und haushälterischen Einrichtung, die Erinnerung an das sorgenvolle Antlitz des Vaters, an die heimlichen Thränen einer unvergeßlichen Mutter haben den Kaiser durch Sein langes Leben begleitet und Ihn von früh an vor jeder Anwandlung von Ueberhebung bewahrt. Die Unbeständigkeit menschlicher Dinge stand Ihm immer vor Augen. Wer hat je ein Wort des Selbstrühmens von Ihm gehört, oder einen Blick des stolzen Selbstver-

trauens an Ihm wahrgenommen? Von allen Erfolgen in Krieg und Frieden gab Er Gott die Ehre und den Männern, die er Ihm gegeben. Demuth war das Ehrenkleid des Herrschers, der Purpur dieses Helden, dessen Thaten den Erdkreis erfüllten.

Wichtig für den Lebensgang des Kaisers war es, daß Er in voller Mannesreife stand, als Ihm der Gedanke nahe trat, daß Er auf den Thron Seiner Väter berufen sein würde.

Darum hat Er Sich so lange voll und ganz einem Berufe, dem Heerdienste gewidmet und denselben von Stufe zu Stufe gewissenhaft durchgemacht. Hier ist Ihm die rücksichtsloseste Pflichttreue im Großen und Kleinen zur andern Natur geworden. Hier hat Er die Bedürfnisse des Soldaten, hier alle starken und schwachen Seiten unsres Heerwesens auf das Genaueste kennen gelernt, so daß Er in einem der wichtigsten Theile des Staatswesens ein vollkommen Sachverständiger war, als Er die Verpflichtung fühlte, Seinen Gesichtskreis nach allen Seiten zu erweitern.

Deutlich erkannte Er, was in Preußen, was in Deutschland anders werden müsse, und nimmer kann ich — denn warum sollte ich Bedenken tragen, heute vor Ihnen eigene Erinnerungen einzuflechten, die zu den theuersten meines Lebens gehören? — den 22. März, heute vor vierzig Jahren vergessen, den der Prinz von Preußen noch in Verborgenheit auf der Pfaueninsel zubrachte. Hier fühlte Er Sich gedrungen, im engsten Kreise der Familienglieder und Hausgenossen offen auszusprechen, daß Er einer umfassenderen Betheiligung der Volksvertretung an den öffentlichen Angelegenheiten niemals entgegengetreten wäre; am Abend Seines Geburtstags nahm Er tieferschüttert von den Seinigen und der Heimath Abschied, um, von einem Adjutanten begleitet, unerkannt nach Hamburg zu fahren.

In England begann ein neues Leben für Ihn. Niemals hat Er der hochherzigen Königin die Ihm bereitete Aufnahme vergessen und lebenslang ist Er dem damaligen Gesandten Herrn von Bunsen dankbar geblieben, weil Er durch ihn mit den englischen Staatseinrichtungen bekannt wurde. Als die Königin von England damals von Frevlerhand eine Verletzung erhielt, war Er Zeuge, wie tief gewurzelt im Lande der Parlamente das Königthum sei. Ganz London schaarte sich um den Palast, um der Fürstin seine Theilnahme zu zeigen, und als Abends im Theater von Neuem eine begeisterte Sympathie zum Ausbruch kam, flossen Thränen über Seine Wangen, indem Er Seiner Lage und der Heimath gedachte. Die Königin bemerkte es und sagte, Seine Hand leise fassend: Sie werden das auch noch erleben! Ja, ja, sagte der Kaiser, als Er dies erzählte, und setzte, da die Anwesenden Ihn freudig anblickten, mit mildem Lächeln hinzu: Es hat nur etwas lange gedauert!

Zürnen Sie mir nicht, verehrte Zuhörer, wenn ich dieser dunklen Tage gedenke. Denn das Bild unseres Kaisers Wilhelm, das wir unsern Kindern und Kindeskindern einprägen wollen, strahlt auf diesem Hintergrunde um so leuchtender hervor.

Ja, lange dauerte es, bis das irre geleitete Volk sich von der Lüge frei machte und sich seinem Königssohne wieder zuwandte. Als die Pommersche Ritterschaft ihren heimgekehrten Statthalter feierte, tobte draußen um das Stettiner Schloß noch gellender Widerspruch. Aber ohne Verbitterung, ohne Groll im Herzen, ohne daran zu denken, den tückischen Ränken nachspüren zu lassen, ist der edle Fürst selbstverleugnend, unbeirrt Seinen Weg gegangen, hat als Mitglied der Nationalversammlung inmitten derselben Seine Aner-

kennung der Verfassung offen ausgesprochen; Er ist den Verhandlungen des Frankfurter Parlaments, dessen Mitglieder von den Fanatikern der rechten Seite als Frevler oder Thoren angesehen wurden, mit voller Unbefangenheit gefolgt und hat den Entwurf der Deutschen Wehrverfassung einer eingehenden Beurtheilung unterzogen, die Er, als Manuscript gedruckt, vertheilte.

So bereitete Sich der schwer geprüfte Thronfolger mit stillem Ernst auf das Herrscheramt vor, das dem Einundsechzigjährigen als Regentschaft zufiel. „Was kann ich noch thun", antwortete Er auf einen Glückwunsch, „als meinem Sohn den Weg bereiten?"

Vereinfachung des Geschäftsgangs war einer Seiner ersten Gesichtspunkte. Wenn Er daher bei Vorträgen den Eindruck hatte, als ob mit der nächstliegenden Entscheidung einer schwebenden Frage absichtlich zurückgehalten werde, um sie dem Regenten vorzubehalten, bat Er Sich aus, daß ohne Umschweife das Richtige gesagt werde.

In klarer Voraussicht der Entscheidungen, welche unvermeidlich dem Vaterlande bevorstanden, hielt Er es für Seine ernsteste Pflicht, die Wehrkraft Preußens zu voller Wirkungskraft vorzubereiten. Die Mobilmachung von 1859 offenbarte die Mängel der bestehenden Organisation, welche in dem Moment lähmend eingriff, wo auf volle Energie Alles ankam. Mit unerschütterlicher Willenskraft hat Er in jahrelanger Arbeit mit dem unvergeßlichen Grafen Roon die Reorganisation der Armee durchgeführt. Aus eigenster, selbsterworbener Sachkenntniß hat Er Sich das Heer geschaffen, das Er als König in das Feld führte, und der rasche Verlauf des Kriegs von 66, bei dem ein großer Theil der Landwehrmannschaften dem häuslichen Heerde nicht entzogen zu werden brauchte, entwaffnete endlich den Widerspruch, der Sein landesväterliches Herz so schwer betrübt hatte. Jetzt mußten alle Patrioten dankbar und beschämt erkennen, daß Er, die Fluth voraussehend, rechtzeitig das Schiff gebaut und das Schwert geschmiedet habe. Wie viel Blut und Thränen, wie viel Jammer und Elend ist durch die weise und entschlossene Durchführung dessen, was der Regent und König für das Heil des Staats als nothwendig erkannte, unserm Vaterlande erspart worden! Nur auf diesem Wege war es möglich, daß Preußen der Kern des Deutschen Reiches wurde.

Engpreußisch ist Kaiser Wilhelm nie gewesen. Als es sich um die zu vollendende Erziehung Seines Sohnes handelte und am Hofe geltend gemacht wurde, daß dazu nur ein geborener Preuße berufen werden dürfe, hat Er es durchgesetzt, daß auch an einem freien Reichsstädter kein Anstoß genommen wurde, und als Ihm am ersten Weihnachtsfeste, das Er nach den Stürmen von 1848 wieder friedlich mit den Seinen in den lang entbehrten Räumen Seines Schlosses feiern durfte, von Seinem Sohne ein Gedicht überreicht wurde mit folgendem Schluß:

„Zur Erndte reif sind der Geschichte Saaten,
„Die Eure Ahnen in dies Land gesenkt,
„Und neue Bahnen winken Euren Thaten;
„So habt nicht Ihr, so hat es Gott gelenkt!
„Wir sehn auf Euch mit frohem Angesichte,
„Verbannet sei, was Angst und Zweifel schuf,
„O horchet auf, es ruft die Weltgeschichte
„Und Hohenzollern höret ihren Ruf —

da sprach Er es noch an demselben Abend mit der Ihm eigenthümlichen Verschmelzung von liebenswürdiger Milde und männlichem Ernste offen aus, wie voll Er zu würdigen wisse, was das Vaterland von Seinem Hause erwarte.

Als Heerfürst hat Er Preußen groß gemacht und das Reich gegründet, aber niemals ist ein siegreicher König weniger kriegerisch und kampflustig gewesen. Er hatte ein weiches Gemüth. Er schämte sich der Thränen so wenig wie die Helden Homers und bewährte der Hellenen Sprichwort: Dem wackern Mann wird leicht das Auge feucht! Er mochte kein Torpedoschiff sehen, weil er sofort der engen Räume gedachte, in denen die Mannschaften untergebracht werden müssen, und im Felde trotzte er dem Kugelregen, um den Verwundeten noch dankbar die Hand zu reichen.

Kaiser Wilhelm war ein geborener Herrscher, der mit gesundem Blick die Menschenwelt betrachtete, immer des Ganzen und Großen eingedenk. Darum hatte auch das Geringfügige für Ihn Bedeutung. Von keiner Spazierfahrt kehrte Er heim, ohne die Neubauten und den Entwickelungsgang der Stadt aufmerksam zu beobachten. Ueber jedem schönen Baum in und um Berlin wachte Sein königliches Auge. Unserer Universität war Er ein huldvoller Nachbar, ein entschiedener Gegner aller Pläne, nach denen die Hauptstätten von Kunst und Wissenschaft aus dem Herzen Seiner Residenz entrückt werden sollten. Er folgte dem Umbau unserer Hörsäle, und als Er in einem kleinen Fenster das Licht vermißte, das Er dort allabendlich zu sehen gewohnt war, erkundigte Er Sich, ob etwa einer der Hausdiener bei dem Umbau seine Wohnung umgetauscht habe.

Den Vorständen der öffentlichen Kunstinstitute sagte Er bei Seinem Regierungsantritte, von Ihm dürfe man nicht erwarten, was Sein kunstsinniger Bruder gethan habe. Er nahm für Sich keine Kennerschaft, kein maßgebendes Urtheil in Anspruch. Aber alles würdig Gedachte empfand Er tief, und was immer dem Vaterlande zur Ehre gereichte, war Seiner lebendigen Theilnahme gewiß. Seinem königlichen Herzen that es wohl, daß nach blutigem Völkerkriege die Aufdeckung von Olympia das erste Friedenswerk des jungen Reiches war. Schritt für Schritt folgte Er den Arbeiten und trat persönlich für ihre Vollendung ein, denn es sei nicht Seine Art, etwas halbfertig liegen zu lassen.

Mit freudiger Genugthuung begrüßte Er die Bildwerke von Pergamon im Königlichen Museum und ließ sich gern vom Königsdenkmal auf Nimrud-dagh erzählen, dessen Großartigkeit Er bewunderte. Nichts Heilsames, so geringfügig es war, durfte unnütz verschoben werden, wenn es sich um öffentliches Gut handelte. Als Er eines Abends davon hörte, daß nach dem Gutachten unseres Chemikers die farbigen Thonfiguren aus Tanagra in der feuchten Atmosphäre des Erdgeschosses litten, waren auf Seinen Befehl am anderen Morgen die Arbeiter da, um die Ueberführung in höhere Museumsräume vorzunehmen.

Mit unermüdlicher Theilnahme folgte Er allen Fortschritten der Naturkunde wie der technischen Wissenschaften. Hervorragende Leistungen der Mechanik, wie z. B. die Hebung des Kriegerdenkmals auf dem Kreuzberge hörte man Ihn als Augenzeugen mit eingehendem Verständniß schildern; denn es war Seiner Natur unmöglich, Sich mit allgemeinen Ausdrücken Seines Wohlgefallens zu begnügen; alles Redensartliche war ihm unerträglich; Er mußte Allem auf den Grund gehen, bis Er das Wesentliche klar erfaßt hatte.

Dazu benutzte Er nach des Tages Arbeit die stillen Abendstunden, in denen Er und die Kaiserin-Königin Augusta auch Männer der Wissenschaft um Sich sahen und Sich im kleinsten Kreise vertraulich über ihre Arbeiten und Forschungen belehren ließen, während Er Selbst aus Seinen Erlebnissen mit voller Frische der Erinnerung die anmuthigsten Mittheilungen machte.

Den echten Fürstensinn, der Dauerndes zu schaffen liebt, bewährte Er auch als Bauherr auf eigenem Grund und Boden. Ich denke an die Höhe über der Havel, deren reizende Lage er erkannt hat und die Er Sich von Seinem Vater schenken ließ. Als Prinz Wilhelm mit den bescheidensten Mitteln beginnend, hat Er Jahr aus Jahr ein, in unermüdlicher Thätigkeit, welche Seine liebste Ausspannung war, von Meistern der Kunst, Schinkel, Persius und Strack unterstützt, den öden, von Gestrüpp bedeckten Sandhügel zu einem wiesenreichen Schloßberge umgeschaffen. Neben den Architekten war Fürst Pückler-Muskau Sein Berather. Wenn dieser aber die aus dem alten Bestande am Flußufer noch übrigen Birken fällen wollte, weil sie in einen Königspark nicht paßten, widerstand ihm der Prinz von Preußen, der die Zeugen des ursprünglichen Zustandes Seines Landsitzes nicht missen wollte, und so ist auch der Babelsberg ein charakteristisches, schönes und ehrwürdiges Denkmal von Kaiser Wilhelms fürstlichem Schaffen.

Mich hat mein Herz getrieben, so manches Kleine anzuführen, weil es dazu dienen mag, das menschliche Bild des Verklärten uns lebendiger und wärmer vor die Seele zu führen.

Die großen Kaiserthaten stehen ja mit leuchtender Schrift in das Gedächtniß der Jahrhunderte eingeschrieben. Wir aber, die wir die kaiserlose Zeit erlebten, wir dürfen mit unsern Gedanken nicht an den äußeren Erfolgen haften. Uns ist nicht *das* die Hauptsache, daß Deutschland wieder mächtig ist im Kreise der Völker, sondern daß wir gerettet sind aus einem unwürdigen Zustande, wo in kleinlichem Interessenstreite Stämme und Staaten des Vaterlandes unaufhörlich mit einander haderten und das Gift selbstsüchtiger Sonderpolitik am Mark des Volks zehrte. Was uns aus diesem Siechthum helfen konnte, war nur eine gemeinsame Noth von Außen. Aber mit dem Kriegsschrecken wäre auch die Einigung wieder vorüber gewesen, wie Alles vergänglich ist, was auf Eigennutz beruht, wenn uns Gott nicht einen König gegeben hätte, der nicht nur die Heere von Sieg zu Sieg führte, sondern auch das Haus des Friedens zu bauen wußte, um die zerrissene Heerde als ein guter Hirt um einen Heerd zu vereinigen, und der in den Menschenherzen ein Feuer entzünden konnte, das heilige Feuer der Liebe, das allein im Stande ist, die spröden Erze der Selbstsucht zu schmelzen. In freier Ehrfurcht sammelten sich die Deutschen wieder um *ein* Haupt und lernten in ihm mit neuer Begeisterung ihr Vaterland lieben.

Wir sind also durch Kaiser Wilhelm nicht nur mächtiger und ruhmreicher, sondern auch innerlich freier, reiner und besser geworden. Denn nur im Guten können die Menschen wahrhaft einig sein, und in der Liebe entfalten sich alle Keime des Guten, die im Menschenherzen ruhen; sie ist im geistigen Leben wie die Sonne, von der man nicht sagen kann, daß dies oder jenes durch sie gedeihe, sondern alles Lebendige hat von ihr Licht und Wärme.

So ist durch alles deutsche Land ein neuer Lebensodem gegangen, so ist Ihm, der um Volksgunst Sich nie bemüht hat, ungesucht des Volkes Liebe voll und wahr zu Theil geworden, und in dieser Liebe des Vaterlandes zu seinem Kaiser sind auch die in den fernsten Welttheilen weit zerstreuten Deutschen von Neuem wieder die Unsrigen geworden.

Diese Liebe ist das leuchtende Diadem an Seiner Stirn; höheren Preis kann ein Sterblicher für ein arbeitsvolles Erdenleben nicht erringen.

Von König Salomo forderte Gott ein aufrichtiges Herz, und dem Aufrichtigen, heißt es, läßt er es gelingen. So bescheiden das Wort klingt, es

ist doch das Höchste, was ein Menschenkind erreichen kann, und an Kaiser Wilhelm ist der alte Spruch zu köstlicher Wahrheit geworden. In der Aufrichtigkeit des Herzens ruhte die Harmonie Seines geistigen Lebens, wie sie uns aus dem väterlichen Antlitz entgegen leuchtete, die innere Harmonie, in der alle Gegensätze sich versöhnten und alle sittlichen Probleme, an denen ein Fürstenleben so reich ist, wie von selbst ihre Lösung fanden. Weil Er nie an Sich dachte, war Er von launenhaften Stimmungen unabhängig, frei von jeder Anwandlung einer um die eigene Ehre besorgten Eifersucht, frei von dem Wankelmuth, der bald zu viel, bald zu wenig Vertrauen schenkt. Wahr und treu hielt Er zu den Männern, von denen Er Sich überzeugt hatte, daß sie Ihm zugewiesen seien, um Seine vaterländische Mission durchzuführen, und wie hat Er vor allem Volk im Namen des Vaterlandes ihnen seine Dankbarkeit bezeugt! Aber auch neben dem großen Kanzler, neben Seinen großen Feldherrn ist er immer Sein eigen geblieben, immer der König, der vor Gott die Verantwortung trägt und nach persönlicher Ueberzeugung in Krieg und Frieden die den Gang der Geschichte bestimmenden Entscheidungen trifft.

Wie das Fürstenamt, das Er als Stellvertreter Seines Königlichen Bruders übernommen, von Jahr zu Jahr immer größer, mannigfaltiger und verantwortungsvoller wurde, so ist mit ihm auch Kaiser Wilhelm in treuer Berufserfüllung innerlich immer mehr erstarkt und gereift, und nach einem langen Tagewerk, auf dem der Segen eines wiedergeborenen Volks ruht, ist Er, bis zuletzt rastlos thätig, zu Seinen Vätern heimgegangen, friedlich und kampflos, in unserm theuern evangelischen Glauben, von Gottes Wort hinüber geleitet, während Gemahlin und Tochter die erkaltende Hand mit Ihren Thränen netzten.

Uns bleibt Er in lebendiger Gegenwart. Wir danken Gott, daß es uns gegönnt gewesen ist, unter einem solchen Herrscher zu leben und zu wirken. Dessen können wir uns nur würdig zeigen, wenn wir Alle in Seinem Sinne an Seinem Lebenswerke fortarbeiten, in Gottesfurcht und Treue dem Vaterlande dienend, gewissenhaft im Kleinen wie im Großen, selbstverleugnend, opferbereit, die theuer erworbene Einheit als unser bestes Gut hütend und pflegend. In unauslöschlicher Dankbarkeit geloben wir mit der hier versammelten Jugend, auf der Sein Auge so gern ruhte, der Trägerin der Zukunft unseres Vaterlandes, Sein glorreiches Andenken lebenslang in Ehren zu halten und in Freude wie Leid unerschütterlich zum Hause der Hohenzollern zu stehen. Wie können wir aber diese Trauerfeier anders schließen, als indem wir Gott gemeinsam anrufen, daß er unsern Kaiser und König Friedrich wie die Kaiserin und Königin, Seine Gemahlin, die Kaiserin-Königin Augusta und das ganze Haus unseres Kaisers Wilhelm erhalte, behüte und segne!"

Nach dem „Deutschen Wochenblatt" v. 28. 3. 1888.



Wenn die vorstehende von Herzenswärme getragene Rede das menschlich schöne Bild des Verklärten lebendig vor die Seele führt, so trägt die folgende einen wesentlich anderen Charakter. Keine eigentliche Rede, sondern ein vor den Akademikern gelesener Vortrag, wie er in der Akademie auch in den Festsitzungen Brauch ist, behandelt sie die Entwickelung der Wissenschaft und die staatliche Fürsorge für dieselbe unter König und Kaiser Wilhelm. In

dem Ueberblick, den sie giebt, in diesen schmucklosen und schlichten Aufführungen, der nackten Zahlen- und Namenreihe gerade liegt die Hauptbedeutung der Rede, die auch den diesen Verhältnissen Fernstehenden die reichspendende Fürsorge greifbar sichtlich macht, deren sich die Wissenschaften und ihre Förderung unter Kaiser Wilhelms Regierung zu erfreuen hatten. Gewiß, wie der Redner selber sagt, „nicht das geringste Blatt in dem Kranze der kaiserlichen Ehren".

Gedächtnißrede auf Kaiser Wilhelm I.

in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin
am 22. März 1888
gelesen von

Theodor Mommsen.

„Zehnmal hat die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Ehren des Königs Wilhelm, weitere siebzehnmal zu Ehren Wilhelms, des Kaisers der Deutschen, den 22. März festlich begangen. Heute feiern wir ihn auch, aber es ist das letzte Mal. Wohl wird jeder von uns, die wir an diesen Festen unseren Theil hatten, an diesem Tag, so oft es uns noch beschieden ist, dessen Wiederkehr zu erleben, in trauerndem Gedächtniß, in stolzer Erinnerung des Kaisers gedenken, der vor wenigen Tagen seinen letzten Siegeszug unsere alten Linden hinab zum ewigen Schlafe gezogen ist. Aber die allgemeine Feier des Tages, wo es uns vor allem nahe gerückt ward, wie er mit uns lebte und für uns schaffte, kehrt nicht wieder.

Es ist ein Abschnitt in der Geschichte unserer Nation, in unserem eigenen Denken und Empfinden. Für uns, selbst für die Greise unter uns, die ihm gegenüber doch auch Nachfahren waren, verknüpfte der todte Kaiser die Gegenwart mit der Vergangenheit in einer Unmittelbarkeit, die nie ersetzt werden kann. Wenn vom Fridericianischen Regiment und von dem Zusammenbruch seiner Herrlichkeit gesprochen wird, so ist das uns allen eine halb verklungene Sage: in Kaiser Wilhelms Knabentage war Jena gefallen und er hat es nicht vergessen. Die unvergleichliche Mutter, in ihrer Jugend Glanz die schönste Rose im deutschen Frauenflor, nach ihrem Tode der Engel mit dem Flammenschwert, der den Heerschaaren voranzog, als es galt, Deutschland zu retten und zu rächen, diese Mutter war uns nicht ganz gestorben, so lange der Sohn lebte, der an ihrem Sterbebett gestanden hatte, der drei Menschenalter hindurch den Ring mit ihren Haaren an der Hand getragen hat, bis auch diese Hand im Tode erstarrte. Die Freiheitskriege, in denen die Nation sich, wenn nicht zum Vollbringen, doch zum Hoffen wieder durchrang, brachten ihm wie die Feuertaufe, so auch den unerschütterlichen Glauben an die eigene Nation und an Deutschlands dereinstiges Werden. Zehn Jahre später, ein fertiger Mann, erklärte er es als heilige Verpflichtung seines Hauses, „einem Volke den Platz zu erhalten und zu vergewissern, den es durch Anstrengungen errungen hat, die weder früher noch später gesehen wurden, noch werden gesehen werden." Nie hat er vergessen, was jenes Preußen von drei Millionen unter der Führung von Stein und Scharnhorst geleistet und geschaffen hat, und was ein preußischer König wagen konnte und sollte, um Deutschland im

Innern zu einigen und nach Außen zu festigen. Das eiserne Kreuz, das er bei seinem ersten Kampfe in Feindesland gewann, wies ihm den Weg nach Sedan. Die lange bange schwere Zeit, die alsdann folgte, hat er in stetiger Thätigkeit, in treuem Gehorsam, in Bändigung des Muths wie des Unmuths durchlebt. Als dann der deutsche Vorfrühling kam, mit den Blüthen, die nicht Frucht wurden, mit seinem edlen Text und den Kommentaren dazu, der Narrheit und der Bosheit, mit all dem berechtigten Sehnen und dem verkehrten Handeln, als die Schwarmgeister dieser wunderlichen Zeit sich besonders und persönlich gegen den Prinzen von Preußen wandten, blieb er klar und fest in seiner Anschauung der Dinge und keine Verbitterung über die eigene Unbill vermochte in seiner Seele zu haften. Unvergessen wird es bleiben, wie er aus seinem Londoner Exil, um mit seinen eigenen Worten zu reden, „das Verfassungswerk als eine großartige Erscheinung begrüßte", die Grundsätze desselben als diejenigen anerkannte, „welche zur wahren Einheit Deutschlands führen werden", und, wir dürfen hinzusetzen, schließlich durch ihn selber geführt haben. Auf den Thron berufen, hat er unentwegt das durchgeführt, was er als recht und nothwendig erkannt hatte. Der Liebe seines Volkes, dem herzlichen Einverständniß mit altbefreundeten Fürstenhäusern, der tiefen Empfindung für die Segnungen des Friedens hat er nie das Opfer seiner Ueberzeugung gebracht. In der inneren Organisation des Gemeinwesens, in dem Umbau der verfallenen deutschen Staatsordnung, in der Vertheidigung der deutschen Ehre gegen das Ausland hat er wieder und wieder alles an alles gesetzt. Ein leichtes Leben war ihm nicht beschieden. Diejenigen, denen die stolze, aber undankbare Rolle der Vorsehung auf Erden zugefallen ist, drückt, wenn sie adliger Natur sind, die schwere Noth der Zeit vielleicht von allen am schwersten; der pflichttreue Mann in dieser Stellung empfindet bitterer als der niedriger Gestellte die Schwäche des staatlichen Eindeichens und Abdämmens der ewigen Fluthen des Unheils und der Verkehrtheit; und nur zu oft wendet der Wahnsinn des Leidens sich gegen den Arzt. Das ist in erschütternder Weise auch ihm wiederfahren; aber diese reine und einfache Natur ließ sich nicht irren und bewahrte sich sogar die Heiterkeit. Was er auf falschen Wegen zu erstreben verschmähte, ist ihm auf den graden der Pflichterfüllung geworden, die Liebe seines ganzen großen Volkes, die Freundschaft der Fürsten und nicht am wenigsten derer, die im Waffengang sich mit ihm gemessen hatten, ein siebzehnjähriger Friede in einer von Waffen starrenden und von Kriegsahnung durchzitterten Welt. Es war der Hort des europäischen Friedens, den wir vor wenigen Tagen zu Grabe getragen haben, und dies sprach die Trauerfeier aus, desgleichen die Welt noch keine gesehen hat. In jedem Welttheil haben am 16. März die Fahnen sich gesenkt, die einundneunzig Schüsse dem alten Kaiser der Deutschen die Grabeshuldigung erwiesen. In dem großen Trauergeleit des Schlachtensiegers und des Friedensfürsten hat keine Nation gefehlt. Wie durch den Ausbau des Verkehrs und der Verkehrsmittel die Beziehungen der Völker zu einander enger und enger sich verflechten, wie die Menschheit solidarischer und Glück und Unglück immer mehr Allen gemein wird, das haben wir an jenem Tage stolz und schmerzlich empfunden; nicht den Deutschen allein ist der einundneunzigjährige Kaiser zu früh gestorben. Aber der erweiterte Kreis hat unser näheres Anrecht nicht geschmälert. Wir danken den Fremden, die mit uns trauern; aber volles Leid zu tragen um seinen ersten Kaiser bleibt des Deutschen Vorrecht, und uns Bewohnern der unter seinem Regiment zur Weltstadt gewordenen Reichshauptstadt, uns Aka=

demikern, die er wohl scherzend seine Nachbarn nannte, uns gehört an dem allgemeinen Leid auch noch unser besonderes Theil.

Die Zeit wird kommen, welche in allseitiger Erwägung zusammenfaßt, was Deutschland dem Kaiser Wilhelm verdankt; aber wir werden sie nicht erleben. Dem Kriegsmann wie dem Staatsmann sein Recht zu geben, das, was wir alle empfinden, den Einfluß seiner Persönlichkeit, die Unentbehrlichkeit seines entschlossenen und maßvollen eigensten Handelns in eingehender Darlegung zu entwickeln, wird den Zeitgenossen nicht beschieden sein. Uns zunächst ist diese Aufgabe überall nicht oder doch nur insoweit gestellt, als die Entwickelung der Wissenschaft auch zu den Aufgaben des Staatsmannes gehört. Wer die Geschicke der deutschen Nation bestimmt, kann von deutscher Wissenschaft nicht absehen; und die Bedeutung dieses Theils staatsmännischer Arbeit ist in stetem Steigen. Je höher die Aufgaben auf allen Gebieten der Forschung sich stellen, desto weniger reicht der Fleiß und das Talent des einzelnen Arbeiters aus. Die Organisirung der Arbeit, sei es durch Sammlung der Materialien oder der Resultate, sei es durch Schulung der hinzutretenden Arbeitsgenossen, nimmt immer weiteren Umfang an und fordert vor allem jene Stabilität der Einrichtungen, die über die Lebensdauer des einzelnen Mannes hinaus den Fortgang der Arbeit verbürgt. Wenn die deutsche Forschung auf sehr verschiedenartigen Gebieten eine hervorragende Stellung einnimmt, so liegt das wesentlich daran, daß unser Regiment diesen Theil seiner Aufgabe weiter, größer und nachhaltiger faßt, als dies anderswo geschieht. Es ist eines der Vorrechte unserer Körperschaft, daß wir, diesem Kreise der Regententhätigkeit nahe gestellt und durch die Mannigfaltigkeit der akademischen Interessen vor der Ueberschätzung des eigenen Faches mehr als andere Gelehrte geschützt, deutlicher erkennen, wie sehr der Fortschritt aller Wissenschaft auf die staatliche Fürsorge angewiesen ist. Dies auszuführen kommt uns zu, und die Gelegenheit wird nicht fehlen, wo die aufrichtige Dankbarkeit in so vielen Herzen lebt und dauern wird. Aber heute ist es dafür zu früh. Unter dem unmittelbaren Eindruck der Todeskunde ist die Sammlung für solche Uebersicht nicht zu finden; auch dürfen wir von diesem Trauertag, den ganz Berlin und alle Körperschaften desselben in ihrer Weise begehen, nur eine kleine Spanne für uns in Anspruch nehmen. Aber wie schwer es auch ist, zu reden, zu schweigen heute ist unmöglich. Gestatten Sie mir, einen flüchtigen Blick auf das wissenschaftliche Regiment unter König und Kaiser Wilhelm zu werfen, insbesondere in Beziehung auf die Berliner Anstalten und unsere eigene Körperschaft.

Unser armer Staat, nur zu lange das Aschenbrödel unter den sogenannten Großmächten, hat sich mühsam zu dem Wohlstand durchgerungen, ohne den der schöne Luxus wissenschaftlicher Thätigkeit nicht gedeihen kann. Wir älteren Akademiker erinnern uns wohl noch der Zeit, wo wir hier standen ungefähr wie der fleißige Student mit schmalem Wechsel; so war es noch in König Wilhelms ersten Jahren. Als dann die großen Kriege einen Umschwung auch auf dem finanziellen Gebiet herbeigeführt hatten, wurde auch uns die Möglichkeit eröffnet, der wir eine Reihe unserer hervorragendsten Mitglieder verdanken, auf die Berufungen nach Berlin einen entscheidenden Einfluß auszuüben, und wurden uns auch sonst reichere Mittel zur Verfügung gestellt. Der der Akademie aus der Staatskasse im laufenden Jahre ausgeworfene Betrag ist gegen den bei dem Regierungsantritt König Wilhelms uns gewährten verdreifacht. Aber bei weitem eingreifender war die Stellungnahme der Regierung zu der wissenschaftlichen Organisation überhaupt. Wohl regte sich nach den ersten großen Erfolgen

hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Konsequenzen zunächst die Furcht vielleicht mehr als die Hoffnung. Die Gelehrten gehören nun einmal nicht zum Geschlecht des Euelpides, und die Deutschen waren ferner seit Langem gewohnt, die Misere des kleinen Staates mit dem Gedeihen der großen Universität im Kleinstaat sich einigermaßen zu vergolden. Man hörte wohl die Frage, ob nicht Deutschland vorwärts und der deutsche Gelehrte rückwärts gekommen sei. König Wilhelm gab die Antwort darauf. Die Universitäten Kiel, Marburg, Göttingen sind nicht bloß was sie waren; sie sind durch neue Institute, durch freigebige Berufungen, durch gesteigerte Frequenz heute mehr, als sie unter der Fremdherrschaft oder der Kleinstaaterei je gewesen sind. Gestatten Sie mir von den zahllosen Belegen einige wenige anzuführen. Die unter dem hannöverschen Regiment wahrlich nicht vernachlässigte Georgia Augusta hat unter preußischem eine neue Universitätsbibliothek, ein neues naturhistorisches Museum und eine neue chirurgische Klinik erhalten; der Bau der medizinischen Klinik und des pathologischen Instituts ist beschlossen; die Anatomie, das physiologische Institut, das physikalische, das chemische sind sämmtlich ansehnlich vergrößert worden. Die Zahl der Studirenden hat denn auch unter der preußischen Herrschaft in Göttingen um den vierten Theil zugenommen, in Kiel sich verdoppelt, in Marburg sich vervierfacht. Also annektirt der Staat Preußen. Dabei wurde nicht gefragt, ob eine solche Anstalt vielleicht zugleich als Schmollwinkel diente für die Liebhaber vergangener Zeiten; die Sonne schien auf die Anstalt, unbekümmert um Dank oder Undank, und die Nebel sanken von selber vor dem rechten und festen Regiment. Aber die Gelehrten klagten wieder, diesmal die Berliner. Vor vierzehn Jahren wurde bei eben dieser Feier und an dieser Stelle es ausgesprochen, daß die Universität Berlin einen Rückgang und eine Schmälerung ihres Ansehens erlitten habe; und unbegründet war die Klage über lange Vernachlässigung nicht. Vielleicht waren auch hier die letzten die ersten gewesen und geschah zunächst mehr für die neu hinzugetretenen Anstalten, als für die der Hauptstadt des Reiches. Aber die Klagen verstummten bald und gern. Dem Jahre 1871 gehörte die Gründung unseres physikalischen Instituts an; dem Jahre 1873 die des technologischen und des pflanzenphysiologischen, sowie der Neubau der Bergakademie; dem Jahre 1874 die des astrophysikalischen Instituts in Potsdam; dem Jahre 1875 die Neuordnung des pathologischen Instituts; dem Jahre 1876 der Neubau der landwirthschaftlichen Hochschule; dem Jahre 1877 die umfassende Reorganisation des physiologischen Instituts; dem Jahre 1878 die Einrichtung der Augen- und Ohrenklinik und des botanischen Instituts, sowie die Umgestaltung des botanischen Museums, ferner die Errichtung des Polytechnikums in Charlottenburg; dem Jahre 1879 die Gründung des zweiten chemischen Instituts, nachdem das schon früher reorganisirte den Bedürfnissen allein nicht mehr zu genügen vermochte; dem Jahre 1882 die des klinischen Instituts für Geburtshilfe; dem Jahre 1883 der Neubau des pharmakologischen Instituts; dem Jahre 1884 die des zoologischen; dem Jahre 1885 die des meteorologischen; dem Jahre 1886 die des hygienischen und der Neubau des Museums für Völkerkunde. Begonnen sind ferner die großen Anlagen des für die mineralogischen und die zoologischen Sammlungen bestimmten Museums für Naturkunde und der physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlottenburg. Damit sind die unter Kaiser Wilhelms Regiment gegründeten oder reorganisirten Berliner Anstalten aus dem solcher vor allem bedürftigen Kreise der Naturwissenschaften keineswegs vollständig aufgezählt. Lassen Sie die Minuten gelten, welche die lange Namenreihe in Anspruch genommen hat, und versuchen Sie es daraus

herauszuhören, was hier auszuführen unmöglich ist, welche Anregung zu wissenschaftlichem Streben und zu praktischem Weiterschreiten in dieser Nomenclatur enthalten ist; es ist dies nicht das geringste Blatt in dem Kranz der kaiserlichen Ehren. Und in diese Gründungen Berliner Anstalten geht natürlich bei weitem nicht auf, was für die Wissenschaft im umfassendsten Sinne des Wortes unter dieser Regierung geschehen ist. Wenn bis dahin die deutschen Astronomen wesentlich auf die eigene Heimath angewiesen und von der erdumfassenden wissenschaftlichen Forschung ausgeschlossen gewesen waren, so haben die beiden großen Unternehmungen zur Beobachtung der Venusdurchgänge, gestützt wie sie jetzt es konnten auf die neu ins Leben gerufene deutsche Flotte, Deutschland mit einem Schritt auch hierin den älteren Weltmächten ebenbürtig gemacht. Damit war es gegeben, daß an der internationalen Erforschung der magnetischen und meteorologischen Verhältnisse der Polargegenden auch Deutschland mit zwei Entsendungen sich erfolgreich betheiligen konnte und daß die mitteleuropäische Gradmessung, welche dann zu der europäischen und unlängst zu dem vier Welttheile umfassenden Verein der internationalen Erdmessung sich gesteigert hat, ihr Zentrum in unserem 1868 eingerichteten, jetzt in der Reorganisation begriffenen geodätischen Institut findet. Die beiden größten Anstalten, welche die eigene Organisationskraft der deutschen Forschung auf dem historisch-archäologischen Arbeitsfeld ins Leben gerufen hatte, die von Stein gegründete Gesellschaft für die Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen und das durch Eduard Gerhard eingerichtete, zunächst römisch-athenische Institut für archäologische Korrespondenz waren schon früher, jene auf den deutschen Bund, dieses faktisch auf Preußen übergegangen. Kaiser Wilhelm gab beiden Anstalten vermehrte Mittel, sowie eine nicht auf Preußen beschränkte wissenschaftliche Oberleitung, und verlieh beide als Morgengabe dem neuen Deutschen Reiche; die ersten Statuten des römisch-athenischen Instituts hat er am 25. Januar 1871 in Versailles unterzeichnet. Wenige Monate vor seinem Tode sanktionirte er eine dritte Unternehmung, die vielleicht in ihrem Kreise nicht minder Epoche machen wird, wie es jene beiden Gesellschaften gethan haben: die monumenta Borussica, bestimmt für Darlegung der Entwickelung der preußischen Staatswirthschaft unter den drei großen Hohenzollern des 17. und 18. Jahrhunderts. Ist es nöthig, in diesem Kreis von den deutschen Ausgrabungen in Olympia, von den preußischen in Pergamon zu sprechen? Sie, und was sonst für unsere Kunstsammlung gethan ist, haben ähnlich gewirkt wie jene Venus-Expeditionen. Wenn die Beamten des Pariser oder des Londoner Museums früher des unsrigen gedachten, so hatten wir die Nicht-Ebenbürtigkeit sehr lebhaft zu empfinden. Wie sehr ihre Sprache sich seitdem verändert hat, wie sie jetzt theils in unwilligem Neide, theils in aufrichtiger Bewunderung von den Berliner Museen reden, das werden viele hier wissen und alle mögen es glauben.

Ich halte hier inne; nicht weil der Stoff fehlt, sondern weil dessen zu viel ist. Lassen sie mich in Zahlen zusammenfassen, wofür die Worte versagen.

Die Aufwendung des Staats für die Universitäten überhaupt betrug, als König Wilhelm die Regierung antrat, 1 $^1/_2$ Millionen Mark; heute sind für diese allerdings um drei vermehrte Anstalten mehr als 7 Millionen ausgeworfen. Die Zahl der ordentlichen Professoren ist von 1868 bis 1888 von 407 auf 536 gestiegen. Die medizinischen Universitätsanstalten haben unter diesem König und Kaiser sich von 54 auf 88, die naturwissenschaftlichen von 79 auf 102 vermehrt, die Universitätsseminare, die festen Anker wissenschaftlichen Studirens, sind von 31 auf 76 gestiegen, haben sich also weit mehr

als verdoppelt. Diese Zahlen reden, sie sagen genug. Es kommt auch auf kein einzelnes Stück wesentlich an; im Gegentheil tragen alle diese Schöpfungen denselben Stempel der schlichten Pflichterfüllung, der die ganze vor allem durch ihre Einfachheit große Herrscherthätigkeit charakterisirt. Kaiser Wilhelm war, was der rechte Mann sein soll, ein Fachmann. Eine bestimmte Disziplin beherrschte er vollständig; seinem hohen Berufe entsprechend lebte und webte er in der Theorie wie der Praxis der Militärwissenschaft. Das alte Vorurtheil, daß der Fürst überhaupt nicht und der Offizier nicht viel zu arbeiten braucht, hat er vor allem beigetragen durch sein leuchtendes Vorbild zu beseitigen; es werden nicht viele sein, die ihre Jünglings- und Mannesjahre mit solchem Ernst wie er ihrer Wissenschaft gewidmet haben. Also war er kein Dilettant. Er wußte sich am Schönen zu erfreuen und ist der Erörterung wissenschaftlicher Fragen oft und gern gefolgt; Gegenstände wie die Gradmessung knüpften auch wohl an sein eigenes Arbeiten an und beschäftigten ihn eingehender; aber was er für die Wissenschaften alle gethan hat, ging nicht aus zufälliger Laune und besonderer Vorliebe hervor. Ob für Rembrandt oder für Holbein, ob für die Münzsammlung Fox oder für die Marmorbilder von Pergamon, für die historische Station in Rom oder den Erwerb der Manesseschen Minnesängerhandschrift die Mittel des Staats in Anspruch zu nehmen seien, das entschied für ihn nicht sein eigenes Meinen, sondern der Rathschlag der Fachmänner, denen er, selber Fachmann wie er war, den Muth und die Weisheit hatte zu vertrauen. Auch hier schuf er als Staatsmann, als der Herrscher eines wissenschaftlich arbeitsamen Volkes. Er hat es einmal ausgesprochen, daß, was einst in dem Sturm der Freiheitskriege der Enthusiasmus gethan habe, in dem größeren Staate die geweckte und beförderte Intelligenz thun müsse; und danach hat er gehandelt. Die Stiftung der Universität Straßburg, die Ausstattung ihrer Anstalten mit einer Fülle, die den älteren Schwestern nicht gleichmäßig zu Theil ward, ist dafür ein klassischer Beleg. Als es galt, das zurückeroberte deutsche Land nun auch der Heimath innerlich anzuschließen, da appellirte er in erster Reihe an die Jugendbildung durch die deutsche Wissenschaft. Er gründete die Kaiser-Wilhelms-Universität, auf daß, wie es in der Stiftungsurkunde heißt, „der Boden bereitet werde, auf welchem mit geistiger Erkenntniß wahrhafte Gottesfurcht und Hingebung für das Gemeinwesen gedeihe"; und er vertraute darauf, daß die Wissenschaft, untrennbar verwachsen mit der deutschen Art, auch diese dem Vaterland entfremdete Heimath unserer alten Dichter und Baumeister demselben zurückgewinnen werde.

Kaiser Wilhelm ist nicht mehr. Wir dürfen trauern um seinen Tod; klagen dürfen wir nicht. Es fehlt uns das hohe Vorbild des pflichttreuen Amtsträgers, das Muster der Anmuth und der Würde in der Heiterkeit wie im Ernst, das herzgewinnende Lächeln, der freundliche Blick von dem Fenster gegenüber auf die stetig sich erneuernden Morgenpilger; alles dies kommt nicht wieder. Aber klagen dürfen wir nicht. Er hat fast die letzte dem Menschenalter überhaupt gesteckte Grenze erreicht und er hat sie erreicht in einer Thätigkeit und mit einer Spannkraft, wie sie in diesem Alter kaum jemals bleiben. Es ist ihm vergönnt gewesen die Einigung Deutschlands nicht bloß zu vollenden, sondern auch nach der Vollendung eine Reihe von Jahren schützend über ihr zu wachen. Ihn hat das Schicksal abgerufen, nachdem er sein Werk gethan hat; und Besseres und Höheres giebt es unter den Menschenloosen nicht. Wir haben der Vorsehung zu danken, daß der erste deutsche Kaiser sein Leben auf

einundneunzig Jahre hat bringen dürfen; und wenn gleich der Tod des Schöpfers immer für die Schöpfung die Feuerprobe sein wird, so ist es doch ein gutes Vorzeichen für die Dauer des Werkes, daß der Meister so lange am Steuer geblieben ist. Wir sind nicht gewohnt und nicht geneigt, die Gefahren zu unterschätzen, welche die Zukunft in sich trägt; aber wir vertrauen auch, daß die Söhne ebenso ihre Schuldigkeit thun werden, wie es die Väter gethan haben. Die Pflichttreue ist erblich im Haus der Hohenzollern wie die Volkstreue im Lande Preußen und in der deutschen Nation. Mit Schmerz sehen wir sie bei dem Nachfolger bewährt, zunächst in dem tapferen Kampfe gegen tückische Krankheit, in der unvergleichlichen Fassung gegenüber dem schweren Unheil, die allen, die ihn lieben und auf ihn und für ihn hoffen, ein Muster ist und bleiben wird. Leider können wir die Trauer um den großen Todten nicht uns lindern und mindern mit dem Aufblick in eine wolkenfreie Zukunft; aber am Firmamente selbst ändern die Wolken nichts. Unsere Liebe und Treue gehört dem lebenden Kaiser, wie sie dem Todten gehört hat. Dieses Todten aber, des Kaisers Wilhelm, werden wir gedenken, bis die Augen auch uns sich schließen. Denn er war unser! Mag das stolze Wort den lauten Schmerz gewaltig übertönen."

Nach der „Vossischen Ztg." v. 23. 3. 1888.





Züge zu einem Characterbilde.

Anekdoten und Characterzüge aus Kaiser Wilhelms I. Leben.

Bei allem Ruhm, wie blieb er schlicht,
In aller Macht wie bescheiden!
Ueberhebung kannt' seine Seele nicht,
Wie er Hassen nicht kannt', noch Neiden.
Allen voran, so in heißer Schlacht,
Wie bei treuer Arbeit im Frieden,
Ehe der Tod ihn rasten gemacht,
Kannt' er nicht Ruhn, noch Ermüden.

In dem einen Mann, was ward uns bescheert
Vom Himmel an reicher Spende:
Ein so mildes Herz, ein scharfes Schwert,
Und so freigebige Hände!
Bei des Alters Weisheit, der Jugend Muth
Und des Manns ausharrendes Dauern!
Wer war so tapfer, wer war so gut,
Wie der, den nun wir betrauern?

„Illustr. Frauenztg.“ v. 25. 3. 1888. Johannes Trojan.

Zum Characterbilde Kaiser Wilhelms I. stellen wir hier nun noch eine Reihe kleiner Züge zusammen, die das Liebenswerthe seiner Persönlichkeit, die schlichte Gradheit und Männlichkeit, das Treffende seines Urtheils und Humors, wie seine heitere unverstimmbare Laune, ein Ausfluß der kernigen Gesundheit des Leibes und der Seele, die Zartheit und Ritterlichkeit seines Empfindens und die treue Liebe zu den Seinen, und überhaupt all die menschlich schönen Seiten seines Characters und Gemüthes treffender kennzeichnen, als es viele prunkende Worte vermöchten.

Unsere Quellen bilden theilweise die Berichte, wie sie in den Tagen nach dem Hinscheiden des Kaisers in den meisten öffentlichen Blättern, und zwar in fast allen ziemlich gleichlautend veröffentlicht wurden, so daß es unthunlich erschien, in jedem einzelnen Falle die Quelle besonders zu nennen.*) Wie weit

*) Hauptsächlich haben als Quellen gedient die National-Zeitung, die Berliner Börsen-Ztg., die Tägliche Rundschau (hier auch die Gedenknummer vom 22. März 1887); vereinzelt auch die Wochenschrift „Das Echo“, die Kreuz-Ztg., der „Reichsbote“, die Ostpreußische Ztg., die Schlesische Ztg. u. a. Blätter.

die Angaben unserer Quellen in jedem einzelnen Falle zuverlässig sind, vermögen wir nicht zu entscheiden. Eine Anzahl Geschichten, die das Gepräge des Gemachten deutlich erkennbar an sich trugen, haben wir von vornherein ausgeschlossen. Eine andere, wichtige Quelle aber waren für uns die kürzlich veröffentlichten Denkwürdigkeiten des Hofrathes L. Schneider,*) die, reich an solchen kleinen characteristischen Zügen, den Vorzug haben, daß diese sämmtlich authentisch sind, da das Manuscript des Werkes dem verstorbenen Kaiser selber vorgelegen und von ihm durchgelesen ist. Wir können dies Buch allen Verehrern des großen Kaisers empfehlen, obschon freilich der kleinliche Sinn des Verfassers den Leser mit tausend Kleinigkeiten seines eigenen Lebens langweilt, die für Niemanden als für ihn Interesse haben können. Aber gerade dies bringt, was der Verfasser gar nicht geahnt hat, etwas zu Wege, was sonst nur das Ergebniß vollendeter Kunst der Darstellung ist: mitten aus diesen Nichtigkeiten hebt sich die große und schlichte Gestalt des Kaisers um so überwältigender heraus. Unwillkürlich drängen sich manchmal, besonders auf den Seiten, wo von den großen Kriegen die Rede ist, die Goetheschen Verse in die Erinnerung:

„Doch Er stehet männlich an dem Steuer
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinem Gotte."**)

Und wenn das Werk auch wenig beiträgt, Einblicke zu gewinnen in das Werden und Wachsen der großen geschichtlichen Ideen und Ereignisse unter Kaiser Wilhelms Regierung, sondern den Kaiser gewissermaßen nur im „Hauskleide" bei seiner stillen Arbeit zeigt, so ist gerade dies das Anziehende. Wenn viele der Anekdoten, die in den Blättern und im Volksmunde umlaufen, weil nur gemacht nach dem Bilde, welches das Volk von seinem Kaiser im Herzen trug, mehr „wahr" als „wirklich" sein mögen, so trifft hier der Leser all die schönen Züge, das demuthsvolle Gottvertrauen, die Schlichtheit in Leben, Rede und Thun, die Herzensgüte, den rastlosen Pflichteifer, die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, und wie sie alle heißen mögen, diese schönen Züge seiner Persönlichkeit, die der Erinnerung so theuer sind, in getreuer Augenblicksphotographie wieder.

Wo unsere Mittheilungen auf dieses Werk als Quelle zurückgehen, ist darauf verwiesen oder es ist aus der Erwähnung des Hofrathes Schneider

*) **„Aus dem Leben Kaiser Wilhelms"** 1849—1873. Von L. Schneider, weil. Geh. Hofrath und Vorleser S. M. des Kaisers Wilhelm. Berlin 1888, Verlag von Otto Janke, 3 Bde.

**) Bei Goethe: „Seinen Göttern"; Goethomanen mögen uns diese Entweihung vergeben.

und aus Fassung und Inhalt ersichtlich. Wo die Mittheilungen einem anderen Buche oder einer Sammlung von Anekdoten entstammen, ist dies jedesmal ausdrücklich erwähnt.*)

Als der Kaiser im Jahre 1886 auf seiner Gasteiner Reise nach Salzburg kam, empfingen ihn dort zu seiner großen Freude Prinz und Prinzessin Wilhelm, die damals Stärkung von Krankheit in Berchtesgaden suchten. Der Kaiser war sehr erfreut, plauderte vergnügt mit der Prinzessin Wilhelm und erkundigte sich aufs Herzlichste nach ihrem Thun. Sie sagte ihm, wie wunderschön es in den Alpen sei, wie sie mit ihrem Manne weite Wege in der köstlichen Gegend mache und Jener sich zusehends erhole. — „So geht es Dir ganz gut, mein Kind?" fragte der Kaiser. — Da flog ein Schatten über der Prinzessin Antlitz; sie antwortete: „Ganz gut doch nicht, denn ich sehne mich oft nach meinen Kindern." — „Aber warum hast Du sie denn nicht bei Dir?" fragte der Kaiser. — Verlegen schlug Prinzessin Wilhelm die Augen nieder und sagte leise: „Es kostet so viel." Der Kaiser verstand die Prinzessin, aber er sagte nichts weiter, und man sprach von anderen Dingen. Am Abend saß die Prinzessin neben dem Kaiser. Da erhielt dieser ein Telegramm, las es und reichte es dann der Prinzessin mit den Worten: „Ich habe nach Deinen Kindern telegraphirt, sie kommen, — auf meine Kosten."

(Nach A. Vollmar, „Kaiserblumen".)



Die jungen Urenkel waren das ganze Entzücken Kaiser Wilhelms, mit freudig leuchtenden Mienen horchte er auf, wenn sie wie ausgelassene Füllen zu seinem Arbeitsgemach angestürmt kamen und Einer den Andern immer überholen wollte, um zuerst dem Urgroßvater guten Tag zu bieten. Dann mußten sie sich in eine Reihe aufstellen, und er fragte Jeden nach seinem Namen, seinem Alter und Geburtstage; vor Lachen wollten sie sich ausschütten, wenn regelmäßig die Erkundigung folgte: „Warum habt Ihr denn Euern jüngsten Bruder nicht mitgebracht? Nicht wahr, Ihr seid ihm gewiß wieder zu schnell fortgelaufen?" — Wahrer Lachkrampf, und endlich, kaum vernehmbar: „Aber, Urgroßvater, der kann ja noch nicht laufen!" — „Ja so, das hatt' ich vergessen, und da wolltet Ihr wohl nicht warten, bis er's gelernt hat?" — „Nein, nein, nein, aber er kommt auch bald!" Und nachdem Jeder ein kleines Geschenk erhalten, tollten sie wieder von dannen, denn das litt der Urgroßvater trotz aller Liebe nicht, daß sie in seinem Zimmer spielten, mit der Ordnung wäre es dann bald vorbei gewesen.

(P. Lindenberg in „Berliner Stimmungsbilder".)



*) Von solchen Sammelschriften sind uns bekannt geworden: 1) Kaiser Wilhelm-Anekdoten. Humoristische und ernste Episoden aus dem Leben des Kaisers Wilhelm. Gesammelt und bearbeitet von A. S. Schmidt, Leipzig 1887. 2) Aus dem Leben des Kaisers Wilhelm. Ernste und heitere Geschichten u. s. w. Gesammelt und herausgegeben von K. Dorenwell, Hannover 1887. 3) Kaiserblumen, gesammelt für Alt und Jung von A. H. Vollmar, Berlin 1888. — 4) Auch in dem Büchlein von Arnold Wellmer „Kaiser Wilhelm", Halle 1888, findet sich eine Anzahl ansprechender kleiner Geschichten.

Als vor einiger Zeit, meldet die „Kreuz-Zeitung", das Mitglied eines befreundeten Hofes in Gatschina war, kam die Rede auf die Tage, in welchen im Jahre 1888 die Familie des Zaren auf der Durchfahrt von Kopenhagen nach der Heimath in Berlin einen kurzen Aufenthalt nahm. Bei der Gelegenheit bemerkte die russische Kaiserin: Es war dort wieder Alles recht freundlich, die Aufnahme liebenswürdig und das Gefühl der Sicherheit wohlthuend; aber Eines ist mir unvergeßlich geblieben: das ist die Stunde, welche meine Kleinsten auf Wunsch des Kaisers Wilhelm bei demselben zubrachten. Den treuen Augen des alten Herren, aus denen die wahre Freude an dem Anblick der Kinder hervorleuchtete, gelang es, die sonst etwas schüchternen Kleinen so zu gewinnen, daß sie sich nicht nur gern auf den Schooß nehmen ließen, sondern sofort Vertrauen faßten und auf das Harmloseste mit dem Kaiser plauderten, alle ihre französischen und deutschen Brocken bereitwilligst zum Besten gebend. Der Kaiser verbesserte munter scherzend alle Sprachfehler, ermahnte sie, lächelnd, im Deutschen gute Fortschritte zu machen, und wußte sie längere Zeit auf das Lebhafteste zu unterhalten und zu erfreuen. Die Kaiserin setzte hinzu, daß bei dem lieblichen Bilde ihr damals die Thränen in die Augen getreten seien.



Die Herzensmilde Kaiser Wilhelms, von der so viele Beweise bekannt sind, zeigte sich besonders auch in seinem Verhalten einem Todesurtheil gegenüber, über das der Hofrath Schneider in seinen Denkwürdigkeiten I. S. 161 ff. nach Angaben des Geh. Justizrathes Friedberg folgende interessante Mittheilungen macht. Es war außerordentlich schwer, die Unterschrift des Monarchen unter ein in aller Form Rechtens gefälltes Todesurtheil zu erhalten. Fragte endlich, nach langem vergeblichen Warten, der Justizminister danach, so fing der König gewöhnlich an, in seinen Mappen zu suchen, hatte es dann aber in Babelsberg liegen lassen; geschah aber die Anfrage in Babelsberg, lag es unglücklicher Weise gerade in Berlin. Jedenfalls mußte die Hergabe des Vergessenen bis zum nächsten Vortrage verschoben bleiben. Beim Antritt seiner Regierung habe der König im versammelten Ministerrathe gesagt: „Meine Herren, ich mache es Ihnen zur heiligen Pflicht, bei jedem einzelnen Falle, wenn es sich um meine Unterschrift zu einem Todesurtheil handelt, auch den kleinsten Umstand zu erwägen und mich auf denselben aufmerksam zu machen, wenn dadurch die Hinrichtung vermieden und eine Milderung der Strafe herbeigeführt werden kann. Sie, Herr Justizminister (damals Simons), entbinde ich von dieser Verpflichtung, weil Ihr Amt Ihnen nicht gestattet, etwas Anderes als den Lauf der Gerechtigkeit zu befürworten." — König Wilhelm las jedes Mal mit Gewissenhaftigkeit die umfangreichen Darstellungen der Untersuchung und die Motive für das Urtheil durch und ließ sich über jeden Fall ausführlichen Vortrag halten. Dann unterzeichnete er nicht etwa sofort, sondern legte sich die Todesurtheile bei Seite, als warte er irgend ein frohes Ereigniß für das Land oder die königliche Familie ab, um dann eine Veranlassung zur Begnadigung zu haben. —

Am 1. Oktober 1861 war der Tischlermeister Heinrich zu Trebbin wegen Raubmordes zum Tode verurtheilt. Bereits am 13. Jan. 1862 hatte der Justizminister v. Bernuth beim Könige beantragt „der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen". Aber erst im August des Jahres war die Bestätigung des Urtheiles endlich vom Könige erlangt und die Hinrichtung von dem Minister auf

den 9. September festgesetzt worden. Da aber an diesem Tage die Taufe des Prinzen Heinrich stattfinden sollte, so nahm der Justizminister Veranlassung, dem Könige nach Baden zu melden, daß die Hinrichtung auf den 16. Sept. verlegt sei, um die Festesfreude in der königl. Familie am 9. nicht zu stören. Darauf kam die folgende, noch bei den Akten liegende, eigenhändige Antwort des Königs auf dem Rande des Berichtes: „Liegen denn gar keine Milderungsgründe vor, die zur Begnadigung auf lebenslängliches Zuchthaus führten? Wenn es übrigens irgend möglich ist, so wäre ein anderer Tag, als der 16. zu bestimmen, da ich niemals den Tag einer Exekution kennen will.“



In dem Feldzuge in Schleswig im Jahre 1864 hatten die Befehlshaber den Angriff auf eine der befestigten Stellungen bei Düppel zum 22. März geplant, in der Hoffnung, den König an seinem Geburtstage mit einer Siegesnachricht überraschen zu können. Sobald jedoch der König von diesem Plane erfuhr, gab er Gegenbefehl — er wolle nicht, daß sein Geburtstag für die Zukunft ein Trauertag werden sollte für so viele seiner Unterthanen, deren Angehörige bei einem solchen Kampf ihr Leben würden lassen müssen!



In Prag im Jahre 1866, gelegentlich des österreichischen Feldzuges, ließ der dortige, früher in Preußen thätige Theaterdirektor Wirsing den König durch den Hofrath Schneider bitten, doch die zur Feier der Anwesenheit des Königs veranstaltete Festvorstellung durch seinen Besuch zu beehren. Der König aber sah den Hofrath, als dieser die Bitte vermittelte, ernst an und schüttelte den Kopf; dann sagte er: „Wer so viele seiner braven Soldaten todt und verwundet gesehen wie ich, der kann in kein Theater gehen.“



Ueberhaupt ist es rührend und ergreifend, aus den Aufzeichnungen des Hofrathes Schneider über den böhmischen und französischen Krieg wieder und wieder zu lesen, wie der Monarch, während seine Umgebung über die Siege und Erfolge jubelt, in erster Linie an die großen Verluste denkt und, von Trauer um die Todten erfüllt, bisweilen keinen Schlaf finden kann, wie in der Sylvesternacht 1870/71 („Ich habe auch erst spät einschlafen können, der Gedanke an unsere schweren Verluste ließ mich nicht zur Ruhe kommen,“ sagte er am Morgen zu dem Hofrath); wie er die einzelnen Namen in den Verlustlisten durchgeht, sich dabei erinnert, wie der Eine erst kurz zuvor geheirathet hatte, ein Anderer von ihm versetzt war, um ihn dem Wohnorte seine Schwiegereltern näher zu bringen u. s. w. Er pflegte dann trüb und stumm die Verlustlisten bei Seite zu legen. Manchmal, sagt Schneider, „steigerte sich der Eindruck“, den diese Listen auf seine Stimmung hervorbrachten, „bis zum Trübsinn“. In einem Falle berichtet er sogar, daß „dem Könige die Thränen in den Augen standen und er seiner Bewegung kaum gebieten konnte“.

(Vgl. Schneider II. S. 180, 181; III. S. 73, 135, 213.)

Bei Gelegenheit einer Kaiserparade, die 1885 in Württemberg stattfand, kam der Kaiser eben im Wagen gefahren, als er einen Mann erblickte, der das Kreuz aus den Befreiungskriegen trug. Er ließ halten, und unser Veteran wollte nun, so schnell als seine alten Glieder es erlaubten, aus seinem Wagen steigen, um seinen Kaiser zu begrüßen. Der Kaiser aber, der sah, daß es dem Alten schwer wurde auszusteigen, rief: „Bleiben Sie sitzen! Ich bin der Jüngere und kann zu Ihnen kommen.“ Und er stieg aus und ging zu dem Manne.



Von einer rührenden Zartheit des Herzens zeugt die folgende kleine Geschichte, die A. Wellmer „Kaiser Wilhelm“ erzählt. Es war zu Anfang der sechziger Jahre, als König Wilhelm eine militärische Deputation empfing. Er erkannte sofort einen hohen Offizier von einem Regimente, dessen Chef der König als Prinz gewesen war, und sagte zu ihm: „Lieber T., Sie sind recht alt geworden, seit ich Sie nicht gesehen habe!“ — Darauf unterhielt sich der König mit den übrigen Herren. Inzwischen mußte ihm wohl der Gedanke gekommen sein: vielleicht hat T. sich durch die Anspielung auf sein Alter verletzt gefühlt, — denn er kehrte plötzlich zu dem Offizier zurück, reichte ihm die Hand und sah ihm freundlich ins Auge; dann sagte er lächelnd: „Lieber T., wir sind beide alt geworden, seit wir uns nicht gesehen haben.“



Aus derselben Gemüthsanlage erklärt sich auch das Bestreben des Königs, alles zu meiden, was den besiegten Feind irgendwie demüthigen könnte. Der König hatte bekanntlich ein Album mit Aquarellen, das historische Erinnerungen seines Lebens darstellte und beständig vermehrt ward. Als nach dem österreichischen Feldzuge der Hofrath Schneider dem König vorschlug, das Zimmer im Schlosse zu Nikolsburg, in welchem die Friedensunterhandlungen stattgefunden hatten, malen zu lassen, oder den Augenblick, wo einige der eroberten Fahnen zu Horitz in das Zimmer des Königs gebracht wurden, erhielt er zur Antwort: „Nein, ich will nichts in meinem Album haben, was später einmal wie eine Demüthigung des Feindes gedeutet werden könnte.“



Als dem Kaiser in einem der letzten Jahre einmal die Liste derjenigen Offiziere vorgelegt wurde, die ihres vorgerückten Alters wegen zur Disposition gestellt werden sollten, entgegnete er auf die Bemerkung des Vortragenden, daß die Armee doch keine Invaliden gebrauchen könne: „Aber, mein Lieber, dann müßten wir ja mit mir zuerst anfangen!“



Trotz seiner Herzensgüte konnte der Kaiser sehr streng sein, wenn er einen Verstoß nicht nur im Dienst, sondern auch gegen die gesellschaftlichen Formen bemerkte. Ich erinnere mich, erzählt E. v. Jagow in der „Kölnischen Zeitung“ aus persönlicher Erinnerung, eines Hofballes, wo ein noch sehr

junger Offizier es einige Male, gewiß unabsichtlich, verabsäumt hatte, die Dame, mit der er getanzt hatte, wieder an ihren Platz zurückzuführen. Der Kaiser ließ ihn rufen und sagte ihm verweisend: Sie sind hier auf einem Hofballe und nicht auf einem — öffentlichen Balle!" — Auch im Dienste war er, wie allbekannt, sehr streng, und mancher Offizier, der beim Abholen der Standarte in dem Straßenlärm das Kommando „Achtung" überhörte, das Salutiren vergaß und neugierig nach dem historischen Eckfenster blickte, erhielt nachträglich seinen Verweis. Der Kaiser hatte für alle Unregelmäßigkeiten einen merkwürdig scharfen Blick, und kaum auf dem Exerzierplatz angelangt, sah er die geringsten Fehler. Zur Zeit, da der Besuch Kaiser Alexanders II. bevorstand, wohnte er sehr häufig den kleinsten Vorübungen derjenigen Truppen an, welche dem hohen Gaste vorgestellt werden sollten. Eines Tages beobachtete er, wie ein Hauptmann eines der Berliner Garde-Grenadier-Regimenter Griffe kommandirte und wie diese durchaus nicht „klappen" wollten. „Wissen Sie, woran das liegt?" sagte er endlich, zu ihm herantretend: „Sie betonen das Kommando nicht richtig. Ich will's Ihnen mal vormachen." Und der Kaiser kommandirte und richtig — es „klappte".



Die Pflichttreue des Kaisers ist sprichwörtlich geworden. Vor zwei oder drei Jahren hatte er bei der Uebung des 1. Garde-Regiments auf dem Bornstedter Felde sein Erscheinen angekündigt. Der Leibarzt aber hatte, um die Gesundheit des Monarchen besorgt, demselben schriftlich die Bitte ausgesprochen, Seine Majestät möchte doch der militärischen Uebung fern bleiben, da bei dem unfreundlichen Wetter das Schlimmste zu befürchten sei. „Dann sterbe ich wenigstens im Dienste", schrieb der Kaiser, wie Prinz Wilhelm seinem Regimente erzählte, kurz und bündig zurück. Der Leibarzt jedoch, in dringender Besorgniß um des Kaisers Wohlergehen, begab sich nochmals persönlich nach dem Schlosse, um seine Bitte angelegentlichst zu wiederholen. Seine Majestät aber erwiederte: „Ein König von Preußen, der nicht mehr zu seinen Soldaten gehen und die Verpflichtungen seines Amtes erfüllen kann, der ist kein König mehr und müßte die Regierung niederlegen." — Und er ging.



Die unermüdliche arbeitsame Thätigkeit und Pflichttreue des Königs und Kaisers erhalten durch mancherlei von dem Hofrath Schneider erzählte Einzelheiten neue Belege. Von anstrengenden Truppenbesichtigungen, Vorstellungen, Empfangsfeierlichkeiten u. s. w., kehrte der Monarch, sagt Schneider, stets sofort in sein Arbeitszimmer zurück und beschäftigte sich trotz der Ermüdung alsbald mit den eingegangenen Sachen und begann zu arbeiten. Als der Ober-Präsident von Schlesien, v. Schleinitz, einmal im Jahre 1867 bei einer solchen Gelegenheit, im Hinblick auf den Berg von Briefen, der den König bei seiner Rückkunft erwartete, denselben bat, er möge sich doch nach den gehabten Anstrengungen schonen, erhielt er die Antwort: „Wozu bin ich denn da?" —

(Vgl. Schneider I. S. 54, und Kalender des Pr. Volks-Vereins 1870 S. 51.)

Die Arbeitslast, die dem Monarchen oblag, war manchmal eine erstaunliche. Aus dem Jahre 1870 beispielsweise berichtet der Hofrath Schneider, daß allein in Civil-Angelegenheiten durchschnittlich täglich 80 Vortragssachen und 27 Ordres zu erledigen waren. Und er fügt mit Recht hinzu, daß die Bewältigung solcher Arbeit für den König nicht möglich gewesen wäre ohne die genaueste Eintheilung seiner Arbeitszeit, und dadurch, daß von frühster Morgenstunde an alles in genau gewohnter Regelmäßigkeit und Folge erledigt wurde. Zu einem bloßen Gespräche, sagt er weiter, oder einer Unterhaltung hatte der König keine Zeit. Es mußte dabei immer etwas geschehen, etwas gefördert werden. Jeder, der in die Nähe des Königs kam, fühlte bald heraus, daß es eine ganz vergebene Mühe sei, zu demselben über Dinge zu sprechen, über die er keine Meinung verlangte. Schneider erzählt auch, der König habe einmal auf eine in diesem Sinne gestellte Frage ihm geantwortet: „Beide Männer, welche mir jetzt mit ihrem Rathe am nächsten stehen, Bismarck und Manteuffel, werden nicht sagen können, daß ich mit ihnen von Gegenständen gesprochen, die nicht direkt zu ihrem Ressort gehörten, und für welche sie mir später nicht hätten verantwortlich sein müssen. Mit Bismarck sprach ich nie über militärische und mit Manteuffel nie über politische Dinge.“ In echt militärischem Gefühle, bemerkt Schneider, litt er nie, daß sich Jemand in etwas mengte, was einem Andern zukam, deshalb ließ er auch Jedem vollen Raum für seine Aufgabe, und beurtheilte die Verdienstlichkeit nur nach den Resultaten einer gesammten Wirksamkeit.

(Vergl. Schneider II. S. 223 f.; I. S. 103. 123 ff.)



Als der Kaiser im Frühling 1885 ernstlich erkrankt war, wollten die Aerzte nach seiner Genesung nicht zugeben, daß derselbe den bald darauf stattfindenden Manövern zu Pferde beiwohne: man fürchtete eine zu große Anstrengung für den greisen Herrscher. Der Kaiser bestand aber darauf, die Manöver zu Pferde mitzumachen. Man machte endlich den Vermittlungsvorschlag, der Kaiser solle zu Wagen folgen. „Nicht möglich!“ wehrte er ab, „es giebt nichts, was unmilitärischer wäre!“ — „Majestät,“ wendete ein General ein, „auch Friedrich der Große hat Manöver zu Wagen mitgemacht!“ — „Ja,“ erwiederte der greise Kaiser, „aber das that er nur in seinen letzten Lebensjahren!“

Hierher gehört auch die reizende Anekdote von dem „Heldengreis“. Die ewig wiederkehrende Bezeichnung „Heldengreis“, mit der Dichter und Schriftsteller ihn feierten, veranlaßte den Kaiser einst zu dem Hofrath Schneider zu äußern: „Ich weiß gar nicht, was die Menschen immer mit ihrem „Heldengreis“ wollen. Mache ich denn den Eindruck des Greisenhaften? Ich dächte nicht. Im Dienste sieht mir hoffentlich Niemand mein Alter an. Zu einem Heldengreise gehört doch vor allen Dingen ein Greis; aber das ist auch so eine Phrase geworden, wie der „Hohenzollern-Aar“, während doch die Hohenzollern keinen Aar im Wappen haben.“ —

Bezeichnend für die militärische Selbstzucht des Kaisers ist auch folgende kleine Geschichte, die Eugen v. Jagow in der „Köln. Ztg." aus persönlicher Erinnerung mittheilt:

Der Kaiser hielt bekanntlich häufig und mit ungewöhnlicher Klarheit die Kritik nach militärischen Uebungen selbst ab, versammelte mit einem energischen „Die Stabsoffiziere und Generäle!" die militärischen Spitzen um sich, was die Subaltern-Offiziere nicht abhielt, den glänzenden Kreis lauschend zu erweitern. Bei einer solchen Gelegenheit wollte der greise Kaiser zum Zeichen dafür, wie streng er selbst es mit der militärischen Zucht nahm, vor dem jüngsten Offizier nichts voraus haben, und ich sah ihn an einem naßkalten Herbsttage seinen Mantel ausziehen, um die Kritik abzuhalten. Natürlich zog auch Moltke sofort den seinen aus, und Herr v. Burt, sein damaliger Adjutant, der gerade neben mir hielt, flüsterte mir leise und besorgt zu: „Und mein Onkel ist schon ohnehin stark erkältet!" Die eben geschilderte Scene erscheint vielleicht an sich sehr unbedeutend und doch veranschaulicht sie die Zucht im Preußenheer und deren letzte Ursache in lebendiger Weise.



Es ist bekannt, wie der König Wilhelm im Granatfeuer bei Königgrätz wiederholentlich in der größten Gefahr schwebte, wie er aber die Gefahr mißachtend, oder sie kaum gewahrwerdend, mit allem Eifer nur den Gang der Schlacht verfolgte. Aber Niemand aus des Königs Umgebung wagte ein Wort hierüber an den König zu richten. Man wußte, daß es nicht gerathen war, dem Monarchen mit einem Rathe oder einer Bitte zu nahen, die ihn zur Schonung oder Fürsorge für seine Person mahnen sollte. Bismarck, der seinem Herrn nicht von der Seite wich, sah sich endlich genöthigt, den König auf die große Gefahr aufmerksam zu machen und ihn zu bitten, einen weniger gefährlichen Platz zu wählen. Der König aber erwiederte ruhig: „Wenn meine Armee im Feuer steht, so gehöre ich als oberster Kriegsherr mitten unter sie!" Bismarck schwieg. Als aber die Granaten in unmittelbarer Nähe des Königs einschlugen, wandte er sich von Neuem an den König und sagte: „Als Major habe ich nicht das Recht, Ew. Majestät auf dem Schlachtfelde einen Rath zu ertheilen; als Ministerpräsident aber habe ich die Pflicht, Ew. Majestät dringend zu bitten, die augenscheinliche Gefahr nicht in dieser Weise aufzusuchen". Erst jetzt wendete der König freundlich nickend sein Pferd, um die gefährliche Stelle zu verlassen. Das Pferd des Königs ging aber, so wird erzählt, Bismarck zu gemächlich, so gab er denn, kurz entschlossen, demselben mit seinem großen Reiterstiefel plötzlich einen Stoß, daß es erschreckt einen Sprung machte und zu traben begann. Der König lächelte über die wohlmeinende Absicht des Kanzlers und war bald außer Schußweite.

In dem bekannten großen Berichte des Königs über die Schlacht an die Königin Augusta vom 4. Juli 1866 heißt es mit Bezug hierauf: „Die Infanterie avancirte wieder bis zum Thalrande der Elbe, wo jenseits des Flusses noch sehr heftiges Granatfeuer erfolgte, in das auch ich gerieth, aus dem mich Bismarck ernstlich entfernte." Und Bismarck selber schreibt darüber an seine Gattin am 9. Juli 1866: „Der König exponirte sich am 3. allerdings sehr, und es war sehr gut, daß ich mit ihm war, denn alle Mahnungen Anderer fruchteten nicht, und Niemand hätte gewagt, so zu reden, wie ich es mir beim letzten Male, welches half, erlaubte, nachdem ein Knäuel von 10

Kürassieren und 15 Pferden vom 6. Kürassier-Regiment neben uns sich blutend wälzte, und die Granaten den Herrn in unangenehmster Nähe umschwirrten. Die schlimmste sprang zum Glück nicht. Es ist mir aber doch lieber so, als wenn er die Vorsicht übertriebe. Er war enthusiasmirt über seine Truppen, und mit Recht, so daß er das Sausen und Einschlagen neben sich gar nicht zu merken schien, ruhig und behaglich wie am Kreuzberg, und fand immer wieder Bataillone, denen er danken und guten Abend sagen mußte, bis wir dann richtig wider ins Feuer gerathen waren."

(Vgl. Bismarckbriefe, S. 190 f.)



Aus der Schlacht von Königgrätz wird noch der folgende Zwischenfall berichtet, durch den englischen Berichterstatter Archibald Forbes:

König Wilhelm beobachtete mit zunehmender Spannung den heißen Kampf seiner Soldaten vom Roskoberg aus. Aus dem dichtesten Schlachtgewühl wurden die kampfunfähig gewordenen, über ihre Kräfte angestrengten Krieger hinter die Gefechtslinie gebracht. In großer Unordnung kam eine Truppenmasse die Landstraße entlang geströmt; der König ritt von der Anhöhe hinab und erkundigte sich bei einem Offizier, woher sie kämen und wohin sie gingen. Jener erwiederte, der Verlust in der Linie sei so groß gewesen, daß eine völlige Auflösung der Ordnung eingetreten und der Befehl ertheilt worden sei, die Truppe sollte sich der Reserve anschließen. Inzwischen setzten die Soldaten ihren Rückmarsch eiligst fort. Dies aber war gerade in dem Augenblick, wo es sich um den Wendepunkt der Schlacht handelte, eine äußerst gefährliche Bewegung, und der König hemmte sie, indem er mit laut gebietender Stimme: „Halt! Front!" kommandirte. Die Soldaten gehorchten zuerst mechanisch, sobald sie jedoch ihren Landesherrn erkannten, ordneten sie sich in eine Art Linie vor ihm, wobei sie Sadowa den Rücken kehrten. „Wo ist in der Schlacht die Front?" fragte der König, und die Soldaten beantworteten dies damit, daß sie Kehrt machten. Sogleich stieg der König vom Pferde und begann selbst die aus Reih und Glied gekommene Kompagnie zu ordnen; kaum aber war ihm dies gelungen, als ein Offizier mit der dringenden Aufforderung herangesprengt kam, daß jeder irgend brauchbare Mann zum Gefecht zurückkehren solle. Der König selbst gab das Kommando zum Abmarsch und rief den zum zweiten Armeekorps gehörenden Truppen nach: „Nun zeigt, daß Ihr Pommern seid!" —



Mit welcher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der verewigte Kaiser selbst in minder belangreichen Fällen alle erdenklichen Möglichkeiten berücksichtigte, und wie sorgfältig er Alles vermied, was irgendwie hätte geeignet sein können, das militärische Taktgefühl auch nur im Geringsten zu beeinträchtigen, beweist die folgende Geschichte: Es war im Jahre 1880, als dem Kaiser eines Tages zur Kenntniß gebracht wurde, daß Sultan Abdul Hamid gelegentlich zu verstehen gegeben habe, wie angenehm es ihm wäre, wenn er dem mächtigen und ehrwürdigen Herrscher des Deutschen Reiches eines seiner Regimenter verleihen könnte. Der Kaiser würdigte vollkommen die freundliche Absicht des Sultans und drückte den Wunsch aus, es möge demselben bei einem passenden

Anlaß der Kaiserliche Dank für die Aufmerksamkeit überbracht werden, allein auf das Anerbieten einzugehen, bekundete der Kaiser doch keine Neigung. Er könne, so meinte er beiläufig, nicht wohl etwas annehmen, was er nicht auch zu vergelten in der Lage sei. Wenn er einwillige, daß ihn der Sultan zum Inhaber eines türkischen Regiments ernenne, so müßte er seinerseits wieder dem Großherrn ein deutsches Regiment verleihen. Dies an sich würde nun allerdings ein Bedenken nicht rechtfertigen; wie aber, wenn der Sultan einmal nach Berlin käme? Dann wäre er, der Kaiser, gezwungen, bei einer Parade zu Ehren des Sultans in türkischer Uniform mit dem Fez auf dem Haupte zu erscheinen, und dies erachtete der Monarch als unzulässig. Lächelnd bemerkte er, es würde sich sehr sonderbar ausnehmen, wenn er mit dem Fez kommandirte, und was seine Truppen wohl dazu sagen möchten? — Nein, nein, es gehe nicht an! Wenn er noch jünger wäre, hätte die Sache vielleicht einen anderen Anstrich, aber bei seinem Alter könne er sich einer solchen Möglichkeit doch nicht aussetzen. Und dabei blieb es. So ist Kaiser Wilhelm nicht auch türkischer Regiments-Inhaber geworden.



In einem Berichte der „Wehrzeitung" vom 24. September 1851 war irriger Weise gemeldet, daß der Prinz von Preußen einer Truppenschau am 13. September bei Frankfurt in „Civilkleidern" beigewohnt hätte. Mit entschiedenen Worten wies der Prinz in einem Briefe an Schneider (vgl. I. S. 34 f.), der die Zeitung leitete, an diesem Berichte aber keine Schuld trug, eine solche Möglichkeit zurück als eine unglaubliche Mittheilung: „Bei meiner Gesinnung und bei meinem militärischen Takte etwas ganz Unmögliches, dieses „Erscheinen in Civilkleidern bei meinen eigenen Truppen"; er nennt das ein „factum horrendum".



Von der bekannten Selbstlosigkeit des Monarchen und seiner rührenden Bescheidenheit in Beurtheilung seiner eigenen Verdienste zeugt, was der Hofrath Schneider aus dem Jahre 1866 erzählt (vgl. I. S. 274 f.). Es war kurz nach Beendigung des böhmischen Feldzuges mit seinen glänzenden Waffenthaten, als der König den Hofrath, den er gelegentlich zu literarischen Zwecken benutzte, zu sich rief und ihm sagte: „Ich habe noch einen Auftrag für Sie, den ich schon seit meiner Rückkehr mit mir herum trage . . . Es ist mir unter all dem Jubel und der Anerkennung ungemein peinlich, sowohl für die verwittwete Königin als für das Andenken meines hochseligen Bruders, daß in der jetzigen Zeit so gar nicht daran gedacht wird, wie mein Bruder das Alles auch schon gewollt und erstrebt hat, was gegenwärtig errungen ist. Wäre die rohe Hand des Aufruhrs nicht dazwischen gefahren, so wäre mir vielleicht wenig zu thun übrig geblieben. Das müssen Sie den Leuten sagen, gerade jetzt sagen, damit sie nicht vergessen, was sie meinem Bruder schuldig sind. Schreiben Sie einen Artikel darüber in einer Zeitung" 2c. — Der Artikel erschien in Nr. 203 der Spener'schen Zeitung vom 2. September 1866 und erntete seitens der Konservativen den Vorwurf der Unschicklichkeit, weil man in ihm eine Herabsetzung der Verdienste des Königs sah. Daß dieser selbst ihn veranlaßt und vor dem Drucke gutgeheißen hatte, ahnte Niemand.

Als die ersten Bogen des Manuskriptes der Schneiderschen Denkwürdigkeiten dem König vorgelegen hatten, schrieb dieser dem Verfasser unter anderem zurück: „Alles ist richtig und wahr — bis auf die Stellen, wo Sie mich loben".



Im prunkenden Krönungsgewande sah sich der Kaiser nicht gern abgebildet, es widerstrebte ebenso sehr seinem schlichten, einfachen Sinne, wie seiner Bescheidenheit. „Da sehe ich ja aus, wie ein Baalspriester", äußerte er einmal zu dem Hofrath Schneider. Auch sonst vermied er alles, was wie ein Prunken mit dem Kaiserthum oder mit der glänzenden Geschichte seines Hauses hätte aussehen können. Darum nannte er den neuen Hafen nicht, wie ihm mit Hinweisung auf den Wahlspruch „Vom Fels zum Meer" vorgeschlagen war: „Zollern am Meer", sondern „Wilhelmshafen", indem er auch hierbei wieder zugleich an seinen Bruder dachte.



Der bekannte Chemiker, Geheimrath Professor v. Hofmann erzählte gelegentlich bei dem Unabhängigkeitsfest der amerikanischen Kolonie in seiner Beantwortung eines Trinkspruches auf Kaiser Wilhelm Folgendes: Kurze Zeit, nachdem ich von meiner Reise nach Amerika hierher zurückgekehrt war, wurde ich von Sr. Majestät dem Kaiser zu einem kleinen Zirkel in das Palais befohlen. Noch ganz unter dem großartigen Eindrucke dessen stehend, was ich in der neuen Welt gehört und gesehen, begab ich mich dorthin. Im Laufe des Gesprächs, nachdem ich ihm ein flüchtiges Bild meiner Erlebnisse und Beobachtungen zwischen Atlantic und Pacific entworfen hatte, richtete Se. Majestät die Frage an mich: „Sagen Sie mir, bleiben die dort lebenden Deutschen nun deutsch oder werden sie im Herzen amerikanisch?" Ich antwortete der Wahrheit gemäß, daß allerdings die Deutschen, welche Amerika zur bleibenden Heimstätte erwählen, in die dortigen Sitten und Denkungsweise sich zum größten Theile bald eingewöhnen, aber ich konnte mit gleicher Wahrheitstreue hinzusetzen, daß sie in nimmer schwindender Liebe und Anhänglichkeit dem theuren Vaterlande zugethan bleiben und daß besonders für ihn, den ruhmreichen Herrscher, nicht nur die deutsch- sondern auch die anglo-amerikanischen Herzen in höchster Verehrung schlagen. Um dem Kaiser dafür ein Beispiel anzuführen, erzählte ich, daß ich auf einem Gange durch San Antonio, der Hauptstadt von Texas, an eine schöne Straße gekommen sei, welche den Namen „King William" trug. Der Monarch in seiner anspruchslosen, geradezu rührenden Bescheidenheit meinte: „Sie wollen mich doch nicht glauben machen, daß diese Straße im fernen Texas nach mir getauft ist? Dazu wird König William I. von England Pathe gestanden haben." Als ich jedoch dem Kaiser den Beweis meiner Behauptung dadurch lieferte, daß ich ihm sagte, der Name der nächsten, unmittelbar in jene einmündenden Straße sei Königin Augusta-Straße gewesen, da traten dem greisen Helden die Thränen ins Auge und er sagte: „Ich bin glücklich, daß jene fernen Söhne Deutschlands mir solchen Beweis von Liebe und Anhänglichkeit geben."

Vom Kaiser Wilhelm und seinem Kanzler brachten russische Blätter nach dem Tode des Kaisers folgende kleine Geschichte, welche sich in den siebziger Jahren in Ems abgespielt haben soll. Dort hatten sich Kaiser Wilhelm und Kaiser Alexander II. eines schönen Morgens auf der Brunnenpromenade getroffen und plauderten zusammen, nachdem sie auf einer Bank Platz genommen. Die Kurgäste, welche die günstige Gelegenheit, die beiden mächtigsten Herrscher aus nächster Nähe zu sehen, möglichst ausnutzen wollten, wandelten sehr bald und so häufig gerade vor dieser Bank auf und ab, daß es dem Zaren zu viel wurde und er eine darauf bezügliche, halb ärgerliche Aeußerung zu Kaiser Wilhelm machte. Dieser, von der Schaulust des Publikums weniger unangenehm berührt, tröstete lächelnd den Zaren, wies auf den eben vorbeischreitenden und ehrfurchtsvoll grüßenden Fürsten Bismarck hin und meinte dann lächelnd: „Jetzt werden wir sicherlich sofort Ruhe bekommen!" „Weshalb das?" fragte der Zar verwundert. „Weshalb?" ... entgegnete Kaiser Wilhelm. „Nun, da geht ja Bismarck, der ist berühmter wie wir! Jetzt wird die Menge ihm nachlaufen und uns in Ruhe lassen."



Bei der Feier zur Enthüllung des Niederwalddenkmals im Jahre 1883 war Fürst Bismarck bekanntlich nicht zugegen, vielleicht weil er die dem Kaiser an dem Tage zugedachten nationalen Huldigungen nicht durch seine Anwesenheit verkürzen wollte. Am nächsten Weihnachtsabend aber erhielt der Reichskanzler einen schönen Bronzeabguß des Niederwalddenkmals durch den Kaiser zum Geschenk mit folgenden eigenhändig niedergeschriebenen Worten:

„Zu Weihnacht 1883. Der Schlußstein Ihrer Politik; eine Feier, die hauptsächlich Ihnen galt, und der Sie leider nicht beiwohnen konnten." (Vgl. Scherenberg, Kaiser Wilhelm S. 208.)



Ueber die Einfachheit und Bedürfnißlosigkeit des Königs äußert sich der Hofrath Schneider, als er den König einmal im Jahre 1868 in dem „vom Tageslicht nie berührten Alkoven" leidend im Bette gefunden hatte, in seinen Aufzeichnungen (II. S. 16) folgendermaßen: „Ist dieser Raum als Schlafzimmer schon so ungünstig und unbehaglich wie möglich, so paßt er noch weniger zum Aufenthalt eines Kranken! An die beiden wichtigsten Requisiten, Luft und Licht, scheint bei der Einrichtung nicht gedacht worden zu sein ... Ich möchte nicht krank in diesem Alkoven liegen! Auch die Möbel sind von primitivster Einfachheit; das Bett lag auf einer ganz gewöhnlichen eisernen Feldbettstelle, und namentlich interessirte mich der Nachttisch. Die Anspruchslosigkeit dieses Möbels übersteigt in der That Alles; neu kann es höchstens 16 Gutegroschen gekostet haben und würde in einer Auktion nicht 3 einbringen! Wenn man sich in Königs-Wusterhausen und im Jagdschlosse Stern über die Einfachheit des Mobiliars, mit dem sich König Friedrich Wilhelm I. umgab, wundert, so muß man diesen Nachttisch König Wilhelms nicht gesehen haben."

Hohes Spiel mochte der Kaiser durchaus nicht leiden. Trotzdem hätte er dasselbe einst beinahe gegen seinen Enkel in Schutz genommen. In Berlin besteht ein gewisser Klub, in dem das hohe Spiel zu Hause ist. Eine ganze Reihe Offiziere von Prinz Wilhelms Regiment waren Mitglieder des Klubs, und erlitten im Spiele so verhängnißvolle Niederlagen, daß Prinz Wilhelm als Oberst des Regiments endlich beschloß, diesen Verheerungen ein Ende zu machen, und seinen Offizieren in unabweislicher Form nahelegte, aus dem Klub auszutreten. Die Leitung des Klubs war darüber sehr bestürzt und bewog den Obmann, einen Prinzen R., beim Kaiser dahin zu wirken, daß jener Befehl zurückgenommen werde. Der Kaiser ergab sich den vorgebrachten Gründen, ließ den Prinzen Wilhelm zu sich kommen und ersuchte ihn, das Verbot zurückzunehmen. Aber der Prinz blieb standhaft und sagte: „Majestät, gestatten Sie mir die Frage: bin ich noch Oberst des Regiments?" — „Ja natürlich," entgegnete der Kaiser. — „Dann gestatten mir Majestät, daß ich meinen Befehl aufrechterhalte oder . . . daß ich meine Stelle hiermit in Ihre Hände zurücklege." Dem Kaiser gefiel das entschlossene Wort und er besänftigte den Prinzen rasch, indem er sagte: „O, davon kann keine Rede sein, einen so guten Oberst finde ich ja nicht wieder." Und es blieb beim Spielverbot; als Prinz R. um Bescheid zum Kaiser kam, sagte dieser: „Thut mir leid, ich habe Alles versucht, aber der Oberst will durchaus nicht." Die Geschichte ist für beide Theile bezeichnend.



Von sehr liebenswürdiger Wirkung, heißt es in der „National-Zeitung", war an dem Kaiser ein gewisser bürgerlicher, ja kleinbürgerlicher Zug, den er oft mit sichtlichem Behagen hervorkehrte, als wolle er ihn recht in Gegensatz zu seiner hohen Stellung setzen. Wer jemals mit ihm im Grunewald gejagt hat, wird auch die heiteren Billardpartien nicht vergessen, mit denen im Jagdschlosse der Tag geendet zu werden pflegte. Der Kaiser spielte nämlich sehr gern Billard, aber den Satz nur zu 5 Groschen; höher durfte nicht gespielt werden. Gewann er, so strich er mit sichtlichem Vergnügen die Groschen ein.



Den sparsamen Hauswirth im bürgerlichen Sinne bekundete er auch, wenn er gelegentlich Champagner trank und den Rest der nicht ganz geleerten Flasche für den nächsten Tag aufzuheben befahl. Einer seiner Adjutanten gestattete sich bei einer solchen Gelegenheit die Bemerkung: „Aber Majestät, das ist ja doch vergebens, bis morgen ist dieser Sekt auf keinen Fall mehr zu trinken." — „Nun ja," entgegnete der Kaiser, „so seid Ihr jungen Herren. Bei Euch heißt es gleich: den Bedienten geben, wie? Aber Ihr versteht das nicht. Diese Flasche wird nun fest verkorkt und auf den Kopf gestellt und hält sich bis morgen tadellos." Den anderen Tag kam richtig dieselbe Flasche mit demselben Rest auf den Tisch, und der Kaiser ließ davon jenem Adjutanten einschenken. „Nun, spüren Sie einen veränderten Geschmack?" fragte er. — „Nein, Majestät, der Wein ist derselbe." So war es in der That, denn die Dienerschaft sorgte dafür, daß stets eine dem aufgehobenen Reste ähnliche Neige Sekt auf den Tisch kam, aber aus einer eben entkorkten Flasche, um die häuslichen Grundsätze des hohen Herrn nicht zu stören.

Bekannt ist auch, wie sehr der Kaiser seine Kleidungsstücke schonte und wie ungern er sie ablegte; ungern nur bediente er sich neuer Sachen, seine Stiefel namentlich mußten lange, sehr lange aushalten, und wiesen häufig mancherlei Ausbesserungen auf, wie P. Lindenberg in der „Ostpreußischen Zeitung“ berichtet.



Vor mehreren Jahren, so erzählt das „Dresdener Universum“, ritt während der großen Frühjahrsparade auf dem Tempelhofer Felde der Kronprinz an den Kammerdiener seines Vaters heran und machte ihn darauf aufmerksam, daß die Reitbeinkleider Sr. Majestät nicht mehr ganz „parademäßig“ seien, und fügte die Weisung an den Kammerdiener hinzu, daß bald eine Aenderung eintreten müsse. Der Diener erwiederte, er habe Se. Majestät schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht, doch bisher immer vergeblich, vielleicht aber hätten Se. Kaiserliche Hoheit die Gnade und unterstützten persönlich die Bitte. „I“, rief der Kronprinz lachend aus, „da werde ich mich schön hüten; verspräche ich mir Erfolg, hätte ich es längst gethan.“ Und er ritt lächelnd davon.



Im Jahre 1865 fuhr der König zur Huldigung nach Lauenburg. Als der Hofrath Schneider (vgl. dessen Denkwürdigkeiten I. S. 192), der in seiner Begleitung war, den König in der Uniform des 2. Garde-Regimentes zu Fuß sah und sich keine Beziehung gerade dieses Regimentes zu dem Herzogthum Lauenburg denken konnte, erhielt er auf seine Frage an den König die Antwort: „Diesmal hat es gar keine Beziehung. Als wir heute früh aus Berlin abfuhren, drohte schlechtes Wetter, und da ich wußte, daß ich eine Deputation im Freien zu empfangen haben würde, so zog ich den ältesten meiner Waffenröcke an, um einen besseren nicht zu verderben.“



Die Sparsamkeit des Kaisers erstreckte sich auch auf die Briefumschläge, in denen ihm Berichte, Aktenstücke &c. zugingen. Diese Umschläge wußte er nochmals zu verwenden, in der Art: Bekanntlich tragen die dem Kaiser von den Ministerien zugehenden Schriftstücke die Aufschrift „An Se. Majestät den König“, und darunter: „Vom Ministerium &c.“ Hatte der Kaiser das Schriftstück erledigt, so that er es wieder in denselben Umschlag und änderte die Aufschrift, indem er das Wort „An“ ausstrich und dafür „Von“ setzte und unten umgekehrt, so daß die Adresse dann lautete: „Von Se. Majestät dem Könige An das Ministerium“. Die Ernennung des Bundeskanzlers zum Reichskanzler im Januar 1871 erfolgte nach L. Schneiders Denkwürdigkeiten brevi manu auch mit einem solchen „Sparkouvert“, indem der Kaiser die Aufschrift: „An des Kaisers Majestät, von dem Bundeskanzler“ einfach umgeändert hatte in „Von des Kaisers Majestät, an den Reichskanzler.“

Nicht bloß ungemein sparsam in allen Dingen, die seine Person betrafen, war der König, sondern auch Alles, was ihn umgab, berichtet der Hofrath Schneider (I. S. 74 f.), bewies Ordnung und Pünktlichkeit. Jedes Geräth hatte seine bestimmte Stelle, lag zur Hand, wurde aber auch wieder so hingelegt. Die Sparsamkeit und der sorgfältige Haushalt zeigten sich in tausend Kleinigkeiten. War der Einband eines Buches oder das Aufziehen einer Karte zu besorgen, so mußte es in einfachster Weise geschehen und durfte nicht viel kosten. Immer sollte nur das durchaus Nothwendige ausgegeben werden. Als der Hofrath einst nach einem Diktate am Schreibtische des Königs die gebrauchte Feder unausgewischt niedergelegt hatte und in das anstoßende Bibliothekzimmer gegangen war, um etwas nachzuschlagen, war der König inzwischen vom Fenster an den Schreibtisch getreten, hatte die gebrauchte Feder ergriffen und wischte sie eben aus, als der Hofrath wieder eintrat. Auf dessen Entschuldigung sagte er, die Feder ruhig weiter auswischend, scherzhaft den Berliner Dialekt nachahmend: „Ordnung muß sind."



Als nach dem Tode des Kaisers der Inhalt seiner Privatgemächer aufgenommen wurde, fand man, wie die „Schlesische Zeitung" berichtet, ganz unerwartet eine Summe von 60,000 Mark baaren Geldes. Einen derartigen Geldvorrath benutzte wahrscheinlich der Kaiserliche Herr zu seinen zahllosen Privatunterstützungen; denn, so sparsam er sonst war, bei Bestimmungen, die ihm sein mildes Herz eingab, kannte er keine Grenzen, und so mancher Beamte, so mancher Offizier hat es ganz allein der Unterstützung seines Königs zu verdanken, daß er noch heute in Amt und Würden ist. Die eben erwähnte Sparsamkeit wird durch die Thatsache gekennzeichnet, daß man bei der Fundaufnahme ganze Packe leerer weißer Blätter vorfand; der Kaiser hatte sie von den Briefen abgerissen, um sie gelegentlich zu Aufzeichnungen u. s. w. zu verwenden.



Bezeichnend für des Kaisers patriarchalischen Sinn ist auch folgende kleine Geschichte, die E. v. Jagow in der „Kölnischen Zeitung" erzählt. Eines Tages erfährt er, daß ein ihm wohlbekannter, höchst tüchtiger Offizier Schulden, viel Schulden habe und in Folge dessen den Abschied werde nehmen müssen. Der Kaiser liebt zwar das Schuldenmachen nicht, aber er hat ein gutes Herz und der Offizier thut ihm umsomehr leid, als er eben ein so guter Offizier ist. „Nun," sagt er, „für einmal will ich sie ihm bezahlen," und er giebt den Befehl, demselben hundert Friedrichsd'or zukommen zu lassen. Wie aber erstaunt er, als er erfährt, daß die Schulden kaum mit einem zehnfach höhern Betrage getilgt werden können!



Vor wenigen Jahren, kurz vor der Rückkehr des Kaisers von Gastein, hatte sich unter den das Schloß Babelsberg Besichtigenden auch ein Engländer eingefunden, der nach irgend einem Gegenstande, der mit dem deutschen Kaiser

in Berührung gekommen, Ausschau hielt, um denselben als Andenken in seinen Besitz zu bringen. Als die Besucher die große Treppe hinabstiegen und ihnen die Spazierstöcke, deren sich Kaiser Wilhelm bei seinen Spaziergängen durch den Park zu bedienen pflegte, gezeigt wurden, unter denen sich bekanntlich auch ein solcher befindet, welchen der greise Herrscher sich vor Jahren im Parke zu Babelsberg selbst geschnitten hatte, glaubte der Engländer das Richtige gefunden zu haben. Er bot der Führerin der das Schloß besichtigenden Fremden eine hohe Summe für den Stock; diese aber erklärte selbstverständlich, daß ihr ein Verfügungsrecht über das Eigenthum des Kaisers nicht zustehe. Alle weiteren Versuche des Engländers, den Stock zu erwerben, die er noch durch wiederholte höhere Gebote zu unterstützen suchte, blieben natürlicherweise ebenso erfolglos, und so mußte der Sohn Albions unverrichteter Sache von dannen ziehen. Nach wenigen Tagen traf Kaiser Wilhelm auf Schloß Babelsberg ein, und in der leutseligen Unterhaltung mit der Dienerschaft wurde ihm auch dieser Vorfall mitgetheilt. Lächelnd erwiederte der Kaiser, es sei doch schade, daß der Stock nicht für den hohen Preis weggegeben sei, es wäre doch eine hübsche Summe für seine Invaliden gewesen. „Künftig nur immer fortgeben!" fügte er hinzu, „für meine Invaliden kann niemals zu viel geschehen!" —



Ein bedeutender Modewaarenhändler in Frankfurt a. M. übersandte dem Kaiser im Jahre 1872 einen prachtvollen seidenen Schlafrock und bat um Verleihung des Titels „Hoflieferant". Nach einigen Tagen empfing der Geschäftsmann sein Geschenk aus dem Kaiserlichen Hofmarschallamt in Berlin mit der lakonischen Bemerkung zurück: „Die Hohenzollern tragen keine Schlafröcke!"



Der Kaiser, der bekanntlich ein großer Jagdliebhaber und vorzüglicher Schütze war, hatte von dem Grafen von Stolberg-Wernigerode eine Einladung zur Jagd in dessen wildreichen Forsten erhalten. Das Ergebniß der Jagd war sehr gut, und auch der Kaiser hatte manch einen glücklichen Schuß gethan. Nach Beendigung des Jagdvergnügens wurden die Stücke zur Strecke gebracht, und es belief sich die Zahl der angeblich vom Kaiser geschossenen Thiere auf 28. Als dem Kaiser dies gemeldet wurde, sagte er schalkhaft lächelnd zu seinen Begleitern: „Da fallen mir die Worte ein: Es geschehen mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt; — denn, 28 Stück habe ich geschossen, und doch nur 25 Patronen verschossen!" — —



Dem Kaiser wurde einst in Ems durch seinen Adjutanten ein Premierlieutenant v. H. vorgestellt als jetzt Hauptmann geworden. Der Kaiser sagte: Gratuliere, Herr Hauptmann. Bald darauf mußte der Adjutant seinen Irrthum eingestehen, nicht der vorgestellte Offizier, sondern dessen Bruder war Hauptmann

geworden. Der Kaiser entschied aber: Da kann ich nicht mehr zurück, Hauptmann muß er bleiben. Bald darauf stellte derselbe Adjutant in Berlin einen Offizier vor als Hauptmann, eben Major geworden. Lachend sagte der Kaiser auf gut Berlinisch: „Nein, mein Bester, zum zweiten Male falle ich darauf nicht rein.“



Als der Generalarzt von Lauer eines Morgens dem Kaiser einen Besuch machte, stand dieser wie zerstreut am Fenster, ohne wie sonst dessen Gruß zu erwiedern. Erstaunt wartete der Arzt auf eine Erklärung, als sich plötzlich der Monarch umwandte und, v. Lauer an sich heranwinkend, freundlich sagte: „Entschuldigen Sie meine anscheinende Zerstreutheit, aber ich bemerkte beim Hinaussehen einen Bauer, der gewiß weit hergekommen war, den Kaiser zu sehen, und sein Söhnchen dazu mitgebracht hatte, das er hoch emporhielt. Da mußte ich doch länger am Fenster stehen bleiben, um dem guten Mann nicht die Freude zu verderben.“

Ein andermal, als dem Kaiser gegenüber davon gesprochen wurde, wie huldvoll es sei, daß er sich täglich der Mühe unterzöge, sich am Fenster zu zeigen, erwiederte er: „Das ist meine Pflicht, es steht sogar im Bädeker, daß ich beim Aufziehen der Wache am Fenster zu sehen bin.“



Bekannt ist die erstaunliche Gedächtnißstärke des Kaisers. Von den mancherlei Geschichten, die von ihr berichten, mag die folgende hier einen Platz finden. Vor nicht langer Zeit machte ein alter Offizier, welcher bereits 1853 seinen Abschied nahm, dem Kaiser seine Aufwartung. Der Kaiser erinnerte sich sehr bald an das frühere Dienstverhältniß des jetzigen Gutsbesitzers, indem er u. A. auch fragte: „Sie haben lange in Charlottenburg gestanden?“ „Zu Befehl, Majestät, acht Jahre.“ „Als Sie da standen, hieß ja die Schwadron die Brand-Kompagnie; denn damals standen: Brandt, Brandenburg, Brandenstein, Heydebrand und Rauch dabei.“



Gegen seine Diener war Kaiser Wilhelm von väterlicher Milde und machte selbst manche kleine Scherze mit ihnen. So mit seinem alten Kammerdiener Engel, der seit lange von seiner Frau getrennt lebte. Eines Tages, als der Kaiser eben aus dem Wagen stieg, sah er in einiger Entfernung die gewesene Madame Engel stehen. Sogleich wandte er sich lächelnd an seinen Kammerdiener: „Engel, gegen die Damen muß man galant sein. Ich sehe da unten Deine Frau stehen; geh' mal rasch und sag' ihr guten Tag!“ Mit süßsaurem Gesicht mußte Engel dem Befehl nachkommen und kehrte dann verlegen zum Kaiser zurück, der ihm lachend zurief: „So ist's recht, Engel! Vergiß nie, daß man den Frauen immer Respekt erweisen muß, auch wenn sie Unrecht haben!“

Niemals entfuhr dem Kaiser im häuslichen Verkehr mit seiner Dienerschaft ein böses Wort; geschah einmal etwas, was wider die Ordnung verstieß und jeden andern, sich minder Beherrschenden arg erregt hätte, so gab sich die Mißstimmung des Kaisers nur in den Worten zu erkennen: „Das darf nicht vorkommen, das darf nicht vorkommen." Sprach der Kaiser aber die Worte aus: „Das muß nicht vorkommen", dann zitterte alles — diese so maßvolle Aeußerung war schon das Anzeichen größter Erregung, sie bildete schon die schärfste Verurtheilung. Eines Tages war die Tasse zerbrochen, aus der der Kaiser wohl seit zwanzig Jahren — und zwar immer stehend — zu trinken pflegte. Da der Hofmarschall fürchtete, daß der Verlust dieser Tasse, die ein Geschenk der Königin Viktoria von England war, den Monarchen schmerzen würde, so machte er dem Kammerdiener und dem Aufseher des Trinkgeschirrs heftige Vorwürfe über die Unachtsamkeit. Die beiden Diener, den Verlust ihrer Stellung befürchtend, betheuerten vor dem Hofmarschall, daß sie an dem Zerbrechen der Tasse schuldlos gewesen, und erhielten auch Gelegenheit, vor dem Kaiser ihre Unschuld zu betheuern. Als derselbe die Erregung der beiden Diener bemerkte, sagte er begütigend: „Nun, nun, es ist ja wohl möglich — ich werde die Tasse wohl selbst zerbrochen haben ..... ja, ja, so ist es!" Und der Tasse ward nicht mehr Erwähnung gethan.

Der König hatte sich einst den Fuß verstaucht und es war deshalb ein kleiner Tritt aus Holz angefertigt, der zusammengeklappt in den Wagen gelegt und aufgestellt wurde, wenn der König zu Pferde stieg. Eines Morgens, als er eben zu einem Manöver fahren wollte und der Wagen schon vorgefahren war, lag der Tritt noch im Zimmer unter dem Stuhle. Als der Kaiser, dessen Zeit drängte, das sah, sagte er zu dem Kammerdiener: „Daß nur der Tritt nicht vergessen wird! Ich kann ja draußen nicht zu Pferde steigen, wenn der Tritt nicht mitgenommen wird." — „Meine Schuld ist es nicht, Ew. Majestät! Wenn ich es gewußt hätte, dann hätte ich es gewiß besorgt." — „Ich sage ja auch nicht, daß Du Schuld daran bist, aber ich habe es ein für alle Mal gesagt, daß der Tritt jedesmal mitgenommen werden soll." — Wieder antwortete der Kammerdiener: „Mir haben Ew. Majestät nichts gesagt, sonst wäre es gewiß geschehen!" Darauf der König: „Ich habe mit keinem Worte gesagt, daß ich Dir den Auftrag gegeben, aber Ihr müßt Euch doch so etwas unter einander sagen." Abermals Betheuerungen des Kammerdieners, daß er unschuldig sei, statt einfach den Tritt zu nehmen und in den Wagen zu legen. Die Ruhe des Königs erschien dem Hofrath Schneider, der den Auftritt mit anhörte und diese Geschichte in seinen Aufzeichnungen erzählt, unbegreiflich. Endlich mußte der Garderobier kommen und den Tritt in den Wagen schieben. Auch er hörte kein unfreundliches Wort, nur beim Abfahren sagte der König: „Nun müssen wir aber schnell fahren."



Die Dienerschaft, erzählt P. Lindenberg in der „Ostpreußischen Zeitung", hing an dem greisen Herrscher mit schrankenloser Verehrung. So wenig er es leiden konnte, wenn sich einer aus ihren Reihen hervordrängte und sich geflissentlich diensteifrig zeigte, so sehr belohnte er treue ausharrende Dienste.

Von jeglicher Reise brachte er seiner nächsten diensttuenden Umgebung etwas mit, nie versäumte er, wenn er fern von Berlin war, seinen Leibdiener zu fragen: „Hast Du denn schon was für Deine Frau, für Deine Kinder gekauft?" und fuhr, wenn die Antwort verneinend lautete, fort: „Na, dann laß es nur, ich werde es besorgen". Und mit größter Sicherheit konnte der Betreffende darauf rechnen, daß der Herrscher von seinem nächsten Ausgange verschiedene Erinnerungsgegenstände, Geldbörsen, Schmuckgegenstände und Aehnliches mitbrachte.

Damit stimmt überein, was Schneider in seinen Denkwürdigkeiten berichtet. Zur Weihnachtszeit, erzählt er, ließ der König sich nie die Freude nehmen, alle zur Bescheerung für seine Familie, seine Umgebung, selbst für die Dienerschaft bestimmten Gegenstände eigenhändig einzukaufen, und zwar machte er in den Tagen vor dem Weihnachtsfeste gewöhnlich früh Morgens ganz allein die Einkäufe, die er dann auch selbst auf die Tische stellte. Im Jahre 1868 war er, als er, den Arm mit Geschenken bepackt, die Wendeltreppe, die von seinem Bibliothekzimmer in die Wohnung der Königin führte, hinaufstieg, ausgeglitten und hatte sich eine Fußverletzung zugezogen, an der er mehrere Wochen zu leiden hatte.



Einst litt der Kaiser an einer starken Erkältung. Fürsorglich hatte sein Leibarzt außer der lindernden Medizin noch einen Thee verschrieben, welcher in der Nacht jeden Hustenreiz beschwichtigen sollte; der Kammerdiener war von ihm genau angewiesen, wieviel des Getränks dem Kranken bei jedem neuen Hustenanfall gewärmt und dann gereicht werden sollte. Als der Leibarzt seinen Morgenbesuch machte, berichtete ihm schon im Vorzimmer der alte treue Kammerdiener voller Freude: „Se. Majestät haben eine ruhige Nacht gehabt." Befriedigt trat der Arzt in das Schlafzimmer des Kaisers, aber ein Blick auf dessen müde Züge und ein zweiter auf die geleerte Theekanne brachten ihm Zweifel, ob es mit der eben gehörten Kunde auch seine Richtigkeit habe. Jedoch der Kaiser selbst beantwortete die unausgesprochene Frage, indem er sagte: „Ich habe viel gehustet und wenig geschlafen," — und dem Blick des Arztes folgend, fügte er hinzu: „ich habe mehrere Male den Thee genommen, aber ich mochte nicht klingeln, der alte Mann sollte auch seine Ruhe haben, so habe ich den Trank allein auf der Spirituslampe gewärmt." —

(Nach A. Vollmar, „Kaiserblumen".)



Noch in den letzten Krankheitstagen des Kaisers hat diese Rücksichtnahme auf seine Diener eine, vielleicht verhängnißvolle, Rolle gespielt. Der Generalarzt v. Lauer hatte den Monarchen wiederholt inständig gebeten, falls ihn während der Nacht sein Blasenleiden wieder heimsuchen sollte, stets einen der Leibdiener herbeizurufen. In einer der Nächte fühlte der Kaiser den Wunsch, das Bett zu verlassen, doch trieb er die gütige Rücksicht gegen seine Dienerschaft so weit, daß er allein aus dem Bett stieg. Hierbei befiel ihn eine körperliche Schwäche, er sank um und blieb kraftlos auf dem Boden des Zimmers liegen. Als der Leibdiener herbeieilte, um dem Monarchen, der seine Unterstützung nicht gewünscht hatte, zu helfen, war der Kaiser

in Folge des Liegens auf dem Fußboden erkältet und sein Leiden verschlimmert. „Sage nur den Aerzten nichts von der Nacht", bemerkte der Kaiser zu dem Diener, „Du weißt schon, sie haben immer gleich solche Sorge".

(Nach der Tägl. Rundschau und der Ostpreuß. Ztg.)



Die Schreibart des Königs, berichtet Schneider (vgl. I. S. 14; II. S. 19), war eine ungemein feste, bestimmte, gar nicht zu ändernde. Höchst selten strich er ein Wort aus oder schob ein anderes ein. Der erste Entwurf entschied, und es ließ sich in der That weder etwas hinzufügen noch weglassen .... Wie der König dachte, so schrieb er, folgerichtig, klar, ohne jede Phrase, die nun einmal seiner Natur fremd war. Auch beim Sprechen gebrauchte er keine Phrase, keine oratorische Umhüllung oder glänzende Wendung.



Der König war überhaupt ein Feind aller tönenden Phrasen. Als ihm bei seiner Anwesenheit in Ludwigsburg im Jahre 1869 der Großherzog den Alterthumsforscher Lisch vorstellte mit den Worten: „Dies ist mein Humboldt", richtete der König an den Vorgestellten die Worte: „Da will ich Ihnen wünschen, daß, wenn man Ihnen einmal nach Ihrem Tode ein Denkmal setzt, nicht so viel Verrücktes dabei geredet werden möge, als kürzlich bei Enthüllung des Denkmals meines Humboldt in Berlin geschehen". —

Die „Kreuzzeitung" vom 3. Oktober 1869 hatte den obigen Vorfall so mitgetheilt, dabei aber sich der Wendung bedient: Da will ich Ihnen wünschen, daß ... nicht so viel Unzutreffendes dabei geredet werden möge. Als der Hofrath Schneider, dem wir diese Mittheilung verdanken, sich nach der Wahrheit des Vorganges beim Könige erkundigte und dabei den „außerordentlich vorsichtigen Ausdruck: Unzutreffendes" lobte, erhielt er die Antwort: „Der Vorgang war wohl ungefähr so, aber das Wort ‚Unzutreffend', das Sie so sehr loben, habe ich nicht gesagt, sondern ich habe ‚Verrückt' gesagt".



Dem geraden männlichen Charakter entsprach die Wahrheitsliebe des Fürsten. Als im Jahre 1872 die ersten Kapitel des Romans „Um Scepter und Kronen" von Gregor Samarow erschienen, mit welchem mancherlei bis dahin geheim gehaltene Verhandlungen und Verhältnisse durch den Verfasser, den gewesenen Hannoverischen Regierungsrath Meding, an die Oeffentlichkeit gebracht wurden, äußerte der Kaiser, als der Hofrath Schneider darüber höchst aufgebracht war, sehr kühl: „Was erhitzen Sie sich, es ist ja Alles ganz richtig. Ich habe nie etwas dagegen, wenn man die Wahrheit schreibt, wenn sie auch unangenehm werden kann; aber ich habe sehr viel dagegen, wenn man Unwahrheiten schreibt und noch mehr, wenn es in böser und feindseliger Absicht geschieht!" —

Als der Hofrath Schneider während des französischen Krieges dem Könige in Versailles einmal die Berichte des französischen Militärattachés Stoffel über die preußische Armee vorlas und dabei an die Stelle kam, wo Stoffel erzählt, General von Moltke habe zu ihm beim Besuche der Weltausstellung 1867 gesagt: „es sei schade, daß König Wilhelm sich mehr mit Militär- als mit Civil- und Verwaltungs-Angelegenheiten beschäftige“, bemerkte der König einfach: „Das ist wahr!“ Der Hofrath wußte es aber besser: „Nein Majestät, das ist nicht wahr!“ Wenn Einer das wissen könne, so sei Er es, Schneider, und wenn Moltke das wirklich gesagt, so habe er eben diese stille Thätigkeit Sr. Majestät nicht gekannt. Der König ließ den besserwissenden Hofrath ruhig reden. Darauf antwortete er — Nichts; „Für mich ein Zeichen“ — sagt der Hofrath, „ohne weiteres Gespräch in der Vorlesung fortzufahren!“ — —



Am 3. September 1870, nach dem großen Siege von Sedan, brachte der Kaiser bekanntlich, um seine Mitarbeiter an den herrlichen Erfolgen zu feiern, im Kreise seiner Getreuen den berühmten, schönen Trinkspruch aus: „Wir müssen heute auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister von Roon, haben das Schwert geschärft, Sie, General von Moltke, haben es geführt, und Sie, Graf Bismarck haben Preußen durch die Leitung seiner Politik auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht.“ Am andern Tage diktirte der Kaiser den Wortlaut des Trinkspruches dem Hofrath Schneider auf dessen Wunsch für die Verbreitung in der Oeffentlichkeit. Bei dem Worte „geführt“ stutzt aber der Herr Hofrath — er erzählt es selbst mit diesen Worten — und hält mit dem Niederschreiben inne, bis der König sagt: „Ich weiß wohl, was Sie meinen, aber ich hatte im Augenblick kein anderes Wort; ‚geführt‘ habe ich das Schwert. Schreiben Sie für die Oeffentlichkeit ‚geleitet‘! — Nun, die Geschichte kennt, wie wir oben Seite 164 in der Schurzschen Rede lesen können, diesen Trinkspruch nur in der ersten ursprünglichen Fassung, und sie wird sich auch dieses schöne Blatt aus dem Ruhmeskranze der Ehren des Kaisers nicht nehmen lassen durch die Bedenken des Herrn Hofrathes. —



Aus dieser Wahrheitsliebe floß auch der ausgeprägte Sinn für Gerechtigkeit, die der Kaiser allen Dingen, Verhältnissen und Personen, auch seinen Feinden im Kriege angedeihen ließ, wofür sich in den Schneiderschen Aufzeichnungen auch viele Belege finden (vgl. II. S. 170, 240 f.; III. 182 f.). „Eigentlich thut mir Napoleon leid“, sagte er noch während des Krieges, vor der Schlacht bei Sedan; „am besten wäre es, wenn wir mit ihm Frieden schließen könnten, denn weder eine Republik noch die Orleans oder Bourbons werden das Land so gut regieren, als Er es regiert hat. Aber freilich, einen gedemüthigten Napoleon wird Frankreich auch nicht ertragen wollen.“ Und ein andermal, als er durch das schöne Marnethal kommend, das ganze Land so wohlgeordnet und wohlhabend sah, den Segen einer zwanzigjährigen Regierung, und dabei den wüthenden Haß gegen Napoleon bemerkte, den man mit den niedrigsten Schimpfworten nannte, äußerte sich der Kaiser

wiederholt über den Undank dieser Nation, die Alles vergesse und Nichts lerne.. Auch von Gambettas Leistungen, dessen Thätigkeit ihm solche Schwierigkeiten bereitete, sprach er noch im Kriege selbst mit der größten Achtung. Und als Schneider später einmal in Berlin den Vers aus Schillers „Jungfrau" zitirte: „Kann ich Armeeen aus der Erde stampfen?" ꝛc. sagte der Kaiser: „Ich kenne doch Einen, der das konnte — Gambetta!"



Von zwei Punkten abgesehen — wenn es sich um die Aufrechterhaltung der Würde seines Königthums handelte und in Armeeangelegenheiten, wo er kein Besserwissenwollen oder Widerspruch ertrug, — hörte der Monarch nach dem Zeugniß des Hofrathes Schneider auch die abweichendsten, seiner Meinung ganz entgegengesetzten Ansichten ruhig und geduldig an, wenn er die Ueberzeugung von der Ehrlichkeit der fremden Meinung und mit Sachkundigen zu thun hatte. Auch die Freiheit eigener politischer Ueberzeugung, wieder wo sie ehrlich und sachlich sich äußerte, achtete er. „Wie wenig es in meiner Auffassung der einmal angenommenen konstitutionellen Form liegt, aus Abgeordneten pure Ja-Herren zu machen, wissen Sie aus hundert meiner Aeußerungen in vorgekommenen Fällen", schrieb er 1868 an den Minister v. Bodelschwingh, als die konservative Partei bei der Vorlage über den hannoverischen Provinzialfonds gegen die Regierung gestimmt hatte. Der ganze, bei Schneider zum ersten Male veröffentlichte Brief ist überhaupt ein schönes Zeugniß von des Königs gerechtem Sinne, wie von seiner milden, nicht nachtragenden, versöhnlichen Gesinnung — und nicht zuletzt ein Muster schlichter, klarer, sachlicher Auseinandersetzung.*)



Wie sorgsam überlegt, klar bewußt und bestimmt der Kaiser in allen selbst den kleinsten Dingen, besonders aber auch in dem Wortlaute dessen war, was er niederschrieb oder öffentlich sprach, auch dafür finden sich in den Schneiderschen Aufzeichnungen manche Belege. Dahin gehört auch das Folgende, das zugleich auch wieder einen schönen Beweis von dem demuthsvollen Sinne des Königs und der eigenen Auffassung seines Herrscheramtes liefert.

Bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Königsberg im Jahre 1869 diktirte der König dem Hofrathe die Erwiederung, die er auf die Anrede des Oberpräsidenten der Provinz gegeben hatte. Darin kamen die Worte vor: „eine Krone, aus Gottes Gnade stammend". Der Hofrath schrieb mechanisch nieder, an die althergebrachte Formel gewöhnt: eine Krone von Gottes Gnaden ꝛc. — und las so vor. Der König aber verbesserte, geflissentlich das Wort betonend „aus Gottes Gnade", und als der Niederschreibende stutzte und zögerte, wiederholte er, ohne eine Erklärung zu geben, mit noch stärkerer Betonung: „Aus Gottes Gnade". Später klärte der Monarch seinen Hofrath auf, warum er gerade so und nicht anders habe sagen wollen: „Weil gerade die Worte: ‚Von

*) Vgl. weiter unten den Abschnitt „Kaiserworte" S. 215 ff., wo wir diesen Brief wiedergegeben haben.

Gottes Gnaden' als eine Phrase ohne Sinn von der Umsturzpartei verlästert werden, wollte ich durch die Worte: ‚Aus Gottes Gnade' den Menschen einmal bemerklich machen, was jene geschmähten Worte denn doch eigentlich bedeuten und welch tiefer demuthsvoller Sinn in denselben ruhet!"



Etwas Aehnliches erzählt Schneider (III. S. 201 ff.) aus dem Jahre 1871. Der Kaiser hatte nach einer Parade am 3. März jenes Jahres seine an die Generäle gehaltene Dankesansprache dem Hofrath Schneider aus dem Gedächtniß diktirt, darin kam der Satz vor: „Vergessen wir aber nicht, daß wir Alle der Vorsehung unseren Dank schuldig sind, welche es gewollt, daß wir die Werkzeuge waren, um so große welthistorische Ereignisse herbeizuführen". Dies hatte Schneider geändert in: „Die Vorsehung hat es gestattet, daß wir ihre Werkzeuge sein durften". Als er nun beim Vorlesen des Nachgeschriebenen an die Stelle kam, unterbrach ihn der Kaiser: „Das habe ich nicht gesagt; ich habe gesagt: „Die Vorsehung hat es gewollt". — Der Hofrath entschuldigte sich, er habe es auch so mit Bleistift niedergeschrieben, aber nachher geändert, weil die Fassung ihm Bedenken gemacht habe, da der Mensch ja nicht wissen könne, was die Vorsehung gewollt. — „Schreiben Sie genau, wie ich es Ihnen diktirt habe!" erwiderte der Kaiser, „Glauben Sie denn, daß ich die schwere Last dieses Krieges hätte tragen können, oder daß solche Erfolge möglich gewesen wären, wenn ich nicht fest überzeugt wäre, daß die Vorsehung es gewollt und uns zu ihrem Werkzeuge auserwählt?"*) —



Die Sprachkenntnisse des Kaisers waren nicht umfangreiche, er kannte von fremden Sprachen nur die französische; diese war ihm allerdings eben so geläufig wie die deutsche. Auf einer Hoffestlichkeit sagte er einst zu einer vornehmen englischen Dame: „Mit mir müssen Sie schon deutsch sprechen, ich bin im Englischen Invalide." Und als ihn einmal die beiden ältesten Söhne des Kronprinzen mit einigen englischen Brocken begrüßten, äußerte er zu ihnen: „Kinder, in Preußen sprecht Deutsch, Euer Großpapa kann kein Englisch."

(P. Lindenberg in d. Ostpreuß. Ztg.)



Ueberhaupt war Kaiser Wilhelm „ein echt deutscher Mann, der auf deutsche Sitte und Würde hielt. Kein Ausländerthum, keine ausländische Mode, Kunst, Wissenschaft, Industrie ließ er sich aufdrängen. Unter seinen Dienern war kein französischer Kammerdiener, kein englischer Bereiter. Er bezog seine

---

*) Dieselbe Wendung hat der Kaiser dann mit Vorliebe öfter gebraucht; so in der Erwiederung an die Abordnungen der Städte Berlin und Breslau vom 20. März 1871: „Es war der Wille der Vorsehung, daß diese großen Thaten durch uns sollten vollbracht werden. Wir waren die Werkzeuge in des Allmächtigen Hand". Ein Beweis, wie fest in seinem frommen Herzen dieser Glaube wurzelte. Vgl. unten S. 221.

Kleidung nicht aus Paris oder London. Alles Deutsche war ihm gut genug, war ihm heilig."

Als im Januar 1886 der französische Komponist Saint-Saëns, der kurz zuvor in Paris über deutsche Musik und deutsche Musiker, in Besonderem auch Richard Wagner höchst geringschätzig sich ausgelassen und überhaupt sich als wüthender Deutschenfresser gezeigt hatte, in der „Philharmonischen Gesellschaft" zu Berlin in einem Konzert auftrat, und es in demselben zu einem Skandal kam, äußerte der Kaiser, dem der musikalische General v. Beyer hierüber berichtet hatte, voller Unwillen: „Zweierlei ist mir hierbei unbegreiflich! Erstens, daß dieser Mann, der sich öffentlich rühmt, alles Deutsche sei ihm verhaßt, dennoch ohne zwingenden Grund nach Deutschland kommt, um hier Geld und Ruhm zu suchen. Zweitens begreife ich nicht, daß eine deutsche Musikgesellschaft diesen fanatischen Deutschenfresser in ihren Konzerten auftreten läßt — ja, daß sie ihn nach Berlin eingeladen hat."

(Nach A. Wellmer, Kaiser Wilhelm S. 112 f.)

„Gewaltig sahn wir ihn, doch freudig-mild,
Im höchsten Erdenglanze immer schlichter,
Wir wahrlich brauchen um sein theures Bild
Nicht erst der Heldensage Wunderlichter.
Uns ist sein Bild in jedem Zug geweiht
Und ließ uns täglich neu das Herz erwärmen." —

„Dresdener Journal." Adolf Stern.





Kaiserworte.

Persönliche Aeußerungen und öffentliche Kundgebungen Kaiser Wilhelms.

„Die persönlichen Aeußerungen Kaiser Wilhelms völlig kunstlos, aber allezeit rund, enthalten keinerlei überraschende Ansichten des Lebens und der Welt im Allgemeinen; sie glänzen niemals, aber sie leuchten ein: es sind eben stets Bemerkungen zur Sache. Sie bestehen aus Dank oder Bedauern, Lob und Tadel, Wunsch oder Warnung; sie bekennen Erfahrungen oder Vorsätze, athmen Reife und Frische, Besonnenheit und Zuversicht."

Alfred Dove.

„Die Deutschen wußten, daß ihr Kaiser immer das Nothwendige that und in seiner einfachen, kunstlosen, bestimmten Sprache immer „sagte, was zu sagen war", wie Goethe es nannte."

Heinrich v. Treitschke.

Der vorige Abschnitt hat eine große Zahl lebendiger Züge zu dem Characterbilde des großen Todten geliefert, das in treuer Erinnerung dem Volke zu erhalten Absicht dieser Blätter ist. Aber sie würden unvollständig sein und seinem Andenken nicht ganz gerecht werden, wenn sie nicht, was seiner Zeit auch die öffentlichen Blätter gethan haben, hier noch die persönlichen Aeußerungen Kaiser Wilhelms I. wenigstens berühren wollten. Zum Characterbilde gehört auch, was und wie ein Mensch zu reden pflegt. Und hier gerade ist in der Beurtheilung der Meisten die wundeste Stelle: ihre Worte stimmen selten oder nie mit ihrem Thun. Dem großen Kaiser, den wir betrauern, wird auch der feindselige Beurtheiler, wenn er zugleich ehrlich ist, zugestehen müssen eine vollständige Uebereinstimmung in Wort und That. So unmittelbar, man möchte sagen mathematisch, deckt sich bei Kaiser Wilhelm I. das Wort mit dem Thun in Form und Inhalt, daß man sein Leben und Handeln seine lebendig gewordenen Worte nennen darf. Der Kaiser hat gelebt wie er gelobt, gehandelt wie er versprochen, erfüllt was er verheißen, und erreicht mehr als seine Demuth und Bescheidenheit je zuließ, als sein Verdienst zu beanspruchen. Je länger ein Leben ist, um so mehr Schwankungen und Wandelungen pflegt es zu erfahren. Um

so staunenswerther ist es, wie der Eindruck, den das abgeschlossene Leben unseres großen Kaisers als Ganzes bietet, der Eindruck einer in sich geschlossenen, sicher in sich ruhenden Männlichkeit, wie diese große Stätigkeit seines Seins und Thuns zugleich auch in allen öffentlich gethanen Aeußerungen über seine Lebensgrundsätze, Pflichten, Rechte und Bestrebungen in dem ganzen Verlaufe dieses langen und wechselreichen Lebens gleichmäßig zu Tage tritt. Von seinen im 19. Jahr niedergeschriebenen „Lebensgrundsätzen" bis zu seinen letzten Worten auf dem Todtenbette, sind wie sein Leben und Thun, so seine kundgegebenen Aussprüche über dasselbe in sich und untereinander immer völlig übereinstimmend geblieben. Auch hier, wir meinen in dem, was der Kaiser bei den verschiedensten Gelegenheiten frei aus sich heraus öffentlich geäußert hat, tritt neben dem demuthsvollen Herzen ein wirklich königlicher Sinn hervor, tritt hervor die ernste Wahrhaftigkeit, die treue Hingabe an seine fürstlichen Pflichten, wie sie sein fester Glaube ihm vorzeichnete, tritt die Klarheit und gesunde Schlichtheit seines Denkens und Seins zu Tage, die sein Leben überhaupt auszeichnet. Und dem Inhalte entspricht die Form: wie der offene, gerade Gang seines Handelns keinen Schein kannte, so seine Aeußerungen nicht die schöne oder schöngeistige Phrase, nicht die popularitätshaschende Koketterie des Wortes, das dem „Zeitgeist" huldigt. Auch in der Form die schlichte und gerade Wendung, die Kürze und Knappheit einer vornehmen Männlichkeit.

Auch dem Inhalte nach erwarte man nicht geistreiche Sentenzen, tiefsinnige, philosophische Lebensbeobachtungen, überraschende Gedankenblitze, sondern schlichte „Bemerkungen zur Sache." Darum ist es auch nicht gut möglich, durch einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Aeußerungen des Verstorbenen dem Leser einen vollen oder auch nur richtigen Eindruck zu geben. Wer den gewinnen will, muß diejenigen Ansprachen, Reden und Kundgebungen des Kaisers, die ersichtlich — und für jeden aufmerksamen Leser ist das leicht zu erkennen — oder nachweislich, auch in der Form sein eigen sind, vor allem aber seine Briefe lesen. Er wird überrascht sein, wie treu und wahrhaft sich hier Leben und Charakter des verstorbenen Kaisers wiederspiegeln. Es ist möglich, aus den persönlichen Aeußerungen Kaiser Wilhelms I. gradezu ein Bild seines Lebens und Charakters zusammenzustellen, das in allen Zügen der Wirklichkeit entsprechen würde.

Als Probe auf die Richtigkeit dieser Behauptung folge hier eine kurze Characteristik des Kaisers, die Wort für Wort, Satz für Satz einfach aus den **„Lebensgrundsätzen"** zusammengestellt ist, die der achtzehnjährige Prinz bei seiner Einsegnung am 8. Juni 1815 gelobt hat.

Den Kaiser hat sein fürstlicher Stand immer an die größeren Verpflichtungen, die er ihm auferlegte, an die größeren Anstrengungen, die er von ihm forderte, erinnert, und ihn nicht verhindert, demüthig zu sein vor seinem Gott. Bei

allem Guten, was ihm zu Theil wurde, hat er dankbar auf Gott geblickt, und bei allen Uebeln, die ihn trafen, sich Gott unterworfen. Auf Gott hat er unerschütterlich vertraut, ihm alles anheimgestellt, und im Glauben an seine Vorsehung sich einen getrosten Muth erhalten. Seines Gottes hat er überall gedacht, an ihn sich in allen Angelegenheiten gewendet und gewußt, daß er ohne ihn nichts sei und nichts vermöge.

Er hat stets gewußt, was er als Mensch und als Fürst der wahren Ehre schuldig war, und nie in Dingen seine Ehre gesucht, in denen nur der Wahn sie finden kann.

Seine Kräfte haben der Welt, dem Vaterlande gehört. Er ist unablässig in dem ihm zugewiesenen Kreise thätig gewesen.

Ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen hat er gegen alle Menschen, auch gegen die Geringsten, bei sich erhalten und belebt, und sein Herz ist frei geblieben von Neid, Haß und Erbitterung, wie er denn auch keinem Unrecht gethan, keinen gekränkt und gedemüthigt, sich gegen Niemand seiner fürstlichen Würde überhoben und sich bemüht hat, durch Freundlichkeit alle Herzen zu gewinnen. Er hat es eben viel höher geachtet, geliebt zu sein, als gefürchtet zu werden, oder bloß ein fürstliches Ansehen zu haben. Auch hat er sich nie an denen gerächt, die ihn beleidigten, doch, seiner Pflicht gemäß, alles aufgeboten, daß das Verbrechen zur verdienten Strafe gezogen werde, aber dabei wohl zugesehen, daß er nicht den Unschuldigen verurtheilte.

Gegen die Bedürftigen wohlthätig, ist er den Unglücklichen, die seinen Beistand suchten, Wittwen, Waisen, Bejahrten, Männern, die dem Staate treu gedient und ihren in Armuth Zurückgelassenen ein Helfer und Fürsprecher gewesen, wie er es vermochte; das Verdienst hat er belohnt und nie des Guten vergessen, das ihm von Menschen erwiesen worden, wie denn sein ganzes Leben ihm die werth geblieben sind, die sich um ihn verdient gemacht hatten.

Den Pflichten des Dienstes ist er mit großer Pünktlichkeit nachgekommen, und hat seine Untergebenen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit angehalten, ist ihnen aber auch mit freundlicher Güte begegnet.

Für seine Geschwister hat er eine zärtliche Liebe und für alle Mitglieder der Familie, der er angehörte, eine treue Ergebenheit gehabt. Die Tugenden der Königin Luise, seiner Mutter, sind ihm unvergeßlich gewesen, und das Andenken der Verklärten hat bei ihm stets in einem gerührten und dankbaren Herzen gewohnt.

Außer den Verbindungswörtern und den beiden Wörtern „Kaiser" und „Luise" ist hier von uns auch nicht die leiseste Aenderung vorgenommen, nur daß eben Alles aus der Form des Gelöbnisses, des Vorsatzes und Versprechens für die Zukunft umgesetzt ist in die Form der Erfüllung in der abgeschlossenen Gegenwart. Was fehlt in diesem Bilde, was ist hier nicht zutreffend? — —

Wenn wie hier nun einige **denkwürdige Aussprüche** Kaiser Wilhelms I. folgen lassen, so haben wir, entsprechend den oben geäußerten Bedenken gegen ein solches Herausreißen aus dem Ganzen des Inhaltes, solche ausgewählt, die auch für sich allein und losgetrennt aus ihrem Zusammenhang eine Bedeutung beanspruchen dürfen. Wir haben daher von den wichtigen Aussprüchen, welche die politische und sociale Entwickelung unseres Volkes, die politischen und socialen Thaten Kaiser Wilhelms gewissermaßen wie ein Commentar begleiten, hier lieber so gut wie ganz abgesehen,*) und mehr solche allgemeineren Inhaltes ausgewählt, soweit dies bei der Eigenart des Verstorbenen, immer nur zu einer bestimmten Sache zu reden, überhaupt möglich war.

Recht, Ordnung und Gesetz müssen herrschen, keine Anarchie; dagegen werde ich mit meiner ganzen Kraft streben, das ist mein Beruf. (1848.)

Es ist nicht gut, an dem Alten und Hergebrachten zu rütteln, namentlich muß man sich hüten, allzu rasche Veränderungen vorzunehmen; das wirklich Veraltete wird schon die Zeit selbst beseitigen. Leichter ist es einzureißen, als aufzubauen. (1855.)

Wenn in allen Regierungshandlungen sich Wahrheit, Gesetzlichkeit und Consequenz ausspricht, so ist ein Gouvernement stark, weil es ein reines Gewissen hat, und mit diesem hat man ein Recht, allem Bösen kräftig zu widerstehen. (1858.)

Versprochenes muß man treu halten, ohne sich der bessernden Hand dabei zu entschlagen, nicht Versprochenes muß man muthig verhindern. (1858.)

Ich werde Ordnung und Gesetz in meinen Staaten jeder Anfechtung gegenüber aufrecht erhalten. (1873.)

Ich werde nie dulden, daß man unter dem Vorwande der Anhänglichkeit an mich Excesse gegen diejenigen begeht, die anders gewählt haben. (1862.)

*) Wir verweisen statt dessen den Leser auf eine kleine Schrift: „Kaiser Wilhelms Deutsch-sociales Vermächtniß" von Dr. Paul Förster, die des Kaisers social-politische Aussprüche im Zusammenhange mit seinem Leben und seinen Thaten treffend behandelt.

In meinen Staaten soll jedem Glaubensbekenntniß das volle Maß der Freiheit, welches mit den Rechten Anderer und mit der Gleichheit Aller vor dem Gesetze verträglich ist, gewahrt bleiben. (1871.)

❦

Jeder Zwang auf kirchlichem Gebiete widerstrebt meinem Denken und Fühlen. (1868.)

❦

Mit vollem Ernste muß den Bestrebungen entgegengetreten werden, die dahin abzielen, die Religion zum Deckmantel politischer Bestrebungen zu machen. (1858.)

❦

Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven. Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen; dies ist immer ins Auge zu fassen und von äußerem Gebahren und Schaustellungen zu unterscheiden. (1858.)

❦

Es ist überall nicht gut, etwas zu thun, was nicht aus der Ueberzeugung und dem Gewissen kommt, am wenigsten aber in religiösen Dingen. (1875.)

❦

Ich habe nie etwas dagegen, wenn man die Wahrheit schreibt, wenn sie auch unangenehm werden kann; aber ich habe sehr viel dagegen, wenn man Unwahrheiten schreibt, und noch mehr, wenn es in böser und feindseliger Absicht geschieht! (1872.)

❦

Es wird jetzt in den Schulen gar Vieles gelehrt, doch darf das nicht hintenangesetzt werden, was für die Erziehung von besonderer Wichtigkeit ist. Dahin gehört vor allen Dingen die Religion, die Jugend in wahrer Gottesfurcht zu unterweisen und mit Achtung vor den heiligen Gütern zu erfüllen. Die wissenschaftliche Bildung des Verstandes allein hat nicht die sittliche Läuterung des Menschen zur Folge. (1878.)

❦

An Gottes Segen ist alles gelegen, dies war der Spruch meines Vaters, und daran halte ich mich auch. (1878.)

❦

Wir dürfen nicht vergessen, daß Alles, was wir hier auf Erden leisten, von oben kommt, und daß auch ich bloß ein Werkzeug gewesen bin. (1883.)

Ich habe von Gott die Krone empfangen, . . . auf daß ich sie in Demuth trage, weil Er sie mir verliehen. (1861.)

Meine Königliche Pflicht gebietet dies, die Macht und die Rechte meiner Krone nicht minder wie die verfassungsmäßigen Befugnisse der Landesvertretung hoch zu halten und zu schützen. (1863.)

Ich würde es mit der Gewissenhaftigkeit der Erfüllung meines Königlichen Berufes nicht vereinbar finden, wenn ich den höchsten Aufgaben, welche Recht und Verfassung dem König stellen, nicht meine volle und leitende Thätigkeit widmen wollte. (1863.)

In allen Beziehungen und in jeder Stellung meine Schuldigkeit zu thun, daraufhin ist mein tägliches Gebet gerichtet. (1857.)

Meine Hand soll das Wohl und das Recht Aller in allen Schichten der Bevölkerung hüten, sie soll schützend und fördernd über diesem reichen Leben walten. (1861.)

Das einzige Bedürfniß meines Herzens ist darauf gerichtet, das Wohl meines Volkes zu fördern und dem Lande die Stellung zu erhalten, die eine glorreiche Geschichte durch treues Zusammengehen von König und Volk demselben angewiesen hat. (1863.)

In dem einträchtigen Zusammenwirken zwischen Fürst und Volk wurzelt die Kraft der Nation. (1883.)

Einigkeit macht stark, und da wir stark sein müssen, müssen wir auch einig sein. (1861.)

Das Vaterland bedarf einsichtigen Rathes und selbstvergessener Hingebung. (1861.)

Niemand, er möge stehen in einer Stellung, in welcher er wolle, vermag allein etwas. Jeder bedarf dazu treuer Gehülfen, die mit ihm gemeinschaftlich das Gute verfolgen. (1853.)

Im Dienste ist Nichts klein, und jeder Stein, der zum Aufbau einer Armee gehört, muß richtig geformt sein, wenn der Bau richtig und fest sein soll. (1877.)

Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen. (1861.)

Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht. (1861.)

Ich werde es als den höchsten Ruhm meiner Krone ansehen, wenn Gott mich berufen hat, die Kraft eines durch Treue, Tapferkeit und Bildung starken Volkes zur Herstellung dauernder Einigkeit der deutschen Stämme und ihrer Fürsten zu verwerthen. (1867.)

Als Erbe der preußischen Krone fühle ich mich stark in dem Bewußtsein, daß alle Erfolge Preußens Stufen zur Wiederherstellung und Erhöhung der deutschen Macht und Ehre geworden sind. (1867.)

Nur zur Abwehr, nicht zum Angriff einigen sich die deutschen Stämme. (1867.)

Was hilft aller augenblickliche Reichthum, aller Segen der Industrie, was helfen alle Güter, die Gott uns geschenkt hat, wenn kein Schutz dafür vorhanden ist, wenn sie bedroht werden. (1862).

Es ist für einen Souverain etwas sehr Schweres und vor Gott Verantwortliches, wenn er sich gezwungen sieht, das folgenschwere Wort „Krieg" auszusprechen, und doch giebt es Verhältnisse, wo er sich einer solchen Verantwortlichkeit nicht entziehen kann, nicht entziehen darf. (1868.)

Das deutsche Volk, stark durch seine Einigkeit, kann getrost den Wechselfällen der Zukunft entgegensehen sehen. (1867.)

Sicher und befriedigt in sich selbst und in seiner eigenen Kraft wird das Deutsche Reich . . . ein Reich des Friedens und des Segens sein. (1871.)

Lange lag dieser Ausgang in den Herzen. Jetzt ist es an das Licht gebracht. **Sorgen wir, daß es Tag bleibt!** (1871).

Statt noch weitere einzelne Aussprüche zu geben, reihen wir hieran einige wenige Schriftstücke in ihrem ganzen Wortlaute bezw. in umfangreicheren Ausschnitten.

Den Anfang mag ein **Brief** des Königs machen, der, wenn auch der besondere politische Gegenstand, auf den er sich bezieht, heute kein Interesse mehr hat, doch in mehr als einer Hinsicht bedeutsam ist, da er den ganzen Mann, Herrscher und Menschen treu characterisirt und zugleich als klassisches Muster gelten darf von dem klaren, schlichten Stil und der sachgemäßen Behandlung der Dinge seitens des Monarchen.

Im Jahre 1868 erfuhr die Vorlage der Regierung über den Hannoverschen Provinzialfonds großen Widerspruch, auch die konservative Partei hatte im Abgeordnetenhause in dieser Frage gegen die Regierung gestimmt. Der König hatte über diese Opposition seitens einer Partei, von der er sich für seine Regierung Unterstützung versprochen hatte, auf einem Hoffeste am 6. Februar seine Mißbilligung gegen mehrere Mitglieder dieser Partei ausgesprochen. Der Abgeordnete Minister a. D. v. Bodelschwingh hatte daraufhin an diese Aeußerung anknüpfend an den König geschrieben. Die Antwort auf diesen Brief bildet das folgende bisher unbekannte, in den Schneiderschen Denkwürdigkeiten II. S. 5 ff. zuerst veröffentlichte

Königliche Handschreiben.

„Berlin, den 10. Februar 1868.

Auf Ihr Schreiben vom gestrigen Tage erwidere ich Ihnen Folgendes: Wie wenig es in meiner Auffassung der einmal angenommenen konstitutionellen Form liegt, aus Abgeordneten pure Ja-Herren zu machen, wissen Sie aus hundert meiner Aeußerungen in vorgekommenen Fällen während Ihrer, Sie ehrenden Dienstlaufbahn. Daher mache ich Ihnen und denjenigen, welche Ihrem Beispiele folgten, und in der Hannoverschen Provinzialfonds-Frage gegen das Gouvernement stimmten, dieserhalb keinen Vorwurf. Wohl aber trifft mein Vorwurf die Tendenz, welche in der ganzen Debatte bei den Hoch-Konservativen und Fortschrittlern gemeinsam zu Tage trat, der Provinz

Hannover bitter und unangenehm entgegen treten zu wollen, weil die Haltung ihrer Vertreter, wie die der Provinz, noch nicht enragirt Preußisch sich zeigt. Wie wenig auch ich Ursache habe, diese Haltung zu loben, ist hinlänglich bekannt. Diese Ansicht, welche auch in dem Ministerium Platz gegriffen hatte, veranlaßte im Monat Juni vorigen Jahres eine Menge von Gesetzen und Verordnungen, welche die Stimmung in jener Provinz (wie auch in den anderen neuerworbenen Landestheilen) in hohem Grade verschlimmerten. Als ich dies selbst durch genaue Prüfung der Verhältnisse erkannte, und mich von geschehenen Mißgriffen der Behörden überzeugte, war es meine Pflicht, Maßregeln zu ergreifen, diese Mißstände wieder gut zu machen. Ich ließ Vertrauensmänner einberufen, créirte die Provinzial-Landtage und ließ diese sofort in Wirksamkeit treten, um so die wahren Wünsche der Länder — im vorliegenden Falle Hannovers — kennen zu lernen. Zu diesen Wünschen gehörte die Belassung des quäst. Fonds als Provinzialfonds. Die Minister sagten dies in meiner Abwesenheit zu, da sie meine Ansicht aus der Hessischen Schatzfrage her kannten, und ich bestätigte diese Zusage, was offenkundig ward, indem ich die betreffende Gesetzesvorlage dem Landtage machte. — Dies beruhigte die Gemüther; das Arrangement mit dem Könige Georg kam hinzu, und somit war ein großer Schritt endlich zur Annäherung an den Staat geschehen. Wenn ich also nach dem Gesagten, wie Graf Bismarck auch ganz richtig geäußert, nicht persönlich engagirt war, so ging doch aus dem ganzen Procédé bis zur quäst. Gesetzes-Vorlage hervor, in welchem Grade ich persönlich thätig in der ganzen Angelegenheit gewesen war, da man allgemein durchfühlte, daß ich da persönlich eingetreten war, wo meine Regierung Mißgriffe gemacht hatte.

Diese meine Stellung konnte und durfte Ihnen und Niemand, der den Verhältnissen folgt, unbekannt sein.

Nun aber tritt die Parthei, auf welche ich und meine Regierung sich allein stützen konnte, scharf gegen diese Vorlage auf, und hält, in Verbindung mit Mitgliedern der extremen Linken, Reden, welche den neuen Unterthanen auf das Empfindlichste geradezu ins Gesicht schlagen und die guten Eindrücke, welche endlich langsam erreicht waren, vollkommen vernichten müssen.

Auf diese Art sah ich also meine Bemühungen im Begriff zu scheitern, wenn ich mich nicht in einer Art aussprach, aus der jenes Land abnehmen konnte, daß weder ich, noch meine Regierung solche Schmähungen theilten oder gut hießen.

Dies unbedachte Benehmen des Abgeordnetenhauses ist es also, was mich persönlich verletzte, indem meiner persönlichen Thätigkeit in der vorliegenden Frage keine Rechnung getragen ward, und eben so wenig meine Minister berücksichtigt wurden und Angriffen sich ausgesetzt sahen, wie in den schlimmsten Tagen der sogenannten Wirren, — Männer, die zu mir standen und so Großes vollbringen halfen! Und dies Verfahren ging großentheils von Männern aus, die der Parthey angehören, auf welche, — wie schon gesagt, — meine Regierung sich stützte. Solches Benehmen haben meine Minister nicht verdient; ja, ich muß es sagen, das habe ich nicht verdient.

Wenn Graf Bismarck nach den ersten Debatten Sie Alle aufmerksam machte, was auf dem Spiele stehe, so war das die Folge des Eindrucks, den ich von der Sachlage hatte und den er wiedergab.

Ich frage Sie Alle, wenn es möglich ist, daß nach dem Jahre 1866 solche Dinge im Abgeordnetenhause schon 1868 vorgehen, auf wen soll ich

mich künftig stützen? Sie treiben mich ja geradezu der entgegengesetzten Parthei in die Arme, wenn ich bei Ihnen keine Stütze mehr finde!

Somit haben Sie die Aufklärung über meinen Tadel auf dem Hoffeste, den ich unter den gegebenen Umständen laut werden lassen mußte.

Noch ist Preußen nicht daran gewöhnt, seinen König von den Maßregeln seiner Regierung zu trennen, und Gott gebe, daß es nie anders werde! Daher muß der König zu Zeiten in die Bresche treten, wenn er Fehler bei dem umgeschaffenen Staatskörper sieht.

Dies habe ich von 1860 bis 1866 gethan, und wahrhaftig, Gott hat dies Verfahren gesegnet; im vorliegenden Falle mußte ich es wieder und zwar augenblicklich thun, wenn ich nicht noch wunde Stellen bei meinen neuen Unterthanen von Neuem aufreißen wollte.

Sie kennen meinen Charakter hoffentlich hinreichend, um zu wissen, daß er nicht nachzutragen versteht, und daher werden Sie und die Anderen, welche sich momentan mein Mißfallen zugezogen, diesen Charakterzug auch wiederfinden, namentlich gilt Ihnen das, der ja in so schweren Tagen rühmlich mir zur Seite stand und das Blut der Seinigen hingab für König und Vaterland. Aber Bedachtsamkeit rufe ich Allen zu!

Ihr wohlgeneigter König

Wilhelm.

An den Minister a. D. von Bodelschwingh."

Die Schriftstücke, die hier weiter folgen, sind fast alles solche, die auch durch die Beziehungen ihres Inhaltes zu den ruhmvollen Ereignissen und schönen Gedenktagen unserer Geschichte den Lesern für alle Zeiten theuer bleiben werden oder die in anderer Hinsicht bedeutsam sind für Kaiser Wilhelm I. und seine Regierung. Wenn wir, uns die Grenzen etwas weiter steckend, hier auch solche Schriftstücke aufgenommen haben, die, weil **Staatskundgebungen**, in der Form zuvor mit dem Ministerium vereinbart sind, so athmen sie doch allesammt des Kaisers eigenste Gedanken und Empfindungen und sind aus seinem Geist geboren.

Aus der Thronrede zur Eröffnung des ersten Reichstages des Norddeutschen Bundes

vom 24. Februar 1867.

Es ist ein erhebender Augenblick, in welchem Ich in Ihre Mitte trete; mächtige Ereignisse haben ihn herbeigeführt, große Hoffnungen knüpfen sich an denselben. Daß es Mir vergönnt ist, in Gemeinschaft mit einer Versammlung, wie sie seit Jahrhunderten keinen Deutschen Fürsten umgeben hat, diesen Hoffnungen Ausdruck zu geben, dafür danke Ich der göttlichen Vorsehung, welche Deutschland dem von seinem Volke ersehnten Ziele auf Wegen zuführt, die wir nicht wählen oder voraussehen. Im Vertrauen auf diese Führung werden wir jenes Ziel um so früher erreichen, je klarer wir die Ursachen,

welche uns und unsere Vorfahren von demselben entfernt haben, im Rückblick auf die Geschichte Deutschlands erkennen.

Einst mächtig, groß und geehrt, weil einig und von starken Händen geleitet, sank das Deutsche Reich nicht ohne Mitschuld von Haupt und Gliedern in Zerrissenheit und Ohnmacht. Des Gewichtes im Rathe Europas, des Einflusses auf die eigenen Geschicke beraubt, ward Deutschland zur Wahlstatt der Kämpfe fremder Mächte, für welche es das Blut seiner Kinder, die Schlachtfelder und die Kampfpreise hergab.

Niemals aber hat die Sehnsucht des Deutschen Volkes nach seinen verlornen Gütern aufgehört, und die Geschichte unserer Zeit ist erfüllt von den Bestrebungen, Deutschland und dem Deutschen Volke die Größe seiner Vergangenheit zu erringen.

Wenn diese Bestrebungen bisher nicht zum Ziele geführt, wenn sie die Zerrissenheit, anstatt sie zu heilen, nur gesteigert haben, weil man sich durch Hoffnungen oder Erinnerungen über den Werth der Gegenwart, durch Ideale über die Bedeutung der Thatsachen täuschen ließ, so erkennen wir daraus die Nothwendigkeit, die Einigung des Deutschen Volkes an der Hand der Thatsachen zu suchen, und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerthen zu opfern. — —

Wie die Richtung des Deutschen Geistes im Allgemeinen dem Frieden und seinen Arbeiten zugewandt ist, so wird die Bundesgenossenschaft der Deutschen Staaten wesentlich einen defensiven Charakter tragen. Keine feindliche Tendenz gegen unsere Nachbarn, kein Streben nach Eroberung hat die Deutsche Bewegung der letzten Jahrzehnte getragen, sondern lediglich das Bedürfniß, den weiten Gebieten von den Alpen bis zu dem Meer die Grundbedingungen des staatlichen Gedeihens zu gewähren, welche ihnen der Entwickelungsgang früherer Jahrhunderte verkümmert hat. Nur zur Abwehr, nicht zum Angriff einigen sich die Deutschen Stämme, und daß ihre Verbrüderung auch von ihren Nachbarvölkern in diesem Sinne aufgefaßt wird, beweist die wohlwollende Haltung der mächtigsten Europäischen Staaten, welche ohne Besorgniß und ohne Mißgunst Deutschland von denselben Vortheilen eines großen staatlichen Gemeinwesens Besitz ergreifen sehen, deren sie sich ihrerseits bereits seit Jahrhunderten erfreuen. Nur von uns, von unserer Einigkeit, von unserer Vaterlandsliebe hängt es daher in diesem Augenblicke ab, dem gesammten Deutschland die Bürgschaften einer Zukunft zu sichern, in welcher es, frei von der Gefahr, wieder in Zerrissenheit und Ohnmacht zu verfallen, nach eigener Selbstbestimmung seine verfassungsmäßige Entwickelung und seine Wohlfahrt pflegen und in dem Rathe der Völker seinen friedliebenden Beruf zu erfüllen vermag.

Ich hege das Vertrauen zu Gott, daß die Nachwelt im Rückblick auf unsere gemeinsamen Arbeiten nicht sagen werde, die Erfahrungen der früheren mißlungenen Versuche seien ohne Nutzen für das Deutsche Volk geblieben, daß vielmehr unsere Kinder mit Dank auf diesen Reichstag als den Begründer der Deutschen Einheit, Freiheit und Macht zurückblicken werden.

Möge durch unser gemeinsames Werk der Traum von Jahrhunderten, das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter, der Erfüllung entgegengeführt werden.

Der Segen Gottes aber, an welchem Alles gelegen ist, begleite und fördere das vaterländische Werk!"

Aus der Thronrede
zur Eröffnung des Reichstages des Norddeutschen Bundes
vom 19. Juli 1870.

Die Spanische Thronkandidatur eines Deutschen Prinzen, deren Aufstellung und Beseitigung die verbündeten Regierungen gleich fern standen und die für den Norddeutschen Bund nur insofern von Interesse war, als die Regierung jener uns befreundeten Nation daran die Hoffnung zu knüpfen schien, einem vielgeprüften Lande die Bürgschaften einer geordneten und friedliebenden Regierung zu gewinnen, hat dem Gouvernement des Kaisers der Franzosen den Vorwand geboten, in einer dem diplomatischen Verkehre seit langer Zeit unbekannten Weise den Kriegsfall zu stellen und denselben, auch nach Beseitigung jenes Vorwandes, mit jener Geringschätzung des Anrechtes der Völker auf die Segnungen des Friedens festzuhalten, von welcher die Geschichte früherer Beherrscher Frankreichs analoge Beispiele bietet.

Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heut, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die Deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet; heut, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat.

Es ist keine Ueberhebung, welche Mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich selbst, Wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt. — —

Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, Alles was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor Aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden Wir Uns, gestützt auf den einmüthigen Willen der Deutschen Regierungen des Südens, wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des Deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Vertheidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit. — Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen und in diesem Kampf, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war.

Kundgebung
vom 25. Juli 1870.

Aus allen Stämmen des Deutschen Vaterlandes, aus allen Kreisen des Deutschen Volkes, selbst von jenseits des Meeres, sind Mir aus Anlaß des

bevorstehenden Kampfes für die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands . . . so zahlreiche Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit für das gemeinsame Vaterland zugegangen, daß es Mir ein unabweisliches Bedürfniß ist, diesen Einklang des Deutschen Geistes öffentlich zu bezeugen und dem Ausdruck Meines Königlichen Dankes die Versicherung hinzuzufügen, daß Ich dem Deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringe und unwandelbar halten werde. Die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, die einmüthige Erhebung der Deutschen Stämme und ihrer Fürsten hat alle Unterschiede und Gegensätze in sich beschlossen und versöhnt, und einig, wie kaum jemals zuvor, darf Deutschland in seiner Einmüthigkeit, wie in seinem Recht, die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm den dauernden Frieden bringen und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte Deutscher Freiheit und Einigkeit sprießen werde.

Kundgebung „An das Deutsche Volk."

vom 18. Januar 1871.

Wir Wilhelm,

von Gottes Gnaden König von Preußen,

nachdem die Deutschen Fürsten und Freien Städte den einmüthigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten Deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die Deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den Kaiserlichen Titel in allen unsern Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der Deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen.

Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem Deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermuthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Aus dem
Kaiserl. Schreiben an die Deutschen Fürsten und Freien Städte
vom 18. Januar 1871.

Ich nehme die Deutsche Kaiserkrone an, nicht im Sinne der Machtansprüche, für deren Verwirklichung in den ruhmvollsten Zeiten unserer Geschichte die Macht Deutschlands zum Schaden seiner inneren Entwickelung eingesetzt wurde, sondern mit dem festen Vorsatze, so weit Gott Gnade giebt, als Deutscher Fürst der treue Schirmherr aller Rechte zu sein und das Schwert Deutschlands zum Schutze desselben zu führen.

Deutschland, stark durch die Einheit seiner Fürsten und Völker, hat seine Stellung im Rathe der Nationen wiedergewonnen, und das deutsche Volk hat weder das Bedürfniß noch die Neigung, über seine Grenzen hinaus etwas Anderes als den auf gegenseitiger Achtung der Selbständigkeit und gemeinsamer Förderung der Wohlfahrt begründeten Verkehr der Völker zu erstreben.

Sicher und befriedigt in sich selbst und in seiner eignen Kraft, wird das Deutsche Reich, wie ich vertraue, nach siegreicher Beendigung des Krieges, in welchen ein unberechtigter Angriff uns verwickelt hat, und nach Sicherstellung seiner Grenzen gegen Frankreich ein Reich des Friedens und des Segens sein, in welchem das Deutsche Volk finden und genießen wird, was es seit Jahrhunderten gesucht und erstrebt hat.

Erwiederung des Kaisers
an die Abordnungen der Städte Berlin und Breslau
vom 20. März 1871.

Sie können sich vorstellen, meine Herren, mit welchen Empfindungen Ich Ihnen heute gegenüberstehe, besonders Ihnen, den Vertretern Meiner Haupt- und Residenzstadt, an derselben Stelle, wo Ich vor fast acht Monaten von Ihnen tiefbewegten Herzens Abschied nahm. Wer damals die Ereignisse, wie sie nun eingetreten sind, hätte vorhersagen wollen, der wäre der Vermessenheit gescholten worden. Es war der Wille der Vorsehung, daß diese großen Thaten durch uns sollten vollbracht werden. Wir waren nur die Werkzeuge in des Allmächtigen Hand.

Was die Armee geleistet hat, das steht so groß da, daß es der Anerkennung mit Worten nicht bedarf. Aber Ich fühle Mich gedrungen, hier Meine dankbare Anerkennung für alles Das auszusprechen, was das Volk daheim für das Heer gethan hat. Der Krieger fühlte sich gehoben und gestärkt, da er wußte, wie in der Heimath für die Seinen gesorgt sei, da er vertrauen durfte, daß den zurückkehrenden Kampfunfähigen die liebende Fürsorge nicht fehlen werde.

Was die Gestaltung Deutschlands und Meine persönliche Stellung zu derselben betrifft, so habe Ich für Mich nichts gesucht und kaum erwartet, daß wir gegenwärtig schon diesen Abschluß erreichen würden. In der kurzen

Spanne Zeit, die Mir noch gegeben ist, wird es Mir vergönnt sein, die Grundlagen zu legen, Meine Nachfolger werden den jungen Baum weiter wachsen und grünen sehen. Lange lag dieser Ausgang in den Herzen. Jetzt ist es an das Licht gebracht; sorgen wir, daß es Tag bleibt!

Aus der Thronrede zur Eröffnung des Ersten Deutschen Reichstages vom 21. März 1871.

Wenn Ich nach dem glorreichen, aber schweren Kampfe, den Deutschland für seine Unabhängigkeit siegreich geführt hat, zum ersten Male den Deutschen Reichstag um Mich versammelt sehe, so drängt es Mich vor Allem, Meinem demüthigen Danke gegen Gott Ausdruck zu geben für die weltgeschichtlichen Erfolge, mit denen seine Gnade die treue Eintracht der Deutschen Bundesgenossen, den Heldenmuth und die Mannszucht Unserer Heere und die opferfreudige Hingebung des Deutschen Volkes gesegnet hat.

Wir haben erreicht, was seit der Zeit Unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde; die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung Unserer Grenzen, die Unabhängigkeit Unserer nationalen Rechtsentwickelung.

Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem Deutschen Volke, wenn auch verhüllt, doch stets lebendig; es hat seine Hülle gesprengt in der Begeisterung, mit welcher die gesammte Nation sich zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unvertilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern von Frankreich ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben.

Der Geist, welcher in dem Deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reiches und seine Heeres-Einrichtungen, bewahren Deutschland in Mitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauche seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbstständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des Europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbtheil zu bewahren. — —

Möge die Wiederherstellung des Deutschen Reiches für die Deutsche Nation auch nach Innen das Wahrzeichen neuer Größe sein; möge dem Deutschen Reichskriege, den Wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des Deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen!

„Das walte Gott!“

Erlaß an das Deutsche Heer beim zehnjährigen Gedenktage der Schlacht von Sedan vom 1. September 1880.

Soldaten des Deutschen Heeres!

Es ist Mir heute ein tiefempfundenes Bedürfniß, Mich mit Euch in der Feier des Tages zu vereinigen, an welchem vor zehn Jahren des allmächtigen Gottes Gnade den deutschen Waffen einen der glorreichsten Siege der Weltgeschichte verliehen hat. Ich rufe denen, welche in jener Zeit schon der Armee angehörten, die ernsten Empfindungen in die Erinnerung zurück, mit denen wir in diesen Krieg gegen eine uns in ihren ausgezeichneten Eigenschaften bekannte Armee gingen, ebenso aber auch die allgemeine Begeisterung und das erhebende Gefühl, daß alle Deutschen Fürsten und Völker eng verbunden für die Ehre des Deutschen Vaterlandes eintraten. Ich erinnere an die ersten Tage banger Erwartung, an die bald folgenden ersten Siegesnachrichten, an Weißenburg, Wörth, Spichern, an die Tage vor Metz, an Beaumont und wie endlich dann bei Sedan die Entscheidung in einer unsere kühnsten Hoffnungen und größten Erwartungen weit übertreffenden Weise fiel. Ich erinnere auch mit wärmstem Dankgefühl an die hochverdienten Männer, welche Euch in jener Ruhmeszeit geführt haben, und Ich erinnere endlich an die schweren, schmerzlich betrauerten Opfer, mit denen wir unsere Siege erkämpften. Es war eine große Zeit, die wir vor zehn Jahren durchlebt haben; die Erinnerung an sie läßt unser Aller Herzen bis zum letzten Athemzuge hoch schlagen, und sie wird noch unsere späteren Nachkommen mit Stolz auf die Thaten ihrer Vorfahren erfüllen. Wie in Mir die Gefühle des tiefsten Dankes für des gütigen Gottes Gnade und der höchsten Anerkennung — insbesondere für Alle, die in dieser Zeit mit Rath und That hervorgetreten sind — leben, das habe Ich oft ausgesprochen, und Ihr kennt das Herz Eures Kaisers genug, um zu wissen, daß diese Gefühle in Mir dieselben bleiben werden, so lange Gott Mir das Leben läßt, und daß Mein letzter Gedanke noch ein Segenswunsch für die Armee sein wird. Möge die Armee aber in dem Bewußtsein des Dankes und der warmen Liebe ihres Kaisers, wie in ihrem gerechten Stolz auf ihre großen Erfolge vor zehn Jahren auch immer dessen eingedenk sein, daß sie nur dann große Erfolge erringen kann, wenn sie ein Musterbild für die Erfüllung aller Anforderungen der Ehre und der Pflicht ist, wenn sie unter allen Umständen sich die strengste Disziplin erhält, wenn der Fleiß in der Vorbildung für den Krieg nie ermüdet und wenn auch das Geringste nicht mißachtet wird, um der Ausbildung ein festes und sicheres Fundament zu geben. Mögen diese Meine Worte jederzeit volle Beherzigung finden — auch wenn Ich nicht mehr sein werde — dann wird das Deutsche Heer in künftigen Zeiten schweren Ernstes, die Gott noch lange von uns fern halten möge, jederzeit so wie vor zehn Jahren der feste Hort des Landes sein.

Schloß Babelsberg, 1. September 1880.

gez. **Wilhelm.**

Aus der Kaiserlichen Botschaft

vom 17. November 1881.

Die Heilung der socialen Schäden wird nicht ausschließlich im Wege der Repression social-demokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohls der Arbeiter zu suchen sein. Wir halten es für Unsere Kaiserliche Pflicht, dem Reichstage diese Aufgabe von Neuem ans Herz zu legen, und würden Wir mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hülfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen . . .

Auch diejenigen, welche durch Alter oder Invalidität erwerbsunfähig werden, haben der Gesammtheit gegenüber einen begründeten Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge, als ihnen bisher hat zu Theil werden können.

Für diese Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht.

Aus dem Kaiserlichen Erlaß

vom 14. April 1883.

Die Gesetzgebung darf sich nicht auf polizeiliche und strafrechtliche Maßregeln zur Unterdrückung und Abwehr staatsgefährlicher Umtriebe beschränken, sondern muß suchen, zur Heilung oder doch zur Minderung des durch Strafgesetze bekämpften Uebels Reformen einzuführen, welche dem Wohle der Arbeiter förderlich und die Lage derselben zu bessern und zu sichern geeignet sind.

Unsere Kaiserlichen Pflichten gebieten Uns, kein in Unserer Macht stehendes Mittel zu versäumen, um für die Besserung der Lage der Arbeiter und für die Erhaltung des Friedens unter den Klassen der Bevölkerung, so lange Gott Uns Frist giebt, zu wirken.

Erlaß an das Staatsministerium, betreffend die Verfassung

vom 4. Januar 1882.

Das Recht des Königs, die Regierung und die Politik Preußens nach Eigenem Ermessen zu leiten, ist durch die Verfassung eingeschränkt, aber nicht aufgehoben. Die Regierungsakte des Königs bedürfen der Gegenzeichnung eines Ministers und sind, wie dies auch vor Erlaß der Verfassung geschah,

von den Ministern des Königs zu vertreten; aber sie bleiben Regierungsakte des Königs, aus dessen Entschließungen sie hervorgehen und der Seine Willensmeinung durch sie verfassungsmäßig ausdrückt. Es ist deshalb nicht zulässig und führt zur Verdunkelung der verfassungsmäßigen Königsrechte, wenn deren Ausübung so dargestellt wird, als ob sie von den dafür verantwortlichen jedesmaligen Ministern und nicht von dem Könige selbst ausginge. Die Verfassung Preußens ist der Ausdruck der monarchischen Tradition dieses Landes, dessen Entwickelung auf den lebendigen Beziehungen seiner Könige zum Volke beruht. Diese Beziehungen lassen sich auf die vom Könige ernannten Minister nicht übertragen, denn sie knüpfen sich an die Person des Königs. Ihre Erhaltung ist eine staatliche Nothwendigkeit für Preußen. Es ist deshalb Mein Wille, daß sowohl in Preußen, wie in den gesetzgebenden Körpern des Reichs über Mein und Meiner Nachfolger verfassungsmäßiges Recht zur persönlichen Leitung der Politik Meiner Regierung kein Zweifel gelassen und der Meinung stets widersprochen werde, als ob die in Preußen jederzeit bestandene und durch Artikel 43 der Verfassung ausgesprochene Unverletzlichkeit der Person des Königs oder die Nothwendigkeit verantwortlicher Gegenzeichnung Meinen Regierungsakten die Natur selbständiger Königlicher Entschließungen benommen hätte. Es ist die Aufgabe Meiner Minister, Meine verfassungsmäßigen Rechte durch Verwahrungen gegen Zweifel und Verdunkelung zu vertreten; das Gleiche erwarte Ich von allen Beamten, welche Mir den Amtseid geleistet haben. Mir liegt es fern, die Freiheit der Wahlen zu beeinträchtigen; aber für diejenigen Beamten, welche mit der Ausführung meiner Regierungsakte betraut sind und deshalb ihres Dienstes nach dem Disziplinargesetze enthoben werden können, erstreckt sich die durch den Diensteid beschworene Pflicht auf die Vertretung der Politik Meiner Regierung auch bei den Wahlen. Die treue Erfüllung dieser Pflicht werde Ich mit Dank erkennen und von allen Beamten erwarten, daß sie sich im Hinblick auf ihren Eid der Treue von jeder Agitation gegen Meine Regierung auch bei den Wahlen fernhalten.

Berlin, den 4. Januar 1882.

Wilhelm.

Handschreiben an den Fürsten Bismarck zu dessen 70. Geburtstage

vom 1. April 1885.

Mein lieber Fürst!

Wenn sich in dem deutschen Lande und Volke das warme Verlangen zeigt, Ihnen bei der Feier Ihres 70. Geburtstages zu bethätigen, daß die Erinnerung an Alles, was Sie für die Größe des Vaterlandes gethan haben, in so vielen Dankbaren lebt, so ist es Mir ein tiefgefühltes Bedürfniß, Ihnen heute auszusprechen, wie hoch es Mich erfreut, daß solcher Zug des Dankes und der Verehrung für Sie durch die Nation geht. Es freut Mich das für Sie als wahrlich in höchstem Maße verdiente Anerkennung, und es erwärmt Mir das Herz, daß solche Gesinnungen sich in so großer Verbreitung kund thun; denn es ziert die Nation in der Gegenwart, und es stärkt die Hoffnung auf ihre

Zukunft, wenn sie Erkenntniß für das Wahre und Große zeigt, und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt! —

An solcher Feier theilzunehmen, ist Mir und Meinem Hause eine besondere Freude, und wünschen Wir Ihnen durch beifolgendes Bild*) auszudrücken, mit welchen Empfindungen dankbarer Erinnerung Wir dies thun; denn dasselbe vergegenwärtigt einen der größten Momente der Geschichte des Hohenzollernhauses, dessen niemals gedacht werden kann, ohne sich zugleich auch Ihrer Verdienste zu erinnern!

Sie, mein lieber Fürst, wissen, wie in Mir jeder Zeit das vollste Vertrauen, die aufrichtigste Zuneigung und das wärmste Dankgefühl für Sie leben wird! Ihnen sage Ich daher mit Diesem nichts, was Ich Ihnen nicht oft genug ausgesprochen habe, und Ich denke, daß dieses Bild noch Ihren späten Nachkommen vor Augen stellen wird, daß Ihr Kaiser und König und Sein Haus sich dessen wohl bewußt waren, was Wir Ihnen zu danken haben!

Mit diesen Gesinnungen und Gefühlen endige Ich diese Zeilen, als über das Grab hinaus dauernd

Ihr

dankbar treu ergebener Kaiser und König

Wilhelm.

Des Kaisers Dankerlaß für die Huldigungen an seinem 90. Geburtstage vom 23. März 1887.

Es ist eine wunderbare Fügung des Himmels, daß Mir nach so vielen unvergeßlichen Erinnerungstagen auch noch vergönnt gewesen ist, am 22. März Mein neunzigstes Lebensjahr zu vollenden. In demüthigem Ernste erkenne Ich die Gnade Gottes, welche Mich diesen Tag hat erleben lassen, welche Mir in so hohem Alter die Kraft zur Erfüllung Meiner Fürstlichen Pflicht erhalten hat, welche Mir das Glück gewährt, noch den Lebensabend mit Meiner geliebten Gemahlin zu theilen und auf eine kräftig emporwachsende Nachfolge von Kindern, Enkeln und Urenkeln zu schauen.

Neunzig Jahre eines menschlichen Lebens, welch' eine lange Spanne Zeit! Wenn Ich sie im Geiste an Mir vorübergehen lasse, so will es Mir oft kaum faßlich erscheinen, was Ich Alles erlebt, erfahren und errungen habe. Die göttliche Vorsehung hat Meine Wege, wenn auch nicht ohne schwere Prüfungen, sicher geleitet und zu glücklichen Zielen geführt. Gottes reichster Segen hat auf Meiner Arbeit geruht.

*) Zum siebzigsten Geburtstage des Reichskanzlers, der von allen Nationalgesinnten im Volke als ein Festtag gefeiert wurde, hatte der Kaiser als gemeinsames Geschenk des Kaiserhauses dem Kanzler eine Wiederholung des Anton von Wernerschen Bildes der Kaiserproklamation in Versailles in kostbarem Rahmen überreichen lassen. Dann war der Monarch an der Spitze sämmtlicher Glieder des Kaiserhauses in des Kanzlers Wohnung erschienen, hatte bei der Begrüßung denselben an seine Brust gezogen und auf die Wange geküßt.

In frühester Jugend habe Ich die Monarchie Meines tiefgebeugten Vaters in ihrer verhängnißvollen Heimsuchung gesehen. Ich habe aber auch die hingebendste Treue und Opferfreudigkeit, die ungebrochene Kraft und den unverzagten Muth des Volkes in den Tagen seiner Erhebung und Befreiung kennen gelernt. Jetzt in Meinem Alter blicke Ich, nach so manchen Wechselfällen Meines Lebens, mit Stolz und Befriedigung auf die großen Wandlungen, welche die ruhmvolle Vergangenheit der jüngsten Zeit, ein unvergängliches Zeugniß deutscher Einigkeit und aufrichtiger Vaterlandsliebe, in Deutschland geschaffen hat. Möge Unserem theuren Vaterlande die lang ersehnte Errungenschaft, wie Ich es zuversichtlich hoffe, in ungestörter segensreicher Friedensarbeit zu stets wachsender Wohlfahrt aller Klassen der Nation gereichen!

In wohlthuender Erinnerung an eine solche ereignißreiche Vergangenheit gewinnt die neunzigste Wiederkehr Meines Geburtstages für Mich eine besondere Bedeutung, welche durch die allgemeine tief empfundene Theilnahme Meines Volkes erhöht wird. Aus allen Theilen des Reiches, aus fernen Landen, in denen Deutsche eine neue Heimath gefunden, selbst von jenseit des Oceans her, sind Mir Adressen in zum Theil kunstvoller, gediegener Ausstattung, Zuschriften und Telegramme, poetische und musikalische Gaben, Blumenspenden und Arbeiten in überreicher Anzahl zu diesem seltenen Tage zugegangen. Von Gemeinde-Verbänden, größeren wie kleineren Umfangs, von Kollegien, Korporationen und Genossenschaften jeder Art, von wissenschaftlichen und Kunst-Instituten, von Anstalten und einzelnen Personen bin Ich in der herzlichsten Weise beglückwünscht worden. Künstler, bildende wie darstellende, Studirende der deutschen Universitäten, Akademien und technische Hochschulen, Krieger-, Turn-, Bürger- und andere Vereine, Gilden und Innungen haben in der verschiedensten Weise ihre treue Anhänglichkeit an Mich kundgethan. Durch festliche Veranstaltungen und Festversammlungen ist der Tag aller Orten verherrlicht worden. Der Umfang und die Mannigfaltigkeit dieser beredten Beweise von Liebe und Verehrung ist so groß gewesen, daß sich die Feier des Tages zu einer nationalen Huldigung für Mich gestaltet hat.

Nicht vermag Ich Allen, welche Mir so liebevolle Aufmerksamkeiten erwiesen haben, im Einzelnen dafür zu danken. Tief ergriffen von solcher durch alle Schichten der Bevölkerung gehenden Bewegung kann Ich nur der Gesammtheit zu erkennen geben, welche ungemeine Freude Mir Jeder an seinem Theile bereitet hat und wie tief Mein Herz von innigster Dankbarkeit für alle diese patriotischen Kundgebungen erfüllt ist.

Es giebt wahrlich für Mich kein größeres Glück, kein erhebenderes Bewußtsein, als zu wissen, daß in solcher Weise die Herzen Meines Volkes Mir entgegenschlagen.

Möge Mir diese Treue und Anhänglichkeit als ein theueres Gut, welches die letzten Jahre Meines Lebens hell erleuchtet, erhalten bleiben! Mein Sinnen und Denken aber soll wie bisher so auch ferner für die Zeit, welche Mir zu wirken noch beschieden sein wird, darauf gerichtet sein, die Wohlfahrt und Sicherheit Meines Volkes zu heben und zu fördern.

Ich beauftrage Sie, diesen Erlaß zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Berlin, den 23. März 1887.

Wilhelm.

An den Reichskanzler.



Den Schluß mag ein Schriftstück machen, das zu den allerletzten Kundgebungen Kaiser Wilhelms überhaupt gehört. Mit seinen schlichten Worten führt es uns noch einmal zu Herzen, wie der Verewigte bis zu seinen letzten Stunden in der Sorge für seines Volkes Wohl die höchste Befriedigung seines Lebens gesucht und gefunden. Möchte die hier ausgesprochene Hoffnung, die den Lebensabend unseres alten Kaisers erhellt und die er, vertrauend auf die Zukunft seines Volkes, mit in das Grab genommen, mehr und mehr in Erfüllung gehen:

Aus dem Dankschreiben auf die Glückwünsche des Berliner Magistrats vom 4. Januar 1888.

Wenn der Magistrat bei seinem Rückblick auf das vergangene Jahr noch einmal des Tages gedenkt, an welchem Fürsten und Völker sich vereinigten, um Mir ihre erhebende Theilnahme an der Vollendung Meines neunten Lebensjahrzehntes zu bethätigen, so ist Mir das eine wohlthuende, unvergeßliche Erinnerung. Nicht oft genug aber kann Ich Gottes Gnade dankend rühmen, welche Mir in der Erhaltung Meiner Kräfte zugleich den Willen der Vorsehung kundgiebt, auch noch in Meinem hohen Alter Meines fürstlichen Amtes zu walten. In der Erfüllung dieser Mir obliegenden Pflicht liegt die höchste Befriedigung Meines Lebens. Gestützt auf festes Gottvertrauen, gehört Mein ganzes Streben, Meine unablässige Sorge allein dem Wohle Meines geliebten Volkes. Ich gebe Mich vertrauensvoll der Hoffnung hin, daß unter dem Schutze eines dauernden Friedens, welchen Gott unserem Vaterlande erhalten wolle, in Folge der auf wirthschaftlichem und socialem Gebiete getroffenen gesetzlichen Maßnahmen, die Wohlfahrt der Nation sich ferner kräftig entwickeln, und daß durch eine billig angemessene Vermittelung der in den gesellschaftlichen Klassen bestehenden Verschiedenheiten eine ausgleichende Zufriedenheit gefördert werde. —





Aus den letztwilligen Aufzeichnungen Kaiser Wilhelms I.

Von Deiner Jugend sturmumwölkten Tagen
Zu Deines Abends goldner Glorienpracht
Auf Adlersflügeln hat Er Dich getragen,
Zum Wunder Dich vor aller Welt gemacht!
In Gnaden woll' Er Dich auch dort empfangen
Als seinen frommen und getreuen Knecht,
Der demuthsvoll der Hoheit Weg gegangen,
Im Glauben fest, im Wandel schlecht und recht! —
K. Gerok.

„Meines Gottes will ich überall gedenken, an ihn will ich in allen Angelegenheiten mich wenden, und es soll mir eine süße Pflicht sein, im Gebete mit ihm meine Seele zu vereinigen. Ich weiß, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag."

„Mein Fürstenstand soll mich nicht verhindern, demüthig zu sein vor meinem Gott."

„Auf Gott will ich unerschütterlich vertrauen, ihm alles anheim stellen und mir im Glauben an seine Vorsehung einen getrosten Muth zu erhalten suchen."
Aus den „Lebensgrundsätzen" des Prinzen von 1815.

„Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen."
1858.

Keinen würdigeren Abschluß können diese Erinnerungen an Kaiser Wilhelms des Großen Leben und Sterben finden als durch die bedeutsamen Kaiserlichen Schriftstücke, die am Vorabende des Gedächtnißtages von Sedan und an dem gleichen Tage, da Kaiser Wilhelms I. fünfter Urenkel im Königlichen Stadtschlosse zu Potsdam die heilige Taufe empfing, auf Allerhöchsten Befehl durch den „Reichs-Anzeiger" vom 31. August 1888 zur öffentlichen Kenntniß gebracht sind, wie es in dem Kaiserlichen Erlasse heißt: „als ein herrliches Zeugniß edlen, frommen Sinnes und als ein Denkmal zur Ehre des Entschlafenen". Gewiß sind sie das, wie sie zugleich von Neuem ein überraschendes Zeugniß ablegen von der inneren Wahrhaftigkeit dieses Lebens, von der Harmonie in Wort und Thun; verhalten sich doch diese **„Aufzeichnungen"** zu den **„Lebensgrundsätzen"** aus dem Jahre 1815 wieder wie Erfüllung und Gelöbniß.

Es sind ernste Betrachtungen, am Jahresschlusse angestellt, in den stillen Stunden der Nacht, Rechenschaftsberichte eines frommen, demuthsvollen Gemüthes, vor sich selbst und seinem Gotte abgelegt, man möchte sagen, mit Gott gepflogene Unterredungen eines Herzens, das von Jugend auf von der gläubigen Ueberzeugung getragen, daß wir Menschen nur Werkzeuge in der Hand der Vorsehung sind, sich gewöhnt hat mit demüthiger Ergebung in den Willen des Schicksals sein Sein und Streben, sein Gelingen wie sein Fehlen anzuschauen im Spiegel göttlicher Gnade, „sub specie aeterni“. Das Geschlossene eines solchen Lebens bleibt — welchen religiösen oder politischen Standpunkt einer auch für seine Person einnehmen mag — für Jeden, der ein ehrlich Herz hat und einen Sinn, der fähig ist, die psychologischen Mächte im Geschicke des Einzelnen wie im Leben der Völker in ihrer tiefen Bedeutung zu würdigen, Etwas, vor dem er sich beugt, in Achtung oder in Bewunderung, je nach seiner Gemüthsanlage. „Ich will gestehen“, äußert sich ein Franzose im „Gaulois“ über die letztwilligen Aufzeichnungen des greisen Kaisers, „daß das Schauspiel dieses alten wackeren Mannes, der den mit unserem Blute gefärbten Degen in einen Winkel stellt, um sich von Angesicht zu Angesicht mit Gott zu besprechen, ganz einfach ein erhabenes Schauspiel ist.“ Es ist dasselbe Schauspiel, das alle geschichtlichen Größen bieten, die an ihre Sendung glauben und mit diesem Glauben die großen Dinge in der Welt verrichten, „Gottes Wunderleute“, um einen Ausdruck Luthers zu brauchen. — Aber noch etwas Anderes giebt diesen Aufzeichnungen wirklich die „vorbildliche“ Bedeutung, die der Kaiserliche Erlaß ihnen beilegt. Wir lesen hier die Bekenntnisse eines Herzens, dem die Religion zur Religiosität, zur That und Wahrheit geworden ist. Daher hier die rührende Bescheidenheit, die kein eigenes Verdienst beansprucht, die echte Bescheidenheit des Herzens, nur die nothwendige Folge solcher Lebensauffassung, die nichts zu thun hat mit jener berechnenden, innerlich unwahren Bescheidenheit des Mundes, geübt nach dem Grundsatze des ‚Do ut des‘. Daher hier die Liebe, die Verträglichkeit und Milde den menschlichen Dingen gegenüber, der beschieden ist, „vor Gott und Menschen angenehm zu machen“, ohne diese Gunst zu suchen. Es ist jene wahre Religiosität, die der ganzen Persönlichkeit den sittlichen Unterbau giebt, auf dem sie sicher ruht, nur die Pflicht im Auge und im Innern die Stimme des Gewissens und der Ueberzeugung, die kein Schwanken kennt. „Wie immer das Urtheil über einzelne politische Maßnahmen laute“, heißt es in der Vossischen Zeitung, „und wie immer das Schicksal seine Wage lenke — Sieger und Besiegte werden zufrieden sein können, wenn sie immer gleich Kaiser Wilhelm I. sagen dürfen, daß sie, gehorchend ihrem besten Wissen und Gewissen, ohne Eigennutz und Menschenfurcht gethan, was sie gesollt. Nicht der politische Inhalt dieser Aufzeichnungen macht ihren Werth, sondern der sittliche Kern, der aus jedem Worte spricht, der von jedem politischen und religiösen Bekenntnisse unabhängige kategorische Imperativ der Pflicht.“ — So sind diese Aufzeichnungen

in Wahrheit „ein Denkmal zur Ehre des Entschlafenen“ und zugleich „ein Vorbild für Fürst und Volk“.

Sie folgen hier getreu in Form und Wortlaut nach der amtlichen Veröffentlichung im „Reichsanzeiger“.

Auszug
aus den letztwilligen Aufzeichnungen Sr. Majestät des in Gott ruhenden Kaisers und Königs Wilhelm.

I. Koblenz, den 10. April 1857.

Im Glauben ist die Hoffnung!
Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe
auf Ihn, Er wird es wohl machen!
Herr, Dein Wille geschehe im Himmel wie
auf Erden! —

Wenn diese Schrift in die Hände der Meinigen fällt, gehöre ich zu den Abgeschiedenen!

Mögte es mir vergönnt sein in meinen letzten Lebens-Stunden, meinen Geist den Händen meines Gottes zu empfehlen!

Mögte es mir vergönnt sein von meinen Theueren mich Ueberlebenden, Abschied nehmen zu können!

Sollte ein jäher Tod mich ereilen, so möge mein ganzes Leben eine Vorbereitung für das Jenseits gewesen sein!

Möge Gott mir ein barmherziger Richter sein!

Ein viel bewegtes Leben liegt hinter mir!

Nach Gottes unerforschlicher Fügung haben Leid und Freude in stetem Wechsel mich begleitet. Die schweren Verhängnisse die ich in meiner Kindheit über das Vaterland einbrechen sah, der so frühe Verlust der unvergeßlichen, theuren geliebten Mutter, erfüllte von früh an mein Herz mit Ernst. Die Theilnahme an der Erhebung des Vaterlandes war der erste Lichtpunkt für mein Leben.

Wie kann ich es meinem heißgeliebten König und Vater genugsam danken, daß er mich Theil nehmen ließ, an der Ehre und dem Ruhm des Heeres! Seiner Führung, Liebe, seiner Gnade danke ich ja Alles, was er mir bis zu seinem Tode, vertrauensvoll erwies! Die treueste Pflichterfüllung war meine Aufgabe in liebender Dankbarkeit, sie war mein Glück!

Dem Könige, meinem Bruder, der mir zugleich vertrauensvoller Freund ist, kann ich nie hinreichend für diese Stellung zu ihm, dankbar sein!

Wir haben schöne, aber auch schwere Zeiten zusammen durchlebt, die uns aber nur immer enger verbunden haben, vor Allem die jüngsten Jahre, wo Verrath und Irrungen das theure Vaterland dem Abgrund nahe brachten. Seiner Gnade und seinem Vertrauen danke ich es, daß ich in Deutschland auf seinen Befehl, Ordnung und Zucht herstellen konnte, nachdem Er im eigenen Lande dies Beispiel gegeben hatte.

Alle, die mit mir durch Freundschaft und Wohlwollen in Verbindung traten, — und ihre Zahl ist nach Gottes Weisheit nicht gering gewesen, — finden hier meinen heißen Dank und zugleich den letzten Dank für ihre Liebe mit der sie mir begegneten. Viele sind mir in das Jenseits vorangegangen — wie wird unser Wiedersehen sein?

Allmächtiger! Du kennst meine Dankbarkeit für Alles, was mir hienieden Theueres und Schmerzliches begegnete! In Deine Hände befehle ich meinen Geist!!

Amen!

Wilhelm.

II. Berlin, den 31. Dezember 1866.

Seitdem ich am 10. April 1857 meinen Abschiedsgruß meinen zu Hinterlassenden niederschrieb, hat das Schicksal mächtig in mein Leben eingegriffen. Die Vorsehung bestimmte in einer ungeahnten Weise über die letzten Lebensjahre meines theueren Bruders und berief mich noch bei seinem Leben zu seinem Nachfolger. Als Gott den vielgeprüften König und Bruder von seinem schweren Leiden gnädig erlöste, mußte ich den Thron der Väter besteigen. Gegen meine Neigung schritt ich zur Krönung, in tiefster Demuth, um Preußen mit seinen neuen Institutionen die irdische Macht zu vergegenwärtigen, die zu dessen Heil fest bestehen müsse. Diese meine gewissenhafte Ueberzeugung, hat mich geleitet und gestählt in den schweren Kämpfen, die ich mit jenen neuen Institutionen Jahre lang zu bestehen hatte.

Diese Kämpfe haben mich tief erschüttert, weil ich Stand halten mußte gegen ein wirres Andrängen gegen jene irdische Macht, die ich nicht aus den Händen geben durfte, wenn Preußens Geschichte nicht aufgegeben werden sollte. Ich vergebe Allen, die wissentlich und unwissentlich sich meinen, auf Gewissensüberzeugung begründeten Absichten zum Wohle des Vaterlandes, entgegensetzten, um die Macht der Krone zu schmälern, und die Herzen der Preußen derselben zu entfremden.

Vergessen mögen meine Nachkommen es aber nicht, daß Zeiten möglich waren, wie die von 1861—66!

In dem Jahre, welches heute schließt, hat sich Gottes Gnade in einer Art über Preußen ergossen, die für so viel Erduldetes reichlich entschädigt.

In Demuth erkenne ich diese Göttliche Gnade, die mich auserſehen hat in meinem vorgerückten Alter, eine Wendung der Verhältniſſe herbeizuführen, die zum Heil des engeren und weiteren Vaterlandes beſtimmt zu ſein ſcheint. Das Werkzeug ſo Großes zu erreichen, die Armee, ſteht unübertroffen in dieſem Augenblick vor der Welt. Der Geiſt der ſie beſeelt, iſt der Ausdruck der Geſittung, die eine ſorgliche Hand meiner erhabenen Vorfahren der Nation anerzogen hat. Die Armee finde in allen ihren Theilen in dieſer ernſten Scheideſtunde des Jahres, meinen Herzensdank für die Hingebung und Aufopferung, mit der ſie meinem Rufe folgte und vor meinen Augen ſiegte — ein Erlebniß für das ich Gott meinen demüthigen Dank ſtammle!

Aber ganz Preußen finde hier meinen Königlichen Dank für die Geſinnung, die es in dieſem denkwürdigen Jahre an den Tag legte!

Wo ſolche Vaterlandsliebe ſich zeigt, da iſt der geſunde Sinn vorhanden, der Nationen groß macht und darum ſegnet ſie Gott ſichtlich! Meinen heißeſten Dank finden Alle hier, die mir halfen durch ſchwere Zeiten zu dem Lichtpunkte dieſes Jahres zu gelangen!

Möge Gottes Segen immer auf Preußen ruhen und Preußen ſich dieſes Segens würdig zeigen!

Möge mein Sohn und ſeine Nachkommen ſolches Volk und ſolche Armee um ſich ſehen, und durch **beſonnenes**, zeitgemäßes Fortſchreiten, das Wohl und Gedeihen Beider ſorglich fördern und Preußen die Stellung ſichern, die ihm von der Vorſehung ſichtlich angewieſen iſt!

Das walte Gott in Seiner Gnade!!!

Mitternacht! 66—67. **Wilhelm.**

III. 31. Dezember 1871.

1870—1871.

Gott war mit uns!
Ihm ſei Lob, Preis, Ehre, Dank!

Als ich am Schluß des Jahres 1866 mit Dank erfülltem Herzen Gottes Gnade dankend preiſen durfte für ſo unerwartet glorreiche Ereigniſſe, die ſich zum Heile Preußens geſtalteten und den Anfang zu einer Neu-Einigung Deutſchlands nach ſich zogen, da mußte ich glauben, daß das von Gott mir aufgetragene Tagewerk vollbracht ſei, und ich daſſelbe nun in Ruhe und Frieden fortbildend, dereinſt meinem Sohne Glück bringend hinterlaſſen würde, vorausſehend, daß ihm es beſchieden ſein werde, die ſüdliche Hälfte Deutſchlands mit der nördlichen zu einem Ganzen zu einen.

Aber nach Gottes unerforschlichem Rathschluß sollte ich berufen werden, selbst noch diese Einigung herbeizuführen, wie sie sich nach dem von Frankreich auf das frivolste herbeigeführten ebenso glorreichen als blutigen 7monatlichen Kriege — nunmehr darstellt! Wenn je in der Geschichte sich Gottes Finger sichtlich gezeigt hat, so ist dies in den Jahren 1866, 1870 und 71 geschehen.

Der Deutsch-französische Krieg, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel herabfiel, einte ganz Deutschland in wenig Tagen und seine Heere schritten von Sieg zu Sieg und erkämpften mit schmerzlichen Opfern Ereignisse, die nur durch Gottes Willen möglich waren. Dieser Wille stellte mir Männer zur Seite, um so Großes vollbringen zu sollen. Dieser Wille stählte die Gesinnung der Kämpfenden in Hingebung und Ausdauer und nie gekannter Tapferkeit, so daß an Preußens Fahnen und an die seiner Verbündeten sich unvergänglicher Ruhm und neue Ehre knüpfte. Dieser Wille begeisterte das Volk zu nie gekannter Opferwilligkeit, zur Linderung der Leiden, die der Krieg unvermeidlich schlägt!

Mit demüthig dankerfülltem Herzen preise ich Gottes Gnade, die uns würdig befunden hat, so Großes nach seinem Willen vollbringen zu sollen! Möge diese Gnade ferner uns zur Seite stehen beim Auf- und Ausbau des neu geeinten Deutschlands, zu dem erst der Grund gelegt ist und Frieden uns beschieden sein „die Güter in Demuth zu genießen", die in blutigen, heißen Kämpfen errungen wurden!! —

Herr Dein Wille geschehe im Himmel, also auch auf Erden!!! Amen!

Wilhelm.

IV. Berlin, den 31. Dezember 1878.
½11 Uhr Abends.

Es gehet ein Jahr zu Ende, welches für mich ein Verhängnißvolles sein sollte! Ereignisse von erschütternder Art trafen mich am 11. Mai und am 2. Juni!

Die Körperlichen Leiden traten zurück gegen den Schmerz, daß Preußische Landeskinder eine That vollbrachten, die am Schluß meiner Lebenstage doppelt schwer zu überwinden war und mein Herz und Gemüth für den Rest meiner Tage finster erscheinen lassen! Doch muß ich mich ergeben in den Willen Gottes, der dies Alles zuließ aber zugleich seine Gnade und Barmherzigkeit walten ließ, da Er mir nicht nur das Leben erhielt, sondern mich in einer Weise gesunden ließ, die mich zu meinen Berufsgeschäften wieder fähig machte. So preise ich Gott für diese Seine Führung, in der ich zugleich eine Mahnung erkenne, mich zu prüfen, ehe ich vor dem Richterstuhl des Allmächtigen erscheinen soll! Daher erkenne ich in den so sichtbar gewordenen Ereignissen eine Gnadenvolle Führung Gottes, die zum Guten führen soll, wie Alles was

von Ihm in Leid und Freude uns trifft. Darum preise ich die Vorsehung für die schmerzensvollen Ereignisse des ablaufenden Jahres. Sie haben mir aber auch Erhebendes gebracht, durch die Theilnahme, welche mir von allen Seiten zu Theil wurde.

Zunächst findet hier meine Gemahlin meinen heißen Dank für ihre Liebe und Theilnahme, die sie mir, selbst leidend, schenkte, demnächst meine Tochter, die mit kindlicher Liebe mich pflegte und mir so wohl that. Alle Familienglieder nah und fern finden hier meinen liebevollen Dank für Alles was sie mir Theilnehmendes in der Schmerzenszeit bewiesen. Allen denen, die in so überraschender Weise meiner gedachten, gebührt hier mein inniger Dank. Und woher kam diese Theilnahme? Von wo anders als vom Allmächtigen, dessen Führung es wollte, daß ich in der Welt so gestellt ward, daß Seine Gnade sich Jedermann einprägte, die über mir waltete. Und in dieser Waltung erkenne ich wiederum Seine Liebe und Barmherzigkeit, daß Er mich ausrüstete, seinen Willen hier auf Erden zu vollführen und Er mich und mein Volk würdig fand, das übertragene Pfund zu verwalten. Also wiederum nur Gottes Gnade preise ich in Allem, was mir von Menschen in der Leidenszeit Gutes zu Theil ward. Aber nicht blos in dieser Leidenszeit zeigte sich diese Theilnahme, sondern jederzeit habe ich dieselbe in einem Maaße empfangen, die weit über das Verdienst ging, mit dem ich jenes Pfund verwalten konnte. Die Menschen haben meine Schwächen und Fehler übersehen wollen; aber Der, welcher sie kennt, wolle mir dereinst ein barmherziger Richter sein, wo ich die Lehren und Weisungen des Eingebohrenen Sohnes des Himmlischen Vaters nicht achtete!

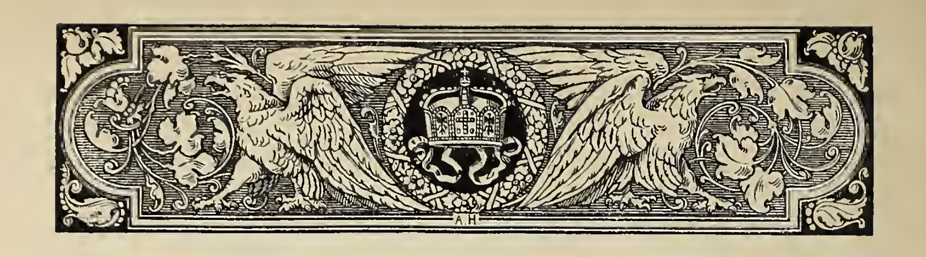
Herr Dein Wille geschehe im Himmel also auch auf Erden.

Im Glauben ist die Hoffnung und die himmlische Liebe der Weg dahin!

Amen!

Wilhelm.





Schlußwort.

Und Du, so früh berufen
Dem deutschen Reich zur Hut
An Deines Thrones Stufen,
Du junges Zollernblut,
Gottlob, Du stehst gerüstet
Zum Schirmherrn für das Reich,
Ob keck der Feind sich brüstet
In Ost und West zugleich.

Wir aber steh'n wie Mauern
Um unser Kaiserhaus,
Ist Gott mit uns, so dauern
Wir manchen Sturm noch aus;
Ob rings die Feinde toben,
Ob Säul' um Säule fällt:
Wir fürchten den dort oben,
Sonst Niemand in der Welt!

Karl Gerock.

Wir dürfen nicht schließen, ohne der schmerzlichen und erschütternden Ereignisse, aber auch der frohen und erhebenden Tage noch kurz im Zusammenhang zu gedenken, die wir in der Zwischenzeit bis heute durchlebt haben. Als diese „Erinnerungsblätter" geplant und zusammengestellt wurden, war unser alter Kaiser Wilhelm nach einem langen Leben voll Mühe und Arbeit, das für ihn und uns köstlich gewesen, nach reichen Wechselfällen und noch reicheren wunderbaren Erfolgen eben in den ewigen Frieden eingegangen, und Kaiser Wilhelms schwerkranker Sohn, der Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte als Friedrich III. den Thron seiner Väter bestiegen. In die Trauer um Kaiser Wilhelms I. Heimgang mischte sich zugleich die bange Sorge um den Bestand des Reiches, das von Gefahren bedroht eines kräftigen Schirmes bedurfte, mischte sich die Bekümmerniß um den schwerleidenden Sohn des großen Todten, mischten sich die Wünsche und Hoffnungen für seine Genesung, die gerade damals, wo die Mehrzahl des Volkes noch nicht ahnte, daß ein fremder Gaukler von Arzt mit ihm sein Spiel trieb, von der Zuversicht getragen wurden, daß es dem schwergeprüften leidenden Dulder auf dem Throne doch noch vom Geschick vergönnt sein möchte, mit neugewonnenen Kräften für längere Zeit seines hohen Berufes zu walten. Hatte er doch selber diese Zuversicht und hoffte bis in die allerletzte Zeit hinein, noch länger die Herrschaft zu führen; das zeigen seine Erlasse. Auch diese Sorgen und Befürchtungen, diese Hoffnungen und Wünsche, wie sie mit in das Bild der Stimmung jener Tage nach Kaiser Wilhelms Abscheiden gehörten, durften in diesen „Blättern" nicht ganz fehlen. Daher oben die

mancherlei Bezüge und Hinweise auf Kaiser Friedrich in den dem Heimgange unseres großen Kaisers gewidmeten Gedichten, Nachrufen und Betrachtungen. Mit doppelter Wehmuth werden sie jetzt dem Leser das Herz erfüllen, nachdem zur beklagten Wirklichkeit geworden, was damals nur erst in den bangen Herzen als Sorge lebte. Nur wenige Monate nach dem 9. März 1888 beklagte das deutsche Volk zum zweiten Male verwaist den Hintritt seines Kaisers: am 15. Juni 1888 war Kaiser Friedrich mit männlicher Fassung duldend bis ans Ende, ohne zu klagen, seinen Leiden erlegen und seinem großen Vater in den Tod gefolgt. Ein tiefergreifendes Geschick! ein Geschick, dem gegenüber jede andere Stimme als die des Mitleids schweigen muß. Zum Herrscher durch die Geburt bestimmt, von Jugend auf für den Thron erzogen und allseitig vorgebildet, selber eine ritterliche Herrschergestalt, deren männliche Schönheit und leutseliges Wesen im Voraus ihm die Wege gebahnt, Freund aller friedlichen und bürgerlichen Bestrebungen und zugleich bewährt als Soldat und Held auf dem Schlachtfelde, auf dem er durch seine Siege die Geschichte seiner Zeit mitschaffen und den Glanz der ihm einst bestimmten Krone vermehren half, muß er die besten Mannesjahre still sich geduldend auf den Thron warten, dann im 57. Jahre seines Lebens zum Nachfolger eines Vaters berufen, mit dessen bewunderter Größe jeder Wettstreit von vornherein aussichtslos erscheint, fällt ihm die Herrschaft zu gerade in der Stunde, da eine bösartige und heimtückische Krankheit ihn ergriffen. Er ringt mit ihr und weiß sie niederzuzwingen, so weit, daß ihm eben noch die Hand frei bleibt, sie nach der Krone auszustrecken und sie auf ein todkrankes Haupt zu setzen. Und kaum hat er die Zügel der Regierung ergriffen, da entreißt sie ihm der Dämon der furchtbaren Krankheit von Neuem, sie entsinken seinen sterbenden Händen, noch ehe diese Hände Zeit gefunden zu anderen Herrscherthaten als eben nur seinen Namen in das Kaiserbuch der deutschen Geschichte mit zitternden Zügen einzutragen. Wo giebt es ein Geschick, das beklagenswerther wäre? — Wie er als Kaiser seine Herrschertugenden bewährt hätte, wenn das Geschick ihm längere Tage geschenkt hätte, wer will das sagen? wer maßt sich an, hier die Allweisheit zu spielen? Er darf beanspruchen fortzuleben in dem Gedächtniß seines Volkes in dem Bilde, in dem das Volk ihn gekannt und geliebt hat. Sein Andenken wird nie erlöschen und für alle Zeiten verknüpft bleiben mit den ruhmreichen Ereignissen der letzten Jahrzehnte unserer preußischen und deutschen Geschichte. „Der Tugenden, die Ihn schmückten“, heißt es in unseres jungen Kaisers Wilhelm II. schönem Nachruf in der Kundgebung „An Mein Volk“ vom 18. Juni 1888, „der Siege, die Er auf den Schlachtfeldern einst errungen hat, wird dankbar gedacht werden, so lange deutsche Herzen schlagen, und unvergänglicher Ruhm wird seine ritterliche Gestalt in der Geschichte des Vaterlandes verklären.“ —

Es war zuviel des Leides, das uns nach so langen Jahren stolzen Glückes in so kurzer Zeit hintereinander beschieden war. In Wehmuth hat sich seitdem der Schmerz gewandelt, in liebevolle Erinnerung über Tod und

Grab hinaus, die sich ewig erneuern wird in den herzlichsten Formen. Und so oft immer des großen Begründers deutscher Einheit und deutscher Freiheit gedacht wird, Kaiser Wilhelms I., wird man auch seines unglücklichen Sohnes, Kaiser Friedrichs III., dankbar gedenken, des Mitstreiters und Mitbegründers deutscher Herrlichkeit.

Die Liebe währet ewiglich, der Schmerz und die Klage darf nicht ewig währen. Tag und Stunde fordern ihre Pflichten. Das Leben tritt wieder in seine Rechte. Aus düsterem Gewölk bricht die Sonne, und aus Trauer und Leid bricht neu hervor die Zuversicht freudigen Lebens und Wirkens. Hoffnung und Vertrauen sind in die Herzen zurückgekehrt, seit Kaiser Friedrichs Sohn und Erbe mit Thatkraft und in Jugendfrische die Herrschaft übernommen hat, mit dem Gelöbniß, „nach dem Beispiel seiner Väter seinem Volke ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gerechtigkeit zu pflegen, den Frieden zu schirmen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein" und „als Kaiser und König dieselben Wege zu wandeln, auf denen sein hochseliger Großvater das Vertrauen seiner Bundesgenossen, die Liebe des deutschen Volkes und die wohlwollende Anerkennung des Auslandes gewonnen hat". Schon hat der junge Kaiser in den wenigen Monaten seiner Regierung sich die Herzen seines Volkes im Sturm erobert. Hat doch Alles, was er bisher öffentlich gesprochen und gethan, erkennen lassen, daß das große Erbe Wilhelms I. in den Händen seines Enkels, den der Großvater, wie bekannt ein großer Menschenkenner, von jeher besonders geliebt und bevorzugt hat, in den besten Händen ist. Es geziemt sich für uns nicht, lobend hinzuweisen auf die gewinnenden Charaktereigenschaften, die aus allen öffentlichen Kundgebungen und Handlungen des jugendlichen Herrschers bisher hervorgetreten sind. Das aber dürfen wir sagen, Kaiser Wilhelms I. Geist ist wieder unter uns lebendig geworden in allen einzelnen Zügen des Charakters, bis auf die rührende Dankbarkeit, die er den großen Mitarbeitern und Helfern bei seinen Thaten sein Leben lang in getreuem Herzen bewahrt und, ohne mit den Worten der Anerkennung zu kargen, schlicht und groß wiederholentlich öffentlich bekundet hat. Dem schönen Brief Wilhelms I. an Bismarck bei dessen siebzigjährigem Geburtstag tritt zur Seite der ebenso schöne Brief seines Enkels an Moltke, der selbst im Lande unserer Feinde, die für Nichts des Unsrigen sonst leicht ein ehrliches Wort der Anerkennung haben, die Herzen gewonnen hat. Schreibt doch im „Gaulois" derselbe Franzose, dessen Urtheil über Wilhelms I. letztwillige Aufzeichnungen wir oben angeführt haben: „Ich will gestehen, daß der Brief, mit dem der Kaiser Wilhelm II. auf die Entlassung des Feldmarschalls von Moltke geantwortet hat, eines der schönsten und großartigsten Schriftstücke ist, die je einem Menschengehirn entsprossen. Der Mann, der einen solchen Brief geschrieben hat, ist kein gewöhnlicher Herrscher. Was er machen wird, weiß ich nicht. Ich fühle aber, daß diejenigen, welche

ihn als Einen hinstellen, der ganz bereit ist, die Welt in Brand zu stecken, um seinen Helm zu beleuchten, sich und uns täuschen. Wenn man solche Gefühle hegt, fühlt man sich vor Gott verantwortlich für die Geschicke der Menschheit, über die Gott selbst ihm Einfluß verliehen hat. Nichts macht einen Menschen weise und gerecht, wie der ständige Gedanke, daß Gott ihn sieht und richtet jeder Zeit. Diesen Gedanken besitzt nun Wilhelm II. Er besitzt ihn, da er ihn ausspricht, und da er sich in einer Stellung befindet, wo man nicht zu heucheln braucht. ... Wenn ich daher Späße über den Kaiser Wilhelm, dumme Geschichten über sein Thun und Lassen lese, habe ich alle Mühe, nicht in den Ruf auszubrechen: „Wie schade, daß wir nicht einen solchen haben! Wie schade, daß Deutschland ihn uns nicht auf einige Jahre leihen kann, damit er auch bei uns wirken und schaffen könnte!“ ... —

„Wir aber,“ so sagen wir mit der „Täglichen Rundschau“ vom 16. September 1888 mit Bezug auf das Obige, „wir wollen uns des Segens freuen, der uns mit unserem jungen Kaiser geworden ist. In Zeit von wenigen Monaten durch keine besondere That, nur durch das immerwährende Beispiel höchsten Pflichteifers und sittlichen Ernstes eine feindliche Nation dahin zu bringen, daß die Besten in ihr vom Widerstand bereits zur Achtung, ja zur Bewunderung übergehen — das ist schon ein Erfolg für einen Herrscher von 29 Jahren, den Nachfolger ruhmbedeckter Vorfahren!“

Und auch einen Tag, groß und denkwürdig gleich jenem 18. Januar 1871, da im Versailler Schloß neu das Kaiserthum erstand, haben wir seit den Trauertagen unter unserm jungen Kaiser schon wieder erlebt, eine Probe auf die Neuschöpfung des Deutschen Reiches vor 17 Jahren, die auch dem Verzagtesten die Sorge um den sicheren Bestand des Reiches aus dem Herzen genommen. *Aus freiem Wollen und Erbieten* erschienen Deutschlands Fürsten am 25. Juni 1888 vor den Vertretern der Deutschen Nation im Weißen Saale des Königlichen Schlosses zu Berlin, um dem neuen Herrscher auf dem Preußischen Throne, Wilhelm II., ihre Huldigung als Deutschem Kaiser darzubringen und vor aller Welt, Freunden und Feinden, einmüthig zu bekunden, daß das Deutsche Reich dasteht für immer als ein festgefügter Bau und starker Wall. So dürfen wir, bauend auf Kaiser und Reich, getrost der Zukunft und allen Stürmen entgegensehen.

Gott schütze und schirme Deutschland!
Gott schütze und schirme Kaiser Wilhelm II!

Heil dem Kaiser!



Das Mausoleum in Charlottenburg

Kaiser Wilhelms I. Ruhestätte.

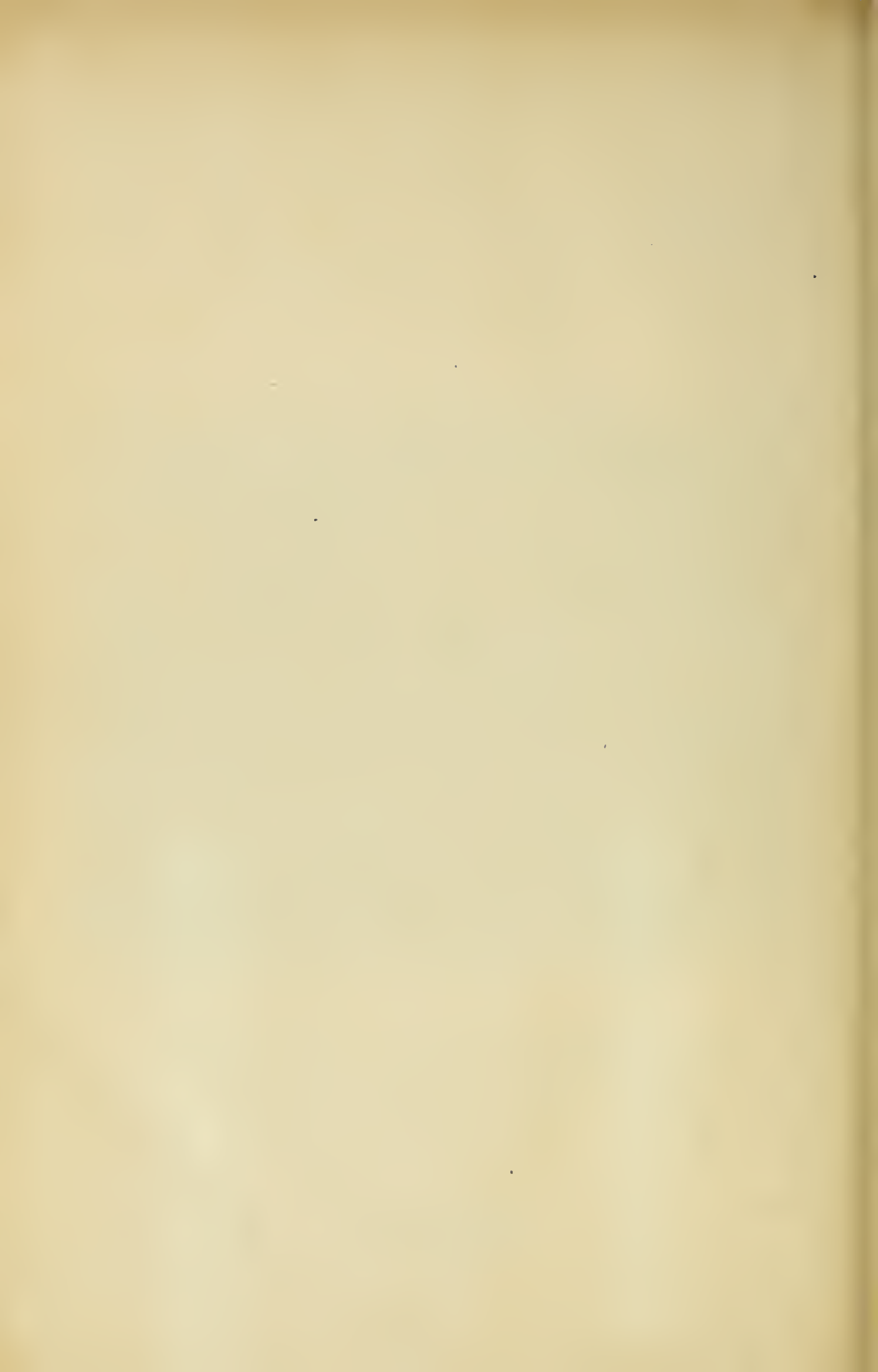
„Die Liebe aber währet ewiglich!“

„Von Seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch Seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was Er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen.“

(Goethe.)














Duke University Libraries
D02474934X